EDMUND KISS

Die Singschwäne aus Thule



DIE SINGSCHWÄNE AUS THULE

DIE SINGSCHWÄNE AUS THULE

Roman

von

Edmund Kiß

Dritte Auflage

v. HASE & KOEHLER / VERLAG
LEIPZIG

Umschlaggestaltung von Kurt Degenkolb



Printed in Germany. – Druck Breitkopf & Härtel, Leipzig

INHALT

EINFÜHRUNG

Der Erdteil Atlantis, die Wiege einer nordischen Hochkultur und das Mutterland eines mächtigen Reiches, war in den Fluten des Ozeans versunken, der heute seinen Namen trägt. Ausgelöst wurde die Erdkatastrophe durch den Einfang unseres Mondes, der eine Umwälzung der Verteilung der Wasser- und Luftmassen und damit eine völlige Änderung der klimatischen Verhältnisse herbeiführte. So endete eine Blütezeit der Erde, während der ihre Besiedlung bis in die höchsten Breitengrade möglich gewesen war.

Von einer Außenstelle des Weltreiches, nahe der Kammhöhe der Anden, dort, wo durch Ausgrabungen bei Tihuanaku nordische Kultur festgestellt ist, hatten sich einige wenige Atlanter gerettet. Sie trugen ihr Los mit dem aufrechten Glauben der Nordländer, die Gott als den ,,Uralten“ verehrten, dem sie sich „brüderlich“ verbunden fühlten.

Unter seemännischer Leitung des Astronomen der Königl. Sternwarte Aztlan, Godda Apacheta, unter Führung des Königs, der als Acora (Kronprinz) zur Zeit des Flut-Unglücks auf Aztlan geweilt, strebt eine Galeere nordwärts, dem Außenposten Thule entgegen, dem „Grünland“ in mondloser Zeit.

Wer meinen Roman „Die letzte Königin von Atlantis“ gelesen, weiß, daß die junge tote Atlanta Framer, deren schweren goldenen Sarg die Galeere trägt, dem Godda Apacheta angetraut war, und, erst als sie ihn tot glaubte, die Frau seines königlichen Freundes und selbst Königin wurde. Als das Königspaar nach vierjähriger

Irrfahrt mit Godda zusammentraf, schwiegen die Beteiligten, und niemand außer ihnen ahnte, daß der junge Acora des Godda Apachetas Sohn war. Auf der Königsgaleere, die nach Nordland segelt, finden wir in meinem neuen Roman „Die Singschwäne von Thule“ die Letzten von Atlantis wieder.

Edmund Kiß.

VOGELZUG

Dies schreibt Godda Apacheta, der Sternweise von Aztlan, am Ende seines langen Lebens in den schimmernden Ring der Himmelsstraße.

> Vergessen und verweht ist das stolze Reich Atlantis, eine Sage wurde es und eine schmerzliche Sehnsucht der Männer und Frauen, die auf der fremd gewordenen Erde um ihr Dasein fechten müssen. Verloren sind die Güter hoher Bildung und stolzer Vergangenheit, verloren ist auch das Nordland Thule, das die springende Quelle nordischer Kraft und Größe war. Mit Eismauern hat uns der Uralte die Heimat verriegelt und glaubte wohl, seine stolzen Brüder beugen zu können! Zugvögel sind wir nun geworden, wie die großen und kleinen Schwingenträger, die nach Süden ziehen, wenn die Kälte zu grimmig wird, und die an die Grenze des Nordländers zurückkehren, um zu brüten, wenn der Frost in Thule nachläßt. Sie vergessen die alte Heimat nicht. Jahr für Jahr kehren sie zurück, denn Jahrtausende lassen sich nicht aus der Seele wischen wie eine blasse Schrift von einer Tafel. Wie sie ihre Heimat lieben, die armen ziehenden Vögel! Aber auch in uns schlummert das Erbe der Jahrtausende. Auch wir lieben unsere Heimat Thule und kehren zurück. Am Rande des Eises kämpfen wir um unser nordisches Land, wir, die wir Schwingen der Seele haben, wir, die Singschwäne von Thule!

Sie waren die ersten Boten aus Grünland, die uns entgegenkamen, als wir von den versunkenen Inseln des Reiches nach Norden

steuerten, Schwäne und Gänse in singenden Geschwadern, und es klang als würden tausend Harfen gerührt, wenn sie nachts über den Mast der Königsgaleere hinzogen. Ich wußte damals noch nicht, daß sie dem Eise entflogen, das ihre Heimat umpanzerte, und sah mit Staunen zum dunklen, verhangenen Himmel empor, aus dem das metallene Sausen der abertausend gebreiteter Schwingen klang. Sie schwebten nach Süden, der Sonne zu, ich aber steuerte nordwärts, in den kalten Nebel hinein, der schon auf der Höhe des Himmelsträgers, an der Einfahrt zum Meere Mitteland, das Schiff in gespensterhafte Schleier hüllte.

Zur Rechten wußte ich die Küste der iberischen Mark des versunkenen Reiches, und wenig südostwärts lag auch die Meerenge mit dem gewaltigen, turmartigen Felsen, auf dem eine starke Wache des Reiches gelegen hatte. Vielleicht lag sie immer noch dort und wartete auf Nachricht und Befehl? Wer konnte es wissen?

In dieser Nacht zweifelte ich daran, ob es richtig sei, den nördlichen Kurs beizubehalten. Aber ich zweifelte auch daran, ob es richtig sei, die Enge des Meeres Mitteland anzusteuern. Selten in meinem Leben war ich so ohne Entschlußkraft als in den Stunden dieser Nacht, da die Singschwäne aus Thule über mich hinzogen. Von Norden wehte es kühl wie die Ahnung einer großen Gefahr, aber auch von der Straße des Himmelsträgers her rief es in meiner Seele wie eine Warnung: Fahre nicht nach dem Meere Mitteland!

Es zuckte wohl in meiner Faust, das Steuer zu legen und gen Steuerbord vor den Nordwestwind zu gehen, aber die Heimat Thule lockte, das stolze reiche Grünland rief, und ich blieb auf Steuerbord Bug am Winde liegen.

Doch die ganze Nacht hindurch rauschten die warnenden Schwingen der Schwäne.

Seit einigen Tagen war es kalt geworden, und nun fror ich am Steuerbaum, als sei ich ein verwöhnter Städter, der keinen Luftzug vertragen kann. Es war wie eine Erinnerung an den hochgelege-

nen See von Aztlan, den ich so oft am Steuer der Galeere überquert hatte. Eisnadeln stachen in mein Gesicht, und der klamme Nordwest trieb das Blut aus meinen Fingern, die den Ruderbaum umspannten. Die alte atlantische Galeere nahm viel Wasser über, weil sie hart am Winde segelte und weil der schwere goldene Sarg meiner toten Königin Atlanta Framer das Vorschiff über Gebühr in die Flut drückte. Ich sah die Brecher um den blinkenden Schrein strudeln, und dann hob sich das Vorschiff mit dumpfem Ächzen und ließ die eisigen Ströme an der Steuerbordreling entlang nach achtern rauschen. Jedesmal, wenn der scharfe Bug mit hartem Ruck in die nächste Woge stieß, knirschten die Verschraubungen, mit denen der Sarg an die Planken geheftet war, und das Schiff schütterte unter der schweren Deckslast.

Droben im Auslug am Mast hockte der junge Lutbrand, ein Kind fast noch von fünfzehn Jahren. Er war einer der Pächterssöhne von meinem Landgut Apacheta in der Grenzmark Tiahusinju in den Anden, den ich mitgenommen hatte, als wir Aztlan verlassen mußten. Er fror wahrscheinlich nicht weniger als ich, wenn ich ihm auch Wolldecken und ein altes Segelpersenning mit hinaufgegeben hatte, denn seine Stimme klang verdächtig nach klappernden Zähnen, als er mich nun anrief. Es zögen Singschwäne neben ihm vorüber, und es ließen sich Schwalben, richtige kleine Schwalben, in Mengen neben ihm und auf ihm nieder! Sie seien ganz müde und zahm und ließen sich mit der Hand greifen. Auch Stare seien gekommen und säßen auf dem Korbrand, ganz bescheiden seien sie und drängten sich auf die Leeseite seines Leibes in den Windschatten. Wenn er nach den Fallen und Schoten griffe, so streife seine Hand die kleinen Federbällchen, aber sie ließen sich anfassen, als seien sie mit ihm befreundet.

Ich rief ihm hinauf, er solle sich nicht ablenken lasten und gut auslugen, denn trotz des diesigen Wetters war die Nacht nicht völlig dunkel, wie sie es so oft vor dem Untergang des Reiches gewesen war. Denn bevor Atlantis in den Fluten des Meeres versank, kannten wir den Mond noch nicht, der nun die Nächte hell

machte. Nun aber lag eine matte Helligkeit auf dem Meere, die teils vom Himmel, teils aber auch von den grünlich blitzenden Wellen zu kommen schien.

Der Vogelflug von Nordland her erfüllte mich mit quälender Sorge. Jetzt war es Frühling, und dennoch kamen die Vögel aus Thule, als seien sie aus der Flucht vor einem Verhängnis, dem sie nicht gewachsen waren. Ich wußte damals noch nicht, daß die gefiederten Freunde der nordischen Menschen Jahr für Jahr wie die Verzweifelten hin und her flogen, einmal von Nord nach Süd und dann wieder zurück, immer wieder, unermüdlich, weil sie es nicht glauben konnten, daß ihre paradiesische Heimat, in der sie Jahrhunderttausende gewohnt hatten, nun verschlossen sei.

Ich selbst kannte unsere Heimat Thule gut, denn ich war Zweimal in meinem Leben im Auftrage des Reiches dort gewesen, einmal im Winter und einmal im Sommer, um Meereskarten zu ergänzen, die eine der wichtigsten Grundlagen des weltumspannenden Handels des Reiches gewesen waren. Die Winter in den Thuleländern waren damals, ehe das Reich verging, mild und fast ohne Schnee gewesen und der Sommer wie ein ewiger Frühling. Wenn es am nördlichen Erdpol Land gegeben hätte, so wäre dort der Roggen reif geworden. Das Land aber war selten in den thuleschen Meeren, nur Inseln gab es, große und kleine, und die größte unter ihnen war Grünland, das in den Heimatlauten des Nordens Grönland genannt wurde, weil dort fast bis in polare Gegenden hinauf ein einziger grüner Garten reichte, eine Kornkammer des Reiches wie die berühmte Idaebene der Hauptstadt Atlantis selbst. Eisland lag droben im Nordmeere, wenige Tagereisen nur ostwärts Grünland, und trug seinen Namen deshalb, weil dort die feuerführenden Berge Eiskappen trugen, so daß man von weitem glaubte, es herrsche Winter auf dem gebirgigen Eiland. Die Thuleländer kannten strenge Winter nicht, wie sie am südlichen Gegenpol der Erde auf wenigen bewohnten Inseln des Reiches vorkamen.

Wenn man von Grünland dreißig Tagereisen über das

Thulemeer nach Westen segelte, so kam man nach Vinland, dem hochberühmten Garten des Reiches, in dem die Weinrebe fast bis zum Pol grünte und das den Seeleuten noch besonders vertraut war, weil in diesem Lande, hoch im Norden, der magnetische Pol der Erde lag.

Fuhr man aber von Grünland nach Süden, so erreichte man in vierzehn Tagereisen Scotenland, reich an Erzen und schwarzem Brennstein, mit milder Luft und ewigem Frühling. Zwölf Tagereisen ostwärts Scotenland aber erhob sich wie eine kostbare Perle Norrland aus dem kühlen Thulemeer, die Heimat vieler unserer Großen in Atlantis. Das versunkene Reich hatte von je seine Kraft und Erneuerung aus der alten Heimat am nördlichen Pol der Erde gesucht und gefunden. Alle Vögel, die in dieser Nacht, da ich am Ruder der letzten atlantischen Galeere nordwärts steuerte, rauschend über mich hinzogen, waren damals Standvögel der Thuleländer und verließen die Nordheimat nie. Unheimlich klang das unablässige Surren und Raunen in der nebligen, eisigen Luft. Es wollte nicht enden und schien eher anzuschwellen als nachzulassen.

„Störche, Herr Godda! Störche!" rief der Junge im Auslug. „Ein ganzes Geschwader ging eben vorüber, dicht an meinem Korb, zu beiden Mastseiten!"

Also auch die schönen schwarzweißen Freunde unserer Bauernhöfe in Grönland verließen die Heimat und rauschten in dichten Ketten auf Gegenkurs an der Galeere vorüber. Mein Herz wurde sehr schwer. Was sollte das bedeuten? Ich überlegte eine Weile, ob ich König Balder oder den alten Reichsgrafen Framer wecken lassen sollte, aber dann beschloß ich zu warten, weil es bald Morgen sein mußte. Mit dem werdenden Licht würde der Vogelzug ja nicht aufhören, und dann konnte man mit den Augen sehen, was in der Nacht so unheimlich an die Tore des Gehörs brandete.

„Voraus wird es hell, Herr Godda!" rief der Junge.

Ich lag hart am Winde und machte wenig Fahrt voraus, wie ich es in den Nächten gerne hielt. Mir waren die Verhältnisse auf

dieser neu gewordenen Erde unbekannt. Ich wußte, daß vorn, also im Norden, die Sonne nicht stehen konnte, aber auch der Mond nicht, der seit dem Untergang des Reiches unser Begleiter am Himmel geworden war. Ich wurde mißtrauisch und ging noch schärfer an den Wind heran, so daß die Galeere fast gänzlich ihre Fahrt verlor. Es war schon gut, daß ich so vorsichtig war, denn wenige Zeittakte später lief ein rauhes Knirschen an den Bordwänden entlang, als rutsche die alte Galeere durch eine Straße von zerriebenem Salz. Ich ließ den Ruderbaum fahren und ging zum Mast, um die Pikfalle von den Klampen zu lösen und das Großsegel aus der Windspannung zu nehmen. Die Pikstenge rauschte nieder, und das Tuch flatterte langsam und mißmutig im Nordwestwind. Daß der schrammende Laut an den Außenborden zusammen mit dem Fieren der Pik für die Schläfer in der Kaje ein Weckzeichen sein werde, wußte ich.

Zuerst kam der alte Reichsgraf Framer von Akapana, der ehemalige Burgherr in Aztlan, nach oben. Er hatte immer den leisesten Schlaf, und wie immer, wenn er an Deck kam, brummte er sehr häßliche Worte vor sich hin, mehr oder minder deutlich, das heißt, ich verstand sie natürlich, weil ich sie kannte. Er war der Meinung, ich sei auf den Strand aufgelaufen und wollte wissen, weshalb ich das getan habe. Ich erwiderte, das sei nicht der Fall, dagegen befänden wir uns immer noch mitten im Atlantik, mindestens zwei Tagereisen von der iberischen Westküste entfernt und etwas achterlicher als dwars läge die Straße des Himmelsträgers. Ich habe die Pik geworfen, weil ich den Tag erwarten wolle, um dann weiter zu segeln.

Framer von Akapana reckte die hakige Nase mißtrauisch in den eisigen Nordwest, schnüffelte einige Male und ging schweigend zum Backbord, wo die grünspanigen Schilde hingen und von Wasser troffen. Die Königsgaleere stampfte nur noch leise in der schweren Dünung und knirschte dabei, als bewege sie sich mühsam durch feinen Wüstensand, oder, wie ich vorher gedacht hatte, durch Salzkrume. Der Reichsgraf stellte fest, daß es schau-

derhaft kalt sei – das hatte ich während der ganzen Nacht merken müssen! – und lauschte nach oben. Er hörte die Schwingen der Singschwäne rauschen. Nun schrien auch Gänse, die über unseren Häupten unsichtbar hinsegelten.

Dann kam der König und reichte mir die Hand zum Morgengruß.

„Erstarrte Fäuste hast du, mein Godda“, sagte er freundlich und besorgt. Ja, meine Hände waren rot und hart vor Frost, und ich merkte es erst jetzt, daß sie mich schmerzten.

Aus der Kaje stiegen sie fast alle, die Letzten des Reiches Atlantis, und sie sahen in dem matten Licht der Stellungsflammen an Borden und Mast wie unheimliche Alben aus, die nächtens aus der Unterwelt empordringen. Die Frauen blieben vernünftigerweise unter Deck, obschon man sagt, sie seien im allgemeinen neugieriger als Männer. Ich freute mich über dies Vertrauen unserer weiblichen Seefahrer. Vielleicht aber wurden sie auch nur langsamer fertig und brauchten Licht dazu. Künstliche Belichtung aber war bei uns verwöhnten Atlantern zu einer kostbaren Seltenheit geworden.

Der junge Schwertritter Gerdung von Gaardepoort beugte sich zwischen zwei Schilden tief über die Reling und holte etwas aus dem Wasser, das in der Tat wie Salz aussah. Es war aber Eis, und eigentlich wieder kein festes Eis, sondern so etwas wie Eisschlamm, der noch nicht völlig erstarrt ist. Der junge Mann warf seinen Fund sofort auf die Decksplanken, weil ihm die Hand brannte, als sei es Feuer.

Dann standen wir schweigend um das weißgraue Etwas herum, der Stellmacher Saland, der alte Kriegsmann Sarota, der Arbeiter Forsanti, der Handwerker Luhre aus Vinland, der Rittcr Gerland aus Tikina, Herr Gerdung aus Gaardepoort, Friebe aus Schoongard, Framer von Akapana, der König und ich. Niemand mochte aussprechen, was er an Unheimlichem in der Seele spürte. Der kleine Ritter Gießel von Suderpoor drängte sich in den Kreis, weil er wegen seiner zierlichen Gestalt nichts sehen konnte, und der

junge Rabe von Guttenberg stieg in die Want, um einen Einblick von oben auf das Wunder werfen zu können. Die anderen aber, die nichts mehr sehen konnten, beugten sich über die Reling, der riesige Wittewehr von Tamdilo, Herr Bilrung von Kalassa, Droger von Siminak und Herr Henneke von Gaatland, und sie betrachteten den knisternden weißen Schlamm, den sie noch nie gesehen hatten. Wehle von Brammerloh und Geyer von Antianyu stießen mit ihren Speeren durch die lockere Masse, und sie schüttelten die Köpfe und sahen sich an.

Der König verrieb das schlammige Eis mit dem Fuß, so daß Wasser daraus hervorkam. Er meinte, das müsse er eigentlich dem Acora zeigen, aber der Knabe stecke bei den Frauen in der Kaje und habe keine Zeit. Es seien nämlich in der Nacht fünf Kinder geboren worden, vier Knaben und ein Mädchen, eines schöner und gesünder als das andere. So habe wenigstens meine Frau Mutter gesagt, die die Gebärenden betreut habe. Der Acora Godda aber sitze inmitten der jungen Mädchen und lasse sich erzählen, wie die Kleinkinder lange Zeit im weichen Leib der Mutter schlummerten, bis sie groß genug seien, um zu den anderen ans Licht zu wachsen.

Ich vergaß eine Weile meine Sorge und lächelte, denn meine Schiffsbesatzung war in einer einzigen Nacht von einundfünfzig Atlantern auf sechsundfünfzig gewachsen. Und ich wußte, daß dies noch nicht alles sei, daß in den nächsten Tagen und Wochen weitere Kinder erwartet wurden. Ich sagte meinem königlichen Freund, nun könne er sich bald mit einem großen Volk sehen lassen und es lohne sich schon, die Krone des versunkenen Reiches zu tragen.

„Das Meer ist weiß, ringsum!“ rief der Junge aus dem Korb. Der König fragte nach oben, wie es dem Wachmann Lutbrand in der bitteren Kälte gehe?

„Heil, mein König, ich friere!“ rief die klare Jungenstimme vom Mast, und wir lachten über die unverzagte Stimme, die wohl ein wenig vor Kälte, sicher aber nicht vor Furcht zitterte.

Es war nämlich recht unheimlich in der trüben Morgendämmerung. Keiner von uns kannte in diesen Breitengraden eine Vereisung des Meeres, sie war uns völlig neu, und was neu ist, erregt mindestens Sorge. Es war, als schwämme die Königsgaleere in einem dicken weißen Brei. Langsam und träge stampfte das Schiff in den langen, stachen Wogen, die im Gegensatz zu den vergangenen Tagen glatt und niedrig geworden waren, während sie bei dem steifen Nordwestwind viel höher hätten sein müssen. Es kamen auch keine Brecher mehr über die Borde, dafür knirschte und knackte es schurrend an den Planken entlang, nahe und fern klang es mitunter, als breche dünnes Glas mit leisem Knall auseinander. Nun, als es fast Tag war, rissen die Wolken auseinander, und Heldung-Atlanta, mein neuer Stern, stand wie eine riesige Scheibe in Dreivierertelerfüllung am südlichen Himmel.

Herr Framer meinte, der Mond sähe heute bedeutend größer aus, als zu der Zeit, da wir ihn zum letzten Male gesehen hätten, es müßten wohl vierzehn Tage her sein. Ich mußte dem alten Herrn recht geben. Schon wiederholt hatte ich es beobachtet, daß der Sklavenstern der Erde, unser neuer Mond, die Größe wechselte, wollte aber noch mehrere derartige Beobachtungen anstellen, ehe ich meine Meinung dazu sagte. Ich kannte als Sternweiser die Gesetze der Umlaufzeiten und der Umlaufgeschwindigkeiten der Himmelskörper und die feststehenden Beziehungen zu ihren jeweiligen Entfernungen von der Sonne, oder, wenn es sich um Sklavensterne handelte, die Abstände von ihren Herrensternen, die sie umkreisten. Ich wußte, daß die Entfernungen der Trabanten von ihren Herrensternen nicht immer die gleichen blieben, und daß die Umlaufgeschwindigkeiten in Sternnähe höhere waren als in Sternferne. Das alles war in den atlantischen Sternwarten gesicherte Erkenntnis der Sternweisen gewesen, Kenntnis, die auf jahrtausendelanger genauer Beobachtung beruhte. Es war für mich eine Selbstverständlichkeit, daß der neu von der Erde erworbene Wandelstern, den wir nun den Mond nannten, sich nicht anders verhalten werde, als etwa die beiden kleinen Sklavensterne

unseres Nachbarwandlers, der als Kennzeichen den Namen des Kriegsgottes trug. Mein neuer Stern, der Mond, lief also in sehr gestreckter Bahn um die alte Erde, und zwar deshalb, weil er erst vor wenigen Jahren durch die Schwerkraft der Erde eingefangen worden war und noch keine Zeit gehabt hatte, seine Umlaufbahn auszurunden. Ich vermutete, daß er hierzu viele tausend Jahre nötig haben werde, und daß der Größenwechsel also vorläufig eine ständige Erscheinung sein werde. Und da der Mond etwa dreißig Tage zu einem Umlauf um die Erde benötigte, so erklärte sich auch, daß sein Bild alle vierzehn Tage deutlich wechselte, daß er einmal sehr groß, dann aber wieder klein erschien. Mehr wußte ich vorläufig von dem rätselhaften Gesellen nicht. Nur selten ließ der Himmel eine einwandfreie Beobachtung zu, aber auch dann war von der Oberfläche des gefangenen Wandlers wenig zu erkennen, weil ständig ein weißlicher, gleißender Dunst um die strahlende Kugel webte, als ströme kochend heißer Dampf aus seinem Leibe und bedecke ihn auf seinem vollen Rund. Mit einem Lächeln dachte ich an jene Fieberreise, als der Pfeil des Cuzco auf Akapana in mein Auge gedrungen war, als der uralte Bruder im All mich auf die Eisfelder des neuen Sternes entführte. Wie lang war das her! Und nun war es schon fast eine Sage geworden!

Die dunstende Mondscheibe wurde blasser. Aus dem Osten, von der Straße des Himmelsträgers her, meldete sich der junge Tag mit seinem tröstenden Licht. Aber was er uns zeigte, war nicht geeignet, uns besonders fröhlich zu machen. Er zeigte uns eine Landschaft, die nur wenige von uns auf den höchsten Ebenen der königlichen Anden gesehen hatten, nur war die Landschaft auf dem Atlantik ungleich großartiger und weiter. Sie wurde nicht auf engem Raum von Gebirgen umgrenzt, sondern von einer weitgespannten Augenlinie, und soweit ich sehen konnte, dehnte sich eine blitzende, weißgraue Ebene aus, die unter der rollenden Dünung des halb in Fesseln geschlagenen Ozeans mühsam atmete. Ein eisiger, erstarrender Hauch kam von diesem furchtbaren Feld aus schlammigem Eis, das unsere alte Galeere in seine zähen Bande gelegt hatte.

Junge Burschen stiegen in die Kaje hinab und holten Mäntel für den alten Herrn Framer und für den König. Schweigend starrten wir auf die dunklen Geschwader ziehender Vögel, die den Himmel bis zur Kimmung in wechselnden Abständen deckten. Die Schwalben, die sich auf Mast und Rahen niedergelassen hatten, flogen ungesäumt weiter, sowie das Licht des neuen Tages auf sie fiel. In hakenförmigen Gruppen rauschten Reiher dicht über das Schiff, etwas höher in schrägen Linien die Enten und Gänse, in straffen Reihen hintereinander die Taucher. Hoch am Himmel segelten die Störche in endlosen Reihen, Ibisse flogen in sonderbaren Wellenformen südwärts, als würden sie gehetzt. In gedrängten festen Wolken huschten Stare und Finken vorüber, in unregelmäßigen Schwärmen Strandläufer und Austernfischer. Und rings in der Runde lagen auf dem schlammigen Eis des Atlantik größere und kleinere schwarze und graue Punkte verstreut; das waren die Opfer der schrecklichen Flucht aus Nordland, das waren die großen und kleinen Flieger aus Thule, die den Kampf nicht durchfechten konnten und die todesmatt auf das Meer gesunken waren.

Wir sahen uns wieder an, und niemand sprach ein Wort während der ersten Stunde dieses Tages.

Ich ließ das Segel völlig fieren und an Deck nehmen, da an ein Weitersegeln vorläufig nicht zu denken war. Dann hockte ich mich in den Windschutz des goldenen Sarges meiner Königin, die in dem kostbaren Schrein ihren letzten Schlaf tat, und ließ meine Augen über die bleiche Ebene wandern, die unter den langen Wellen des atlantischen Meeres stöhnte und knirschte, als litte sie unter unsagbaren Schmerzen. Gegen Mittag wurden die Geschwader der ziehenden Vögel lichter, und allgemach wurde es einsam über der weißen Fläche des Meeres. Schwerfällig stampfte die Galeere in der zähen Dünung, und ich hörte hinter mir die Verschraubungen des Sarges an den Decksplanken knirschen und dachte, nun würde ich bald meine Königin ins Meer senken müssen, das den Namen ihres versunkenen Reiches trug. Schon in den letzten Wochen ließ mich die bohrende Sorge nicht los, daß der wuchtige

goldene Sarg dem Fahrzeug zum Verhängnis werden könne, wenn einmal ein schweres Wetter kam, was doch zu erwarten war bei einer Seereise von vielen Monaten. Durch die ständigen Bewegungen der Galeere hatten sich die Schrauben gelockert, und ich hatte sie immer wieder anziehen lassen, aber das Holz gab nun im ganzen nach, und die Schrauben faßten nicht mehr. Ich hielt es für besser, den Entschluß gleich zu fassen, weil das Schiff im Augenblick sehr ruhig lag, so daß wir die Reling ohne Gefahr für Schiff und Besatzung abbauen konnten.

Als wir nach dem Mittagsmahl zusammensaßen, schlug der König selbst vor, was ich gedacht hatte. Herr Balder hatte in der Nacht das Reißen und Knirschen der Decksbalken gehört und wußte, daß er für die Lebenden zu sorgen hatte und nicht für die tote Königin.

Ehe der Abend kam, rollte der schwere Totenschrein meiner Atlanta Framer auf Holzrollen zum Außenbord. Die Galeere neigte sich tief, als der Sarg in der Lücke der Reling stand, die der Zimmermann Saland gebrochen hatte.

Der Acora Godda stand zwischen dem König und mir und hatte uns an der Hand gefaßt. Ich sah dem adligen Freund in die Augen, und Herr Balder nickte mir zu. Niemand durfte wissen, daß die Königin meine Frau gewesen, und daß der Acora nicht der Sohn des Königs, sondern der meine war. Deshalb sprach ich über dem Sarg die letzten Worte, als sei ich nur als Lehnsmann beteiligt und nicht als nächster Verwandter. Ruhe im Frieden Deines Meeres, Königin des versunkenen Reiches! Unsere Hände hoben sich zum Gruß, langsam glitt der schwere Schrein hinab, und das Eis schloß sich über ihm.

Ich glaube, ich habe nie den Schädel so hochgereckt als an dem Tage, da ich meine stolze Königin um der Lebenden willen dem atlantischen Meere gab.

Nachts, als der Stellmacher Saland die Reling wieder geschlossen hatte, lehnte ich, in Decken gehüllt, neben meiner alten Mutter an der Stelle, unter der in zweitausend Gleichereinheiten Tiefe das

Glück meines Lebens ruhte und für immer aus dem Kreise der Lebenden geschwunden war. Ein kostbarer, zärtlicher Atemzug Gottes war erloschen, ein Kleinod seines Reichtums, der verschwenderisch ist und auch dem Edelsten keine Ewigkeiten schenkt, weil seine Ewigkeit die Wiederkehr des Adligen in zukünftigen Geschlechtern ist und nicht die Dauer des Einzelnen. Aber ich wußte auch, daß die Wirkung der adligen Seele weit über die Geschlechterfolgen gehen kann und damit eine Dauer erreicht, die nicht jeder Seele gegeben ist, und daß unser edles atlantisches Geschlecht nicht ans uns Gegenwärtigen allein besteht, auch nicht allein aus denen, die in der Kette der Liebe uns folgen, sondern vornehmlich aus denen, die gewesen sind und deren Adel Vermächtnis und Verpflichtung ist. Dies ist die Ewigkeit des Uralten, die Steigerung der Seele aus dem Adel der Ahnen zu kommender Hoffnung. Unserer eigenen Seele aber gab der Uralte den Wunsch, aus freier Entschließung göttlich zu sein, und dies ist nicht an Raum und Zeit gebunden, weil das Jenseitige nicht mit Zeit und Raum gemessen werden kann. Mein Sohn, der Acora Godda, der schon lange unten in der Kaje schlief und vertrauensvoll dem einäugigen Steuermann die Sorge für das Schiff überließ, der einzige Sohn meiner einzigen Geliebten, sollte die Kette in die Zukunft tragen, stolz, tapfer und treu, wie die Mutter gewesen war und wie – vielleicht auch der Sternweise Godda Apacheta versucht hatte, zu sein.

„Es war gut, daß du es getan hast“, sagte meine alte Mutter. „Mir scheint, als hebe die Not der letzten Atlanter erst an.“

Ich legte den Arm um ihre vom Alter gebeugten Schultern und lächelte ihr in die klaren lieben Augen, die aus dem blassen, schmalen Gesicht leuchteten wie zwei stille Richtlichter an der Einfahrt des Heimathafens.

„Ich will noch lange bei dir bleiben, mein Godda“, fuhr die Mutter fort. „Eine Reihe von Jahren werde ich die Not mit dir gemeinsam tragen, weil du sehr einsam bist, so einsam, daß ich oft schwere Sorge um dich habe.“

„Mutter, ein Mann, der Aufgaben hat wie ich, trägt die Einsamkeit seiner Seele mit leichten Schultern“, erwiderte ich. Dabei mußte ich heimlich über den Mut der alten Frau lachen, denn sie war nun neunzig Jahre alt und war entschlossen, den Kampf um Leben, Raum und Macht mit mir gemeinsam zu führen, damit ich nicht so ganz allein sei! Und sie hatte recht. Half mir doch ihre Liebe über so manches schwere Iahr hinweg, das nun kam und bewahrte mich davor, den Kampf eines Raubtierdaseins aufzugeben, einen Kampf, der einem Menschen von hoher Kultur nicht leicht fällt. Sie wurde härter als ich, aber ich wußte, sie war es nur, um mir zu helfen. In ihrer Seele ruhte das kostbare Erbteil unserer adligen Frauen, Zartheit und Liebe, die, wie ich vermute, ein unmittelbares Geschenk des Uralten an seine liebsten Freunde sind.

In der heutigen Nacht übernahm der Ritter Gerland von Tikina die Ruderwache, aber ich ging erst spät zur Kaje, weil ich den Sternen auflauern wollte. Sie waren selten geworden, denn fast immer standen Wolken vor ihnen, und ich brauchte sie so dringend, um festzustellen, an welcher Stelle auf dem Atlantik sich die Galeere befand. Ich bat den jungen Marke, er möge mich wecken, wenn die Wolken aufgingen, und wenn es nur ein wenig sei. Jeder freie Himmelssteck sei mir wichtig.

Ich richtete meine Meßgeräte an Deck, um sie griffbereit zu haben, und stieg in die Kaje hinab. Dort aber warteten einige junge Frauen auf mich und wollten dem einäugigen Steuermann die neugeborenen Kinder zeigen. Das konnte ich nicht ausschlagen und wollte es auch nicht, weil ich wie fast alle Männer neugierig bin und mich immer wieder wundere, wie aus den häßlichen, winzigen Lebewesen später so schöne und ordentliche Menschen werden können oder auch Unordentliche, je nachdem. Unser Völkchen von Mädchen und Frauen war in der letzten Zeit nicht gut auf mich zu sprechen, weil ich kein süßes Wasser zum Waschen und Baden hergeben konnte. Nun durfte ich es erst recht nicht tun, weil ich nicht wußte, wie lange die Königsgaleere in

dem weißen Eisschlamm festsitzen werde. Das konnte unter Umständen noch sehr lange dauern. Unter den früheren, mir bekannten Verhältnis konnte die Reise nach der Südspitze von Grünland nicht mehr länger als zwanzig Tage dauern, aber wer wußte nun nach dem Untergang des Reiches, wie sich die Welt im Norden verändert haben mochte. Einen Vorgeschmack dieser Veränderung hatte ich ja jetzt schon. Wohl besaß ich Wasser für die dreifache Zeit, dennoch blieb ich erbarmungslos und forderte, daß zum Baden und Waschen Seewasser genommen werden mußte, obschon ich selbst darunter litt, wie schlecht sich dies Wasser zur Reinigung eignete. Ich untersuchte den Frischwasserbestand, der unter der Obhut eines Ruderers mit Namen Sarota stand, eines Kriegsmannes aus der geringen Zahl der Überlebenden der Festung Akapana auf dem Hochlande von Tiahusinju. Ich sah das schlechte Gewissen in seinen Augen, als er mir mit seiner tönernen Lampe in die Fässer leuchtete, aber ich sagte nichts und wandte mich ab. Ehe ich aber den Bilgeraum mit den Süßwasserbehältern verließ, bat ich ihn, er möge die Fässer nie offen stehenlassen, denn es sei grade soviel verdunstet, wie man zum Baden der Kleinkinder nötig gehabt hätte. Nun könne ich den jungen Frauen das Badewasser für ihre Kinder nicht bewilligen.

„Ich wußte, daß du es merken würdest, Herr Ritter Godda“, erwiderte der Mann. „Ich glaube aber, auch du wärest schwach geworden, wenn du so viele Mädchenaugen hättest bitten sehen.“

„Wenn du die kommende Not sehen könntest wie ich, so wärest du hart geblieben“, sagte ich wenig freundlich. „Ich löse dich nicht ab, weil ich dich kenne und weil du immer zuverlässig gewesen bist. Daß du es diesmal nicht warst, liegt am Alter. Man soll nicht härter gegen andere urteilen als gegen sich selbst. Vielleicht wäre ich auch weich geworden.“ Dann stieg ich die Leiter zur Wohnkaje hinauf. In dieser Nacht wurde es mit dem Beobachten des Sternhimmels nichts, denn die Wolken wurden dichter, und es fiel in großen Mengen Schnee, der auf dem Eisschlamm liegenblieb und alle die toten Flieger zudeckte, die aus dem Vogelzug gefallen

waren. Im Schneegestöber stürzten Schwärme von Enten und Gänsen auf Deck, die völlig geblendet waren und deshalb jede Richtung verloren hatten. Die jungen Leute der Besatzung konnten sich daher daran machen, die ermatteten Vögel einzusammeln und zu töten. Sie wurden auf Deck in Eislagen gepackt, damit sie frisch blieben, und ich gestehe, daß ich sehr froh war, auf solche Weise eine Ergänzung der Nahrungsmittel vornehmen zu können. Auch ließ ich mit schnell angefertigten Holzgreifern den fußhohen Schnee rings um die Galeere und auf den Planken heranholen und in einem besonderen Faß einschmelzen, was in dem Bilgeraum ohne Anwendung von Feuer allein geschah, weil es dort warm war. Auf diese Weise erhielt ich in den nächsten Tagen auch Badewasser für unsere Frauen. Sarota aber hatte sich meine Mahnung wohl gemerkt und wurde sehr geizig mit dem ihm anvertrauten Gut.

“Wie lange willst du hier auf der Schneewiese bleiben?“ fragte mich der kleine Acora eines Tages, als er mit mir an der Bordwand stand und über die Weite schaute. Er traute mir alle Macht der Erde zu, weil ich der Steuermann war. Ich antwortete, wir würden bald aus dem Eis frei kommen und er solle Geduld haben.

Aber nicht nur der Knabe war unruhig. Auch der König, das merkte ich wohl, schaute Tag für Tag sorgenvoller in die graue Schneeluft hinein, ans der jetzt neben dem Schnee endlich auch Regen fiel. Als das geschah, schöpfte ich wieder Hoffnung, zumal die Kälte nachgelassen hatte. Und eines Nachts, vielleicht elf Tage, nachdem die Galeere im Eisschlamm festfuhr, bekam ich offenes Wasser und bald darauf auch einen freien Sternenhimmel.

Reichsgraf Framer und der König sahen mir zu, als ich die Meßgeräte bediente. Sie waren in atemloser Spannung, was meine Stellungsberechnungen erbringen würden. Vor fünfundvierzig Tagen hatten wir die acorischen Inseln verlassen, wir mußten daher mindestens auf der Höhe der nördlichen Sturmbucht der Drudenmark stehen, wenn ich die täglichen Segelgeschwindigkeiten in Rechnung setzte, die ich aus dem Schiffstagebuch ablesen konnte.

Meine Berechnungen dauerten viel länger als sonst, denn ich mußte sie einige Male wiederholen, weil ich das Ergebnis nicht fassen konnte. Wieder und wieder setzte ich den Stift zu neuer Rechnung an, legte das Auge wieder und wieder an die Meßlücken der Geräte und rechnete erneut. Das Ergebnis änderte sich nicht. Es war und blieb richtig, was ich errechnet hatte.

König Balder wurde unruhig und fragte, warum ich heute so lange Zeit für die Standortsbestimmung benötige? Ich erwiderte, ich habe angenommen, ich hätte einen Fehler in der Berechnung gemacht, müsse aber einsehen, daß meine Standortsfeststellung richtig sei.

„Wir stehen nur fünf Tagereisen nördlich deiner acorischen Inseln, Herr König“, sagte ich bedrückt.

Herr Framer fuhr fast wütend auf. Ich wolle wohl sagen, vierzig Tagereisen und nicht fünf! Die Galeere habe bis zur Vereisung bei steifem West und Nordwest gradezu große Fahrt gelaufen, und ich müsse mich verrechnet haben, oder meine Meßgeräte seien nicht in Ordnung.

Ich konnte dem alten Herrn aber nicht helfen. Wir waren dreißig bis fünfunddreißig Tage gleichsam auf der Stelle gesegelt.

Als ich das sagte, schüttelte der König den Kopf und meinte, das könne nicht sein, aber ein anderes sei möglich, nämlich, daß die Eisdrift, aus uns unbekannten Gründen, südlich gelaufen sei und daß wir einfach mitgenommen worden seien. Es müsse eben eine ganz ungeheure Flut oder Strömung von Nordland hergelaufen sein, die jede Eigengeschwindigkeit der Galeere übertroffen habe.

„Vielleicht ist dein neuer Stern auch hieran schuld“, meinte Herr Framer mit freundlichem Spott und wunderte sich nicht wenig, als ich ihm ganz ernsthaft recht gab. Er habe doch selbst beobachtet, sagte ich, wie gewaltig groß die Scheibe des neuen Mondes geworden sei, als wir sie zum letzten Male sahen. Der Trabant sei zu jener Zeit gerade in Erdnähe gewesen und habe mit seiner gesteigerten Schwerkraft die Flut samt den Eisfeldern zum

Gleicher gezogen. Ich sprach die Vermutung aus, daß der Strom inzwischen gekentert sei und daß wir augenblicklich wieder nordwärts trieben, weil der sich nun für vierzehn Tage entfernende Mond die Flutmengen aus seiner Macht entließe. Diese Flutmengen seien im Süden angestaut gewesen und müßten nun zurück und nordwärts driften.

„Es ist auch angenehm warm geworden“, nickte der König. „Das läßt darauf schließen, daß Godda Apacheta richtig gerechnet hat und daß wir in der Nähe der acorischen Inseln stehen. Der Wind kommt aus Südwesten. Ich sehe aber ein, daß wir auf solche Weise Grünland nicht erreichen werden.“

Framer, der nach seiner Nordheimat wollte wie wir alle, wurde zornig und erinnerte an Aztlan und an seine eigene harte Ausdauer. Das sei thulesche Art. Und er sei für Beibehaltung des nördlichen Weges. Mit dem neuen Trabanten Mond werde es schon nicht so bedenklich sein, und bei dem herrschenden steifen Südwestwind müsse der Durchbruch nach Thule noch einmal versucht werden. Ob ich denn nicht sähe, daß die Galeere wie ein Pfeil durch den Atlantik pflüge? In Grönland aber warte die Heimat!

Framer sprach den Namen des Thulelandes Grünland in seiner nordischen Mundart aus, vielleicht um an unser sehnsüchtiges Herz zu rühren. Gewichtige Gründe führte Herr Framer an, die den König und mich zu anderen Zeiten nachdenklich gemacht hätten. Im Meere Mitteland, und dies sei das einzige Meer, das wir befahren könnten, wenn wir auf das Nordmeer verzichteten, sei Krieg gewesen, als das Reich versank. Er erinnerte den König daran, daß der Herr Vater starke Kampfverbände habe nach Hellas schicken müssen, um die Freiheitsbewegung niederzuschlagen, die dort Erfolge gegen das Reich erfochten hatte. Ob dieser Streit noch andauere, wisse er natürlich nicht, aber man komme da in einen Bienenschwarm hinein, ohne wesentliche Kriegsmacht, mit nur einem einzigen Schiff, das vor Alter bei jeder Woge stöhne. In Thule dagegen sei gesichertes Heimland, dort erwarte uns kein

Krieg. Mit offenen Armen wurden die Blutsbrüder uns dort aufnehmen, und wir hätten einige Jahre des Friedens wohl verdient!

Der König fragte mich, ob ich mich getraue, die Galeere in fünfundzwanzig Tagen nach Grönland zu führen, und als ich das verneinte, befahl er kurz und sicher. „Wir segeln durch die Straße des Himmelsträgers zum Meere Mitteland."

Ich hob die Hand zum Zeichen des Gehorsams. Der alte Reichsgraf tat das gleiche wie ich. Er war ein Meister im Befehlen gewesen, aber er konnte auch gehorchen, das bewies er jetzt. Mißtrauisch beobachtete er eine Weile meine Züge, ob ich etwa spöttisch lache, aber ich tat es nicht, und der Alte bekam wohlwollende, ja freundliche Augen. Dennoch sagte er bedrückt, nun werde er die Heimat nicht wiedersehen, aber er sei ein alter Kriegsmann des Königs und werde dort sterben, wo es befohlen werde.

„Die Heimat? Thule?", lachte der König ein wenig bitter. „Mein alter lieber Reichsgraf, unsere Heimat sehen wir alle nicht wieder."

„Mein königlicher Herr ist noch jung genug dazu", meinte Framer von Akapana. „Ich dachte nur an mich."

„Frage Godda Apacheta", erwiderte der Fürst und wandte sich ab. Ich bestätigte die Meinung des Herrschers und erinnerte Herrn Framer an den gewaltigen Vogelzug aus Norden, den wir beobachtet hatten. Alle diese gefiederten Freunde ans Thule würden nicht nach Süden fliehen, wenn ihnen Grönland, Eisland, Vinland, Norrland nicht verschlossen seien. Wenn das Eis sogar bis in die sonnigen Breiten des Meeres Mitteland vorgedrungen sei, so starre Grönland heute unter Eis und Schnee und schlafe seinen Todesschlaf, unzugänglich für die Menschen und unbewohnbar für die Tiere. Ich zweifele zwar nicht daran, daß vereinzelte Menschen sich vielleicht mit Mühe in der alten Heimat würden halten können, aber als Kulturland, was es bisher gewesen sei, käme Thule nicht mehr in Betracht. Es sei deshalb der einzig noch mögliche Ausweg, zur Straße des Himmelsträgers zu steuern, zumal der Wind dafür vorzüglich stehe, nämlich fast unmittelbar aus

achtern. Nach meiner Berechnung brauchten wir nicht mehr als fünf Tage für diese Fahrt, und schon in der folgenden Nacht würden wir feststellen können, ob der Strom nun tatsächlich, wie ich vermute, wieder nordwärts liefe.

Da die Sonne warm vom fast wolkenlosen Himmel schien, war ich nicht lange allein am Ruderbaum der Galeere. Meine Mutter saß neben mir auf einer aufgeschossenen Seilrolle, der König ließ sich einen Sessel an Deck tragen und hielt den Acora zwischen den Knien. Framer von Akapana und Gerdung von Gaardepoort lagen auf wollnen Decken und schauten den weißen Wolken nach, die nordwärts wanderten, schneller als wir. Es sah fast so aus, als drifteten die Luftmassen um uns gleichfalls nordwärts! Marke, Wilbrand, Forsanti und Luhre hatten ihre jungen Frauen mit den Kindern an Deck gebracht, so daß die neuen Menschen des Nordstammes zum ersten Male den frischen Wind des Atlantik spürten. Unsere Mädchen saßen nebeneinander auf dem großen Baum des Segels bis weit über die Reling hinaus und ließen sich von dem wankenden und knarrenden Holz hin und her wiegen. Sie sahen sehr schön und lustig aus, diese frischen jungen Menschen in ihren sauberen Kleidern und hellen Farben, und ich fühlte es deutlich, wie sie an diesem frohen Tage mein großes Entzücken bildeten, an dem Tage, da wir den Kurs nach dem Lande, zur Enge des Himmelsträgers gerichtet hatten. Wer an schwerster Verantwortung trägt und einsam zur Sorge verurteilt ist, empfindet solch Entzücken doppelt und mehr. Grade das sorglose Lachen der jungen Mädchen tat unendlich wohl, es rann wie ein beglückender Strom in mein lastgewohntes Herz, und meine Finger, die wie immer den Griff des Ruderbaumes umspannten, versuchten ab und zu den Takt der fröhlichen Lieder mitzuklopfen, die über das glatte Deck der Königsgaleere klangen. Wenn ich auch über den Befehl meines Fürsten froh war, die Enge zu gewinnen und in das Meer Mitteland einzulaufen, so ließ mich eine bange Sorge nicht los, daß uns eine Gefahr dort drohe, der ich vielleicht nicht gewachsen war. Da ich mir aber keine Begründung wegen dieser

Sorge geben konnte, so versuchte ich, sie zu verscheuchen. Unsicher und voller Gefahren war die Erde, wo wir auch hinkommen würden. Aber Gefahren mußten gemeistert werden!

Die Kleinkinder tranken an den Brüsten ihrer Mütter, und die Schönheit Gottes leuchtete von der weißen Haut der Frauen und der trinkenden Kinder. Es war kein Hochmut und keine Überheblichkeit, daß wir unser stolzes, schönes Geschlecht für den Liebling des Uralten hielten. Vom zartesten Blond bis zum hellen goldenen Braun leuchteten die Flechten unserer Frauen in der Sonne. Der junge Lutbrand, der in jener ersten Eisnacht im Korb auf dem Mast gewesen war, lag neben mir hingestreckt und badete den sonnengebräunten Körper in der warmen Luft.

So saß der König, der letzte, der in Atlantis herrschte, inmitten der Letzten seines stolzen, nordischen Volkes, aber diese Letzten bargen die Hoffnung, daß es nicht zu Ende sein könne mit den Menschen aus Thule, daß sie sich den ihnen gebührenden Platz an Gottes warmer Sonne mit Geist und Schwert sichern würden, durch Not und Elend zu neuer Größe!

Rauschend liefen die langen Wogen des atlantischen Meeres unter dem Kiel her, hoben die Galeere und glitten darunter hin, bis es am Bug hell aufschäumte, und die Welle vorwärts verlief. Mast und Rahen knackten und knirschten unter dem Druck des gespannten Segels. Oben im taumelnden Auslug saß einer der jüngsten unserer Jungmänner, kaum vierzehn Jahre zählte er, und ließ die Beine über den Korbrand baumeln. Er hatte den Mund gespitzt und schien ein Lied zu pfeifen, aber man konnte es nicht hören, weil der Wind die Laute mit nach Norden nahm.

In regelmäßigen Zeitabständen warf ich die Logleine, ohne daß ich allerdings großes Zutrauen hegte, daß die gemessene Geschwindigkeit der Galeere richtig sei. Ich hatte den dringenden Verdacht, daß wir vor dem Wind auf nordwärtssetzendem Strom dahintrieben, und es wurde mir heiß und kalt, wenn ich daran dachte, daß dies mit der gleichen Geschwindigkeit geschehen könnte, wie es auf der Eisdrift vor vierzehn Tagen in umgekehrter

Richtung geschehen war. Ohne daß die Freunde es merkten, legte ich den Kurs immer strenger dem Lande zu, bis er scharf auf die nördliche Westküste der Mark Simbabuie gerichtet war, der riesigen Mark des Reiches, in der mein Bruder Statthalter gewesen war. Lieber wollte ich gegen die Felsen des Himmelsträger-Gebirges rennen, als die Einfahrt in die Enge versäumen.

Am späten Nachmittag dieses sonnigen Tages leistete mir mein Sohn, der kleine Acora Godda Gesellschaft. Bisher hatten ihn die Kleinkinder mehr gelockt als der einäugige Steuermann am Ruderbaum, aber nun war er zufrieden und dachte wieder an mich, und daß er ein kleiner Galeerenkönig werden wollte. Er erzählte mir mit tiefem Ernst, daß die Kinder genau wie die Pflanzen entständen, wie die Äpfel zum Beispiel, nur seien die Menschenkinder zuerst zarter und empfindlicher als die Äpfel und müßten lange im Schoß der Mütter warten, ehe sie dort herausgeholt würden und umherlaufen dürften wie er und ich. Ich ließ mich gerne von meinem Sohn belehren, und es war auch ganz richtig, wie er es sagte und mit seinem Kinderverstand fassen konnte. Ich war der geduldigste Zuhörer, den er an Bord kannte. Aber ich war ja auch sein Vater, und Atlanta Framer, die Königin, hatte ihn mir geboren, als ich ferne von ihr in Aztlan weilte. Wie sollte ich dem Knaben nicht geduldig zuhören?

„Armer Steuermann, dich habe ich sehr lieb“, sagte der kleine Mann zwischendurch, und dabei schlang er seine Arme um meinen Hals und streichelte mir die Stirn über der leeren, häßlichen Augenhöhlung. Godda Acora wußte nicht, daß ich sein Vater sei. Er wußte nur, daß er als Sohn des Königs Balder einmal die Krone des Reiches tragen sollte, und hielt mich für einen armen Mann, den er aber trotzdem besonders liebte.

„Wo fährst du jetzt hin, armer Steuermann?“ fragte der Knabe. Ich erzählte ihm von der Straße des Himmelsträgers und von dem hohen steilen Felsen, der wie ein Wächter an ihrem Rande stände, und daß dahinter das Meer Mitteland liege mit seinen vielen Inseln und Halbinseln, mit der iberischen Mark, wo der Herr

Großvater das Silber habe graben lassen, mit dem die Zinnen der Königsburg in Atlantis bedeckt waren, mit dem Lande der Etrurer und der Dreiecksinsel, auf der ein Feuerberg rauche, mit der Halbinsel Hellas und ihren tausend Städten und Dörfern. Hellas aber habe mit dem Herrn Großvater Streit gehabt, und man wisse nicht, wie der Streit augenblicklich stehe. Vermutlich sei er beendet, weil das große Unglück von Atlantis doch auch die Hellenen getroffen haben müsse. Und der königliche Herr wolle nun einmal hinfahren und fragen, ob der Streit wirklich beigelegt sei.

„Ist es dort auch kalt?“ fragte der Acora weiter. Ihm schien die Erinnerung an das vereiste Nordmeer recht drückend zu sein.

„Nein, mein kleiner Godda“, antwortete ich, „im Meere Mitteland scheint die Sonne. Dort wirst du es sehr gut haben und dort wirst du von deinem alten Steuermann lernen, was du lernen willst, viel von den Sternen und dem neuen Mond, den die Erde sich einfing wie einen dicken Fisch, von der Sonne und von den Wandelkörpern, die um sie laufen, von den Haarsternen und den weißen Schnuppen, die wie huschende Lichtchen über das Himmelszelt laufen, von der Erde und ihren Völkern, von den Erzen, aus denen die Könige die Schwerter schmieden, von den schwarzen Brennsteinen, mit denen sie das Erz glühen und aufschmelzen und von den Tieren, die durch grüne Wälder traben.“

So plauderten der Acora und ich, als die Galeere des Königs mit raumen Schoten auf das Gebirge des Himmelsträgers zuhielt, das aber noch weit, weit hinter der Kimmung im Osten lag.

Mit Spannung erwartete ich die Nacht. Ich lehnte es ab, mich ablösen zu lassen, weil ich messen müsse. Der König setzte sich selbst an den Ruderbaum, als es Abend wurde, und ich wartete mit klopfendem Herzen auf die ersten hellen Sterne. Dann saß ich lange und maß und rechnete, verglich mit den Logmessungen und rechnete wieder. Die Sterne waren zuverlässige Gesellen, sie irrten sich nicht, und ich irrte mich auch nicht, weil ich mich auf ihre Angaben verließ. Aber das Herz wurde mir schwer, als ich mich an den König wendete und ihm das Ergebnis meldete. „Wir sind

seit gestern vier volle Tagereisen nach Norden gelaufen“, sagte ich.

Wortlos ergriff der Fürst den Holzhammer, der neben ihm in der Duchtklappe lag und schmetterte ihn dröhnend gegen einen der broncenen Schilde an der Achterreling. Ich wußte, was dies zu bedeuten hatte. Der König wollte halfen und hart an den Wind gehen, um das Land im Zurücksegeln zu gewinnen. Der vierte Teil der Stromversetzung konnte allerdings nur durch das Zurücksegeln, also durch die Eigengeschwindigkeit der Galeere wett gemacht werden. Die Straße des Himmelsträgers aber hatten wir wohl schon versäumt.

Die Segelwache stieg verschlafen ans der Kaje und stürzte an die Fallen und Schoten. Ich aber legte mich neben meinen Herrn an Deck nieder und freute mich, wie auf seinen Befehl die alte Galeere gehorsam achterlich durch den Wind drehte, lauschte auf das Reiben der großen Schotleine in den Rollen des Baumes und auf das unwillige Knarren der Pikstenge. Das Schiff neigte sich tief auf den Backbord, so daß die ersten Brecher über die Reling kamen, und dann richtete es sich langsam ein wenig auf. Rauschend pflügte der Kiel nach Südosten, so dicht am Winde, wie es möglich war, und mit langen Stampfbewegungen ging unser tapferes altes Boot der nordwärts setzenden Flut entgegen. Die Segelwache stieg wieder in die Kaje hinab. Ab und zu sah ein verschlafener Kopf mit unordentlichem wirren Haar aus dem Niedergang und tauchte beruhigt wieder in die Tiefe, denn die Galeere lag fest auf gradem Kurs und zog mit gleichmäßigem Stampfen ihren nassen Weg.

Die kommenden Tage brachten schlechtes, stürmisches Wetter. Die Wolken hingen bis fast auf die Meeresfläche hinab, Regen und Schnee fielen in großen Mengen auf das Schiff, und die Fernsicht nach dem erhofften Lande war nahezu versperrt. Leider konnte ich nun keine Stellungsmessungen mehr vornehmen, ahnte aber schon, daß der Entschluß des Königs, gegen die mondgeschaffene Nordströmung anzugehen, zu spät gekommen sei. Wahrscheinlich

hatte uns die nordwärts driftende Mondflut schon längst an der Enge des Himmelsträgers vorübergerissen und brachte uns nun von Stunde zu Stunde näher an die Vereisungsgrenze heran. Dennoch blieben wir zähe auf dem gewählten Kurs liegen. Einige Tagereisen konnten wir dadurch doch einsparen und befanden uns, wenn uns der Eisstrom auf Süddrift faßte, wenigstens schon nahe am Lande.

Wir brauchten nur wenige Tage zu warten, dann saßen wir fest, wie vor dreißig Tagen. Wieder knirschte um uns der zähe Eisschlamm der nördlichen Eisgrenze, wieder zogen die Vögel über uns hin, und wieder drang uns der Frost durch die dünnen, ungenügenden Kleider.

Als ich das Großsegel fierte und an Deck ausrollen ließ, hatte sich meiner eine dumpfe Wut bemächtigt. Süßwasser wurde nur noch spärlich ausgegeben, und zum Kochen durfte nur geschmolzener Schnee verwendet werden, der sich hoch auf unserem Schiff und auf dem Eisschlamm des Meeres aufhäufte. Gleichzeitig sahen wir in dieser Gegend zum ersten Male größere Eisberge, die uns Nebel und scharfen Frost brachten. Das Deck war vereist, die Schoten liefen nicht mehr durch die eingefrorenen Rollblöcke, die Marsringe des Segels bildeten einen zusammengefrorenen eisigen Klumpen, und um das Ruder fror der Schlamm fest, so daß man sich vergebens gegen den Baum stemmte und keine Drehung mehr zustande brachte. Es war eine Lage, in der man vor Verzweiflung hätte heulen mögen.

Immerhin geschah etwas, was sehr tröstlich für mich war. Ich erkannte eines Mittags in der Ferne Land, und zwar ein Gebirge, das sich hoch über der Meeresfläche erhob, und ich vermutete, daß dieses Gebirge die nördliche Grenzsperre der iberischen Mark gegen das Drudenland sein müsse. An dieser festen Landmarke konnte ich endlich mit Sicherheit die Stromgeschwindigkeit der Norddrift feststellen, und ich erkannte, daß sie immer noch sehr erheblich war.

Aber auch diese Landmarke schwand gegen Abend und wich

weit nach Südosten zurück, also daß ich die Vermutung hatte, wir liefen nunmehr in die Sturmbucht der Drudenmark ein, ohne Segel oder Riemen bemühen zu brauchen. In der Bucht aber hatte sich das Eis an vielen Stellen gestaut. Schwere Schollenmassen schoben sich krachend übereinander, so daß wir das donnernde Brechen und Splittern namentlich nachts deutlich hören konnten.

Als ich eines Tages nach kurzer, unruhiger Nacht an Deck stieg, erkannte ich, daß wir endgültig eingefroren waren. Das zähe Wogen der Eisschlamm-Massen hatte aufgehört, und das Meer lag als eintönige weiße Ebene vor mir. Nur ab und zu ging ein donnerähnlicher Ton über die Weite, nämlich dann, wenn sich irgendwo ein Riß bildete. Unsere Jungburschen, verwegen und leichtsinnig, wie sie ja sein müssen, liefen schon auf dem rauhen Eis umher, obschon es hier und da drohend knisterte. In der Ferne sah ich wieder Land, das diesmal unbeweglich in gleicher Richtung stehen blieb.

Die nördliche Driftfahrt der Galeere hatte also ihr Ende erreicht.

„Schiff an Steuerbord voraus!" rief der Junge im Korb zu mir hinab. Ich ärgerte mich und hielt die Meldung für falsch, weil sie zu unglaublich klang. Ich stieg aber dennoch sofort selbst in die vereisten Wanten und ließ mir oben am Korb die Entdeckung wiesen. Da das Wetter mit wachsendem Morgenlicht aufklarte, erkannte ich mit meinem einen Auge einen fernen Gegenstand, Zwischen flache Eishügel eingekeilt, der in der Tat Ähnlichkeit mit einer großen Galeere hatte. Der Jungmann, der seine beiden gesunden Augen ja noch hatte und besser sehen konnte als der arme Steuermann, erklärte, das Schiff habe zwei Masten, von denen der eine in der Mitte durchgebrochen sei. An der Nock des anderen Mastes wehe eine Flagge mit blauer Grundfarbe.

Das konnte nur die Flagge des Reiches sein!

In kurzer Frist hingen Wanten und Pardunen unseres Bootes voll Menschen, die alle das fremde Schiff sehen sollten. Drüben hatte uns die Besatzung soeben gleichfalls ausgemacht, denn es stiegen Nachrichtenflaggen am unbeschädigten Mast auf, doch

waren sie nicht zu entziffern, weil die Luft zu diesig war. Nur die Notflagge konnte ich deutlich erkennen.

Da der Frost weiter zunahm und die Eisdecke um unsere Galeere zu einer tragfähigen Schicht machte, bat ich den König um Erlaubnis, zu dem fremden Schiff hinübergehen zu dürfen, und zwar am nächsten Tage ganz früh, zumal die Eisdecke dann noch fester geworden sei. Ich erhielt die Erlaubnis, fünf Leute mitzunehmen, die als Träger dienen sollten, denn ich vermutete, daß die Galeere manches wertvolle Gut bergen möge, das uns mangelte. Auch war es nicht ausgeschlossen, daß ich nach erfolgter Besichtigung den Vorschlag machen würde, unser altes Boot zu verlassen und auf das große Schiff überzusiedeln, zumal wenn es Lebensmittel und Wasser in reicherer Menge haben sollte als wir. Der König wollte allerdings von einer Aufgabe unserer alten Galeere nicht viel wissen und hatte die Neigung, nur eine Besatzung auf das andere Schiff zu legen, wenn die Vorteile so groß seien, wie ich es vermute. Damit war er aber einverstanden, daß der Versuch gemacht werden müsse, an das fremde Schiff heranzukommen.

Daß es in Not war, konnte man an der Flagge sehen. Wohl waren auch wir in Not, nur saßen wir im Eisschlamm fest, der nun hart gefroren war und den Leib der Galeere aus dem Wasser gehoben hatte. Drüben schwebte das Schiff viele Fuß höher als wir zwischen baumdicken, geborstenen Schollen. Das konnte für Fahrzeug und Besatzung eine schwere Gefahr bedeuten, und vielleicht hatten die Eisplatten auch schon die Planken eingestoßen, so daß die Galeere bei Flottwerden sinken mußte. Die abgerundete Bauart der atlantischen Galeeren schien allerdings gegen den Eisdruck sehr günstig zu sein, wie ich an der Königsgaleere beobachten konnte, die sich mühelos ans dem Eis gehoben hatte und dem Druck nicht mehr ausgesetzt war. Wenn dies auch bei der fremden Galeere der Fall war, so bestand die Hoffnung, daß sie noch seetüchtig geblieben war.

Wir traten am anderen Morgen, gut ausgerüstet mit Decken

und Waffen, die Wanderung über das Eis an. Unser kleines Beiboot, das gewöhnlich umgestülpt an Deck des Schiffes festgezurrt war, zogen meine Männer an einer Leine hinter sich her, als sei es ein Schlitten. Ich hatte es für richtig gehalten, das Boot mitzunehmen, weil niemand wissen konnte, ob und wann sich Risse im Eis bilden konnten, die wir im Boot zu überqueren gezwungen sein würden. Im Beiboot aber saß, warm verpackt, meine alte Mutter, die mit der ihr eigenen Zähigkeit darauf gedrungen hatte, mitzugehen, denn drüben auf der fremden Galeere sei Not, und es sei vermutlich auch gesundheitliche Not. Sie war in der Heilkunst erfahren und würde helfen können. Nun fuhr sie im Bootsschlitten mit, aber ich kannte die Gründe, die sie zur Mitfahrt bewegt hatten: Sie traute der Festigkeit des Eises nicht und wollte zusammen mit ihrem Sohn untergehen, wenn es sein mußte. Sie hatte auch keinen Einspruch erhoben, daß ich die Gruppe führte, die zu dem fremden Schiff hinüberwanderte, denn nur ich kam in Frage. Der König gehörte zu seiner Galeere und zu seinem kleinen Volk. Herr Framer von Akapana war zu alt für einen Marsch über holpriges Eis, und es wäre für einen Führer wenig angemessen gewesen, wenn er sich im Beiboot hätte ziehen lasten müssen. Also blieb nur ich als Führer übrig, schon deshalb, weil nur ich beurteilen konnte, ob die Fahreigenschaften des vom Eis hochgeschobenen fremden Schiffes gelitten hätten oder nicht. Als Begleiter hatte ich mir Herrn Gerdung von Gaardepoort, meinen Freund und Waffenbruder aus der Zeit meiner kurzen Statthalterschaft auf der Insel Acora, ausgebeten, ferner kamen mit mir der Stellmacher Saland, den ich als tüchtigen Zimmermann und Handwerker kannte, die Arbeiter Forsanti und Luhre und mein kleiner Schiffsjunge Lutbrand, dem ich besonders zugetan war. Dieser junge Mensch war tapfer, treu und zuverlässig, und ich hoffte, daß er einmal ein tüchtiger Ritter werden würde.

Zu meinem Staunen kam uns auf halbem Wege eine schlanke Gestalt entgegen, und ich erkannte, als sie näher gekommen war, daß sie ein blutjunges Mädchen von kaum achtzehn Jahren war.

Die Fremde hatte sich gegen die Kälte mit einem kostbaren Pelzmantel geschützt, den ich gradezu bewunderte. Wir besaßen nämlich keine Pelze, weil wir aus den Gleichergegenden kamen, in denen solche Bekleidungen nicht bekannt waren. Es herrschte ein klirrender Frost, der uns den Atem in den Bärten erstarren ließ. Ich hatte deshalb meinen nun schon recht dünnen und verschlissenen schwarzen Gelehrtenmantel angelegt und das Wehrgehänge mit dem Schwert darüber geschnallt. Auf dem Kopf trug ich eine Mütze aus brauner Schafwolle, die mir meine Mutter für die kalten Nächte am Ruderbaum der Galeere aus Resten eines mottenzerfressenen Umhanges gefertigt hatte.

Ich mußte lächeln, als ich erkannte, daß die Fremde mit der kleinen Hand den Griff eines dolchartigen Messers umspannte. Es hing an ihrer rechten Hüfte, und das Mädchen sah in dieser Haltung recht wie ein kleiner Ritter ans, der entschlossen ist, sich gegen einen einäugigen Räuber und seine Spießgesellen zu wehren. Sie hatte ihre klaren blauen Augen haßerfüllt und auch ein wenig ängstlich auf mich gerichtet, und ich verstand die Spannung, die sie empfinden mochte, als sie als junges, schlechtbewaffnetes Mädchen vor fünf bärtigen, verwegen aussehenden Männern stand, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Auch konnte ich verstehen, daß ein einäugiger Mensch nicht grade zutrauenerweckend aussieht.

Eine Kopfbedeckung trug das Mädchen trotz des harten Frostes nicht, auch hatte sie einen Kälteschutz des Kopfes nicht nötig, denn die dichten Flechten waren wie eine richtige Kappe um den runden Kopf gewickelt. Als ich sah, daß ihre letzten Schritte zögernd wurden, und daß sie schließlich stehen blieb und sich zweifelnd nach dem Zweimaster auf dem Eisschollenberge umsah, legte ich mein Schwert in das Beiboot neben meine Mutter, legte auch den Mantel ab, damit die Fremde erkennen konnte, daß ich unbewaffnet sei und befahl meinen Männern, stehen zu bleiben. Dann ging ich ganz allein auf den furchtbaren Gegner zu, der, wie ich hoffe, ein wenig erleichtert war, daß der einäugige Riese

Godda Apacheta sie wenigstens nicht sofort erschlagen wollte.

Im Ernst! Die Kleine hatte schon recht. Was ich noch nicht wußte, wußte sie um so bester. Beilzeit und Schwertzeit waren auf der verwüsteten Erde angebrochen. Es war nicht gut, dem Fremden zu trauen, und es war gut, auch gegen den eigenen Bruder vorsichtig zu sein. Hunger und Not machen auch edle Menschen zu wilden Bestien, zumal wenn es gilt, die eigene Sippe zu erhalten gegenüber der anderen, die ebenfalls um ihr Dasein und um die Macht im kleinen und kleinsten Rahmen kämpft. Ich hatte immer noch Reste einer guten Erziehung aufzuweisen und hatte auch noch immer eine nicht geringe Meinung von meiner Ritterlichkeit. Wußte ich doch in jener Zeit noch nicht, wie bald auch ich zum rücksichtslosen Fechter gegen alles und jeden werden würde, der sich mir und meinem Lebens- und Machtwillen entgegenstellte.

Das Mädchen ließ die Hand vom Dolchgriff und hob sie zögernd zum Gruß, als ich es tat. Dann standen wir uns schweigend gegenüber, und sie sah mit sichtbarem Schrecken und Grauen auf meine linke leere Augenhöhle, die recht häßlich aussah, das wußte ich wohl, aber ich hatte in der Eile vergessen, die schwarze Klappe davor zu binden, die mir meine Mutter gefertigt hatte. Und nun durfte ich ein wenig eitel werden. Die blauen, kühlen Augen der fremden Frau glitten prüfend zu meinem gesunden Auge, schienen schnell ein Urteil zu fällen und wanderten zu meinen Gesellen hinüber, die im Hintergrunde warteten. Die quälende Spannung in ihrem weißen Gesicht löste sich schnell. Sie hatte plötzlich keine Sorge mehr, und darauf war ich eitel und stolz, denn ich hatte noch kein beruhigendes Wort gesprochen.

„Ich bin Godda Apacheta aus Aztlan“, sagte ich schließlich.

„Ich heiße Katte Hogger und bin aus Vingat in Grönland“, entgegnete sie mit heiserer Stimme, weil sie sich offenbar in der eisigen Luft erkältet hatte.

„Katte Hogger“, wiederholte ich. „Du bist also ein Mädchen aus meiner Heimat Thule, aus dem grünen Land am Pol. Die Hogger waren doch Kaufleute im Reiche Atlantis? Ich habe ihre Fracht-

galeeren oft im Hafen von Atlantis löschen und laden sehen. Die Hoggertöchter, so sagte man damals, seien die reichsten Erbinnen im Nordlande."

„Sie sind nun so viel wert, wie sie selbst bieten können", lachte das Mädchen und zeigte dabei die starken schönen Zähne.

Ich fragte, welche Hilfe sie brauche, denn ich habe neben der Flagge des Reiches die Notflagge am achteren Mast ihrer Galeere wehen gesehen. Wir könnten Zeit sparen, wenn ich es schon jetzt erführe und dann einige meiner Burschen zur Königsgaleere zurückschicken könne, um Gerät oder Lebensmittel zu holen.

Nein, sie brauche nur ärztliche Hilfe für ihren Vater, der auf dem Paketschiff zurückgeblieben sei. Lebensmittel und Wasser seien reichlich vorhanden, nur fehlten die Menschen. Die gesamte Besatzung sei vor acht Tagen an Land gegangen. Der Vater habe nicht gut mit der Besatzung gestanden, und es habe Streit und Kampf gegeben, in dem der Vater niedergeschlagen worden sei. Sie selbst sei gezwungen worden, mit den Schiffsleuten und den wenigen Fahrgästen zu gehen, doch sei sie in der zweitfolgenden Nacht geflohen und sei zum Schiff zurückgewandert, weil der Vater dort hilflos zurückgeblieben sei. Den schwerverwundeten Mann hätten die Leute nicht mitnehmen wollen. Nun sei sie allein mit dem Wunden auf der großen Galeere und bitte um ärztliche Hilfe.

„Katte Hogger, wußtest du nicht, daß du in den sicheren Tod gingest, wenn du allein auf die Galeere zurückkehrtest?", fragte ich.

„Daran habe ich nicht gedacht, Godda Apacheta", erwiderte sie.

Ich aber dachte. dies Mädchen ist adlig! Als ich mich umwendete, um meine Gesellen zu rufen, nahm mich Katte an der Hand und ging neben mir her zum Boot. Sie fühlte sich wohl geborgener, wenn sie an meiner Hand ging. Dem ersten Eindruck nach war sie noch ein Kind, denn unsere nordischen Mädchen behalten lange ihre Frühjugend. Meine Männer und die Mutter waren freundlich zu ihr, und sie ließ meine Hand los und begrüßte jeden

einzelnen. Meine Mutter aber sah mich prüfend an und lächelte ein wenig. Dann wanderten wir weiter und kamen an das fremde Schiff, das wir mittels einer Trossenleiter bestiegen, die von der Reling aufs Eis hinabhing.

Im Kartenraum des Schiffsführers lag der Kaufmann Hogger aus Vingat mit verbundenem Arm und Kopf. Er lag ohne Besinnung und merkte nicht, als wir leise eintraten. Meine Mutter nahm sich sofort seiner an. Ich aber kannte die Maske des Todes. Zu oft hatte ich sie in den letzten sechs Jahren sehen müssen, um mich zu irren. Die junge Katte würde ihren Vater bald verlieren.

Ich mußte nun für die Lebenden und Gesunden sorgen und bat das Mädchen, mir das Schiff ansehen zu dürfen. Ob Wasser und Lebensmittel vorhanden seien? Ja, das hatte sie schon vorhin auf dem Eis gesagt. Es sei sogar mehr als genug da, und die von Bord gegangene Besatzung habe nur einen kleinen Teil mitnehmen können. Die „Windbirge“ sei ein Paketschiff ihres Vaters und sei auch mit Lebensmitteln reich beladen, die für Paardegatt bestimmt gewesen seien. Dies war eine Infel des Reiches und sie war mit dem Reich zusammen in den Fluten des atlantischen Meeres versunken. Katte Hogger wußte natürlich nicht, ob das Fahrzeug an Planken und Kiel gesund geblieben sei. Die Eisschollen hätten es oft heftig gedrückt, das habe sie wiederholt beobachtet, und das Holzwerk habe Tag und Nacht gestöhnt und geknirscht, aber dann sei es immer wieder vom Eisdruck emporgehoben worden. Dann habe das Knacken jedesmal aufgehört. Bisher sei das rundgebauchte Schiff immer wieder nach oben gerutscht, und das sei seit eineinhalb Jahren so gegangen und nie sei etwas Ernstliches an dem Schiff geschehen.

Katte führte mich durch die Galeere ihres Vaters und erzählte mir dabei, wie ihr Vater und sie selbst auf dies Schiff gekommen seien, denn ich wisse wohl, es sei nicht üblich, daß der Schiffseigner und dazu noch seine Tochter an den Seereisen der Schiffsführer teilnähmen, oder doch nur selten und bei besonderen Gelegenheiten, wenn geschäftliche Besprechungen in anderen Teilen

der Erde eine solche Reise nötig machten. Ihr Vater habe früher eine Flotte von achtundsechzig Paketschiffen auf allen Meeren des Reiches unterhalten, und von diesen sei das eine, die „Windbirge“ auf der Reede in Vingat gewesen, als das furchtbare Erdbeben kam. Es sei vor sechs Jahren wohl gewesen, als es geschah, und es habe so plötzlich eingesetzt, daß die Holzhalle ihres Vaters in Vingat wie ein Schiff im Sturm gewankt habe.

Ich nickte. Alles dies hatte ich ja selbst in Aztlan in vielleicht noch furchtbarerer Form erlebt.

„Weiter“, bat ich, als wir in den Frachträumen des Schiffes durch enge Gänge wanderten, in denen der Frost erbarmungslos hauste. Aber er hatte ein Gutes gehabt und hatte es noch. Die Lebensmittel, die hier lagerten, waren seit sechs Jahren oder doch seit langer Zeit eingefroren und konnten nicht verderben. Ich fror in meinem dünnen Seidenmantel.

„Armer Herr Godda“, sagte Katte Hogger, die das merkte. „Du bist nicht mehr jung. Ich will dir einen Pelzmantel holen, damit du bei mir nicht krank wirst.“ Ich ließ sie gewähren und freute mich über die wohlige Wärme, die der dichte Pelz spendete. Katte Hogger aber berichtete weiter, während ich die Räume der Galeere nacheinander besichtigte.

Ihr Vater sei zu dieser Zeit, als die Erdbeben einsetzten, zum Hafen gegangen, um bei der Zollbehörde das Schiff zur Ausreise fertig machen zu lassen. Sie habe gewußt, daß der Vater anschließend an diesen Gang an Bord gehen werde, um sich von einigen Freunden zu verabschieden, die als Reisegäste mit der „Windbirge“ nach Paardegatt und Atlantis fahren wollten. Als die Erdstöße sich mit ihrem donnernden Krachen verstärkten, sei sie aus dem Haus gelaufen, aber ich solle nicht denken, daß sie besonders furchtsam sei, doch es sei wirklich über alle Maßen erschreckend gewesen. Sie habe nicht gewußt, daß die Erde beben und schaukeln könne, die früher so fest und sicher unter ihren Füßen gewesen sei. Dennoch sei das Haus nicht eingestürzt, weil es nicht aus Stein gebaut gewesen sei, wie die Häuser in Atlantis, sondern aus

Eichenholz. Die Balken und Rahmen hätten sich wohl gebogen, aber sonst sei nichts geschehen, und sie und die Hausgenossen seien unverletzt geblieben. Aber im Hafenstädtchen Vingat sei an vielen Stellen Feuer ausgebrochen, man habe es in der plötzlich diesig gewordenen Luft nur undeutlich sehen können. Da sie gewußt habe, daß ihr Vater am Hafen sei, so habe sie sich entschlossen, zu ihm zu laufen, obschon sich die Erde unter ihren Füßen ständig ruckweise bewegt habe, so daß sie mehrere Male zu Boden gestürzt sei. Auch sei die Erde an mehreren Stellen richtig eingesunken, und sie habe solche Stellen öfters umgehen müssen.

Am Hafen aber sei vor ihren Augen das Wasser gefallen, nicht grade sehr schnell, aber man habe es deutlich verfolgen können, wie der Wasserstand von Stunde zu Stunde geringer geworden sei, bis sich der Hafengrund mit seinem Unrat gezeigt habe und die vielen Fahrzeuge, die an den Molen lagen, auf Grund gesessen hätten.

„Und am Gleicher stieg das Wasser zur gleichen Stunde", sagte ich nachdenklich und blieb stehen. Ja, so mußte es gewesen sein! Der Schwerezug des neu erschienenen Mondes zog die Wassermengen der irdischen Ozeane gleicherwärts. Da mußte ja das Wasser bei Grünland, hoch am Pol der Erde, entsprechend fallen!

Ich bat Katte Hogger, weiter zu erzählen. Ja, es sei gradezu unheimlich gewesen. Rings an den Bergen Grünlands – wir Volk aus Thule nennen es Grönland, lächelte sie – sei plötzlich ein langer, schnurgrader Strich erschienen, der immer höher aus dem Meere heraustrat. Das habe so ausgesehen, als hebe sich die ganze Landmasse gleichmäßig ans dem Meere heraus, aber es sei doch eher so gewesen, als sei das Wasser gefallen. Genau habe sie das nicht feststellen können. Und der grade Strich an den Gebirgshängen von Grönland sei die Linie des ehemaligen Strandes gewesen.

Damals, als dies alles geschah, sei sie zwölf Jahre alt gewesen, aber sie wisse es, als sei es heute geschehen. Später, als das Wasser immer wieder kam und dann wieder weglief, habe sie auch erkannt, daß nicht das Land sich hob, sondern daß das Meer sich

verlief und dadurch ein Heben des Landes vortäuschte, denn wenn alle vier Wochen die Flut zurückkam, habe es ausgesehen, als tauche das Land wieder ein wenig in die See hinein. Ein solches Auf- und Absteigen des Landes in kurzem Wechsel sei aber wohl nicht möglich.

Ich stimmte dem jungen Mädchen zu. Es habe ganz richtig beobachtet. Nicht das Land habe sich bewegt, sondern das Wasser des Meeres. Die umgekehrte Erscheinung sei am Gleicher der Erde eingetreten, und auch heute noch flute das Meer im Wechsel von vier Wochen hin und her und folge dabei dem Flutzuge des Mondes, der sich in der gleichen Zeit von der Erde entferne und sich ihr wieder nähere. Diese letzte Ausführung verstand die junge Katte allerdings nicht, aber sie sagte nichts dazu. Dann berichtete sie weiter.

Ihren Vater habe sie gesund an Bord der „Windbirge" angetroffen. Das Schiff aber habe auf Grund gelegen und habe sich nicht mehr rühren können, weil das Wasser verschwunden war, und die Fahrgäste seien ausgestiegen und dann die Besatzung auch, und schließlich sei nichts zu tun übriggeblieben, als nach Hause zu gehen, weil ein eisiger Wind aufgekommen und ein Menge Schnee gefallen sei, wie es noch nie in dem schönen grünen Vingat gewesen sei. Und dann seien sie noch vier Jahre lang in der Stadt wohnen geblieben, während viele andere Menschen schon lange über die vereiste See gegangen seien, um im Süden wärmeres Land zu suchen. Es seien aber viele umgekommen, denn die Kälte sei unter freiem Himmel mörderisch gewesen, und nur in geheizten Räumen sei es möglich gewesen, den jahrelangen, ununterbrochenen Winter durchzuhalten. Dabei wäre eine Unmenge von Brennstoff nötig gewesen, und auch eine Verschwendung mit Feuerung habe nicht verhindern können, daß die hölzernen Wände ihrer Wohnung in Vingat ständig von Reif glitzerten, und daß die Kälte durch die kleinsten Fugen eindrang. Die ganze Stadt sei langsam verödet. Die Daheimgebliebenen hätten schließlich die leerstehenden Häuser abgebrochen und als Feuerung benutzt. Das

habe auch ihr Vater so gehalten. Zuerst habe er nur die eigenen Wohnungen und Speicher abgewrackt, dann habe auch er fremde Häuser zerbrochen und als Heizstoff verbraucht.

„Und wie war es mit dem Meer?“ fragte ich, weil mich der Gedanke an die Mondflut vor der Enge des Himmelsträgers nicht losließ. Kaum hatte ich noch ein Auge für die Beschaffenheit des Kieles, den wir nun untersuchten, als wir durch den Bilgeraum stiegen.

„Wie meinst du das, Godda Apacheta?“, fragte das Mädchen. ,,Ich sagte doch schon, das Meer sei weggegangen.“

Ich erwiderte, das habe ich gehört, aber sie habe auch erzählt, das Meer sei wiedergekommen, doch ich möchte wissen, wie hoch es dann immer gestiegen sei. Und Katte berichtete, wie die See alle vier Wochen wieder angestiegen sei, aber nicht so hoch, wie vor dem Beginn der großen Erdbeben, nein, lange nicht so hoch! Es sei mindestens zweihundert Fuß unter der trocken liegenden Strandlinie am Hange der Gebirge geblieben.

„Und euer Schiff, die ‚Windbirge‘?“, fragte ich. Das Schiff sei vereist gewesen, hoffnungslos vereist, ob es nun auf Grund gelegen habe oder alle vier Wochen vom Wasser aufgehoben worden sei, und zwar die ganzen Jahre hindurch etwa gleichmäßig. Wenn der Vater nicht mit einigen Knechten ab und zu den Schnee von Deck geschaufelt hätte, so wäre die Galeere im Laufe der Zeit vielleicht sogar verschwunden. In der Strenge des Frostes aber habe es einen fühlbaren Unterschied gegeben. Mit dem Weggehen des Wassers sei die Luft unerträglich dünn geworden, wie auf ganz hohen Bergen, und gleichzeitig habe sich der Frost verstärkt. Wenn aber das Wasser zurückgekommen sei, habe auch die Kälte ein wenig nachgelassen und die Luft sei dichter geworden.

Als ich das hörte, vermutete ich gleich, daß der Mond nicht nur das Wasser, sondern auch die Luft von den Polen zum Gleicher zog und sie wieder zu den Polen entließ, wenn er sich von der Erde entfernte. Ich war froh, daß eine Augenzeugin mir das bestätigen konnte. Katte Hogger aber fuhr fort:

Das Schiff habe jahrelang einmal auf dem gefrorenen Schlamm gelegen und einmal auf seichtem Wasser geschwommen, mit einem Kranz von abgerissenen Eisschollen um den runden Leib. Es habe wie ein Eisberg ausgesehen, der immer abdriften wollte, wenn das Wasser wegging und der von den vereisten Seilen ihrer Anker daran ge-indert wurde. Sie und der Vater hätten, in doppelte und dreifache Pelze gehüllt, die „Windbirge" oft besucht, hätten sich einen Tunnel durch den Schnee zum Kajenniedergang gegraben und seien ebenso wie jetzt mit dem Herrn Godda aus Aztlan durch die Räume gegangen und hätten nachgesehen, ob das Fahrzeug gesund und seetüchtig geblieben sei. Die Ladung, die ich in den Lasträumen gesehen habe und die zum großen Teil aus Lebensmitteln bestehe, sei volle sechs Jahre alt, sei aber im steten strengen Frost nicht verdorben. Wenn das Meer wiedergekommen sei, so hätte das Wasser zwar nicht ausgereicht, die im Hafen auf Grund liegenden Galeeren aufzuheben, dagegen sei die „Windbirge", die wegen der Ausreise auf der Außenreede gelegen habe, jedesmal vom Grund abgehoben worden und habe wie ein schwimmender Eisberg ausgesehen, wie sie überall auf dem Meere umhertrieben. Es sei nämlich mit dem Frost so schlimm geworden, daß das fruchtbare grüne Land unter einen Panzer von Eis geraten sei, und aus diesem Panzer sei von den Bergen eine Reihe von Eisströmen ins Meer geflossen, die dann abgebrochen und als Eisberge in den Atlantik hinausgetrieben seien.

Wie es in Vingat mit den Lebensmitteln gewesen sei, fragte ich, als wir das Steuerruder auf seine Brauchbarkeit untersuchten. Damit sei es immer gut gegangen, antwortete Katte Hogger. Es seien ja unendliche Vorräte vorhanden gewesen. Allein ihr Vater habe mehrere hohe Holzspeicher besessen, die alle gefüllt gewesen seien.

„Als dann in den folgenden Jahren immer mehr Menschen der Eiseskälte zu entgehen suchten dadurch, daß sie den Weg südwärts über das vereiste Meer gingen", fuhr das Mädchen fort,

„konnten wir uns auch von den Vorräten der anderen Menschen nähren, die sie doch nicht mehr nötig hatten. Wir hatten aber eingesehen, daß die Rettung der Menschen auf einer Südwanderung fast immer versagt war, denn manche waren mit erfrorenen Gliedern zurückgekommen und hatten von den Leichenfeldern erzählt, die sie unterwegs angetroffen hatten und die von dem zurückkommenden Meer weggespült worden seien. Ich war damals sechzehn Jahre alt geworden, als ich meinem Vater riet, mit der vereisten Galeere nach Scotenland zu fahren. Das sei nicht allzu weit, und dort sei die Kälte sicher nicht so schlimm wie in Vingat, denn Scotenland liege doch viel weiter südlich als Grönland.

Der Vater wollte das nicht recht einsehen und meinte, man könne noch einige Jahre aushalten, und dann sei es immer noch Zeit, ein solches Wagnis durchzuführen. Er ging aber von Stund an häufiger zu seiner Galeere. Die Kälte aber wurde von Jahr zu Jahr härter und unerträglicher. Es war kaum noch möglich, aus dem Hause zu gehen, ohne daß man mit frostbeschädigten Fingern oder einer entzündeten Nase zurückkam. Die Lage wurde dann so verzweifelt, daß wir uns doch auf die Galeere begaben und die vereisten Taue durchschlugen. Mein Vater hatte einen seiner alten Schiffsführer veranlaßt, die Reise nach Scotenland zu wagen. Es waren leider nur wenige seebefahrene Männer in der ausgestorbenen Stadt, so daß es mit der Besatzung nicht gut stand. Wir mußten teilweise schlimmes Gesindel anheuern, das wir aus hölzernen Katen hervorholten. Außerdem wollten die letzten in Vingat zurückgebliebenen Familien mit uns segeln.“

Katte und ich stiegen an Deck zurück. Ich war mit der Untersuchung des Schiffes zufrieden. Wenn es eines Tages flott wurde, so war es sogar seetüchtiger als unsere alte atlantische Galeere, die wahrlich ihr gerütteltes Maß an ehrenvollen Fahrten über das weite Meer hinter sich hatte. Ich wollte bald zum König zurückkehren und ihm vorschlagen, das Schiff „Windbirge“ ebenfalls nach dem Meere Mitteland zu führen. Ich wollte es dem Fürsten überlassen, ob er die Galeere selbst führen oder ob er sie mir

anvertrauen wollte. Diese Entscheidung mußte möglichst schnell fallen, da um diese Zeit der Strom nach Süden kentern mußte, und ich wußte nicht, was er unseren beiden Fahrzeugen an neuen Überraschungen bringen würde.

„Hörst du mir noch zu, Godda Apacheta?“, fragte die vorwurfsvolle Stimme der Katte Hogger.

Ich nickte und bat wegen meiner Unaufmerksamkeit um Verzeihung. Wir setzten uns in der Männerkaje auf eine Bank. Sie sah es ein, daß ich auch an meinen König drüben denken müsse und an die Rettung der „Windbirge“.

„Nun erzähle weiter, Katte“, bat ich.

Es sei nicht mehr viel zu berichten, sagte sie. Gesegelt seien sie nicht. Die Männer hätten mit vereisten Stangen das Schiff in tieferes Fahrwasser gestoßen und hätten versucht, mit den Segeln fertig zu werden, aber das sei nicht richtig gegangen, obschon sie das Eis schon Tage zuvor abgeklopft hätten. Da hätte ihnen auf unheimliche Art der Ozean selbst geholfen, er habe nämlich plötzlich die Galeere auf die Schulter genommen und habe sie südwärts gedriftet. Als sie eines Morgens erwacht wären und nach dem Lande gesucht hätten, sei rings nur Eis und Eisschlamm gewesen, und Grönland, die schöne, sonnige Heimat Grönland, sei verschwunden gewesen. Fast eineinhalb Sonnenjahre seien sie nun getrieben und nie aus dem Eise freigekommen. Es sei ganz schrecklich gewesen, weil die Reisegäste verzweifelt hätten und weil sich die Besatzung gegen den Führer aufgelehnt habe. Bei einer solchen Meuterei sei der Führer dann gefallen. Es sei ein anderer zum Schiffer gewählt worden, und als er auch in einem furchtbaren Streit um die Frauen erschlagen war, wieder ein anderer.

Ob viele Frauen und Mädchen an Bord der „Windbirge“ gewesen seien? fragte ich und dachte dabei, daß die Zucht auf des Königs Galeere eine bessere sei.

Nein, es seien nur drei Frauen und zwei Mädchen dagewesen, aber sechzehn Männer, doch sei ein Teil der Männer Mischvolk

gewesen, wenigstens keine echten Nordleute. Sie wolle offen gestehen, daß der Streit fast immer um sie selbst gegangen sei, aber sie sei nicht schuld daran gewesen. Schließlich habe sie sich einem jungen Menschen gegeben, um dem Streit ein Ende zu machen, und sie habe geglaubt, es würde auch gut mit ihm gehen. Aber er habe sich bald einer anderen Frau zugewandt, und der Steuermann, der zuletzt als Anführer gewählt worden sei, habe sich um sie bemüht. Der Steuermann aber sei ein starker, jähzorniger Mensch gewesen und habe sich für Kattes Weigerung schrecklich gerächt. Sie wolle nicht sagen, wie. Durch Streit und Mord sei die Besatzung zusammengeschmolzen und habe schließlich das Schiff verlassen, weil sie an der Kimmung Land gesehen hätte, dasselbe Land, das man auch jetzt noch sehen könne.

„Und du, Katte?“, fragte ich leise, weil mir dies schöne Menschenkind von Herzen leid tat.

„Ich wurde gezwungen, mitzugehen“, antwortete sie. „Ich bat zwar, zur Pflege meines verwundeten Vaters zurückbleiben zu dürfen und auch deshalb, weil ich ein Kind von dreißig Tagen Alter hatte und es säugen mußte, aber es half mir nichts. Ich wurde mitgeschleppt, weil der Steuermann mich behalten wollte. Während eines Schneegestöbers, noch auf dem Eise der Sturmbucht, gelang es mir zu entkommen und auf das Schiff zurückzukehren Mein Kind, ein hübscher Knabe, ist auf der Wanderung erfroren. Ich selbst blieb unversehrt, wenn auch mein Hals und meine Lunge von dem scharfen, eisigen Wind schmerzen. Du hörst es wohl, Godda Apacheta, wie mühsam und heiser ich spreche. Aber nun bin ich doppelt froh, daß ich zurückgekehrt bin.“

Ich dachte, wie schnell die Not die Menschen zu Tieren machen könne! Und dies vornehme, gute Mädchen erzählte von ihrem Leid, als habe sie es nie in ihrem Leben anders gekannt.

„Warum hattest du die Hand am Dolch, als wir uns trafen, Katte Hogger?“, fragte ich nach einer Weile.

„Weißt du es nicht, Herr Godda?“ fragte sie.

„Doch, ich weiß es“, erwiderte ich. „Es gibt eine Grenze, da man mit Schmach und Erniedrigung ein Ende machen muß. Und du warst so weit, daß du über diese Grenze nicht hinausgehen wolltest.“

Katte legte einen Augenblick dankbar die Hand auf die meine und nickte. „Nun ist alles gut, Herr Godda. Jetzt habe ich dich gefunden, und du bist wie ein sicherer Felsen. Auch dein Gesicht mit dem fehlenden linken Auge ist schön. Ich werde dir aber ein neues Auge anfertigen, das auch in der Farbe dem anderen gleicht oder ihm doch ähnlich ist.“

Ich sah verwundert in ihr schönes, weißes Gesicht und fragte, wie sie das anfangen wolle. Da antwortete sie, früher, schon als ganz junges Mädchen, habe sie sich mit Edelsteinen befaßt, mehr aus Liebhaberei als aus Ernst. Sie sei ja die reiche Erbin aus dem Hause Hogger gewesen, wie ich selbst vorhin gesagt habe, als wir uns auf dem vereisten Meere gegenüber gestanden hätten. Ihr Vater habe sie sehr verwöhnt und ihr immer die schönsten Edelsteine aus Atlantis kommen lasten. Auch Schleifplatten und Scheiben habe ihr der Vater geschenkt, so daß sie an den endlos langen Wintertagen im vereisten Vingat am warmen Herdfeuer sitzen und mit der Zeit eine gewisse Fertigkeit im Behandeln und Schleifen der Edelsteine erwerben konnte. Ich solle Geduld haben. Sie werde ihre Steine hervorsuchen, denn sie habe sie auf der Fahrt mit der „Windbirge“ mitgenommen. Sie werde mir auf einem Grund von bläulich-weißem Achat einen blauen Stein einsetzen und in seine Mitte eine Öffnung einschleifen, in die dann ein schwarzer Diamant als Sehkreis hineingelassen werden solle. Ich sei ihr mit Ehrfurcht und Güte entgegengetreten und habe sie als Frau geachtet, und das sei nach den schweren und bitteren Erfahrungen der letzten Jahre ein großes und unerwartetes Glück für sie gewesen.

Ich dachte mit innerem Lachen, nun solle der einäugige häßliche Steuermann wieder schön und ansehnlich gemacht werden, aber ich wollte das Geschenk der tapferen jungen Frau gerne

annehmen. Wir gingen gemeinsam zum Kartenhaus und traten auf Zehenspitzen ein. Meine Mutter hatte den wunden Mann inzwischen untersucht und sagte mir, ich müsse sofort den eingedrückten Schädelknochen des Mannes richten, und sie habe schon nach der Königsgaleere hinübergeschickt, um mein Schneidebesteck zu holen. Wenn wir den Verwundeten noch lange so liegen ließen, würde er bald sterben, das sähe ich wohl selbst. Deshalb sei es angebracht, den Knochensplitter, der das Gehirn des Kranken drücke, entweder hochzuheben oder zu entfernen. Sie halte den Zustand des Kaufmanns aus Vingat nicht für völlig hoffnungslos.

Gegen Mittag brachte der Bote das Schneidebesteck, und auch der König kam, um einen kurzen Besuch zu machen.

Ich trug ihm das Ergebnis meiner Untersuchung vor und machte meine Vorschläge wegen der Besetzung des Kauffahrers. Der König entschied, er werde selbst mit den nötigen Segelmännern die neue Galeere übernehmen und werde alle Frauen mit Ausnahme meiner Mutter auf dies große Schiff bringen lassen, weil sie hier bester untergebracht seien und weil auch die Kleinkinder hier bessere Pflege haben würden. Ich solle den Befehl über die Königsgaleere erhalten und ebenso wie der Herrscher versuchen, in die Enge des Himmelsträgers einzulaufen. Treffpunkt solle die Ostspitze der Dreiecksinsel mit dem Feuerberge am Südende des Thyrrenischen Meeres sein. Es solle dort ein volles Jahr gewartet werden, bis die andere Galeere einträfe. Geschähe dies nicht, so werde er, falls er zuerst einträfe, Nachricht dort lassen. Ebenso solle ich handeln, wenn ich zuerst dort einträfe.

Katte Hogger hatte zugehört und sagte mir, als der König das Schiff verlassen hatte, sie wolle mit mir zur Königegaleere übersiedeln. Sie wolle unter der Obhut meiner Mutter bleiben, und sie werde die Mutter auch im Alter pflegen können. Meine Mutter mache ja auch eine Ausnahme und dürfe bei mir bleiben.

Ich entgegnete, hier habe nur der König zu befehlen, nicht aber ich, und sein Befehl sei wohl durchdacht. Die Frauen hätten es viel

bester auf dem großen Schiff ihres Vaters als auf der kleinen, alten Galeere aus Atlantis. Sie müsse gehorchen, wie alle von des Königs Volk, und der König sei auch ihr Herr, wenn das Reich gleich versunken sei und keine Macht mehr habe.

Das junge Mädchen schwieg.

Meine Mutter hatte inzwischen alles für den Eingriff mit dem Messer bereitgestellt, hatte den Kranken mit Koka bestäubt, obschon er fast ständig ohne Besinnung war, aber das hielt ich für nötig, weil es möglich war, daß er unter den Schmerzen des Eingriffes erwachte. Die Klingen und Scheren waren auf Lederstreifen abgezogen und scharf gemacht worden. Ich mußte bei künstlicher Beleuchtung arbeiten, und anfangs war ich etwas unsicher, weil ich dies Handwerk seit Jahren nicht mehr ausgeübt hatte. Im Laufe der späteren Jahre dagegen hatte ich häufiger Gelegenheit dazu, als mir lieb war.

Als ich den Knochensplitter entfernt hatte, trat eine Blutung der Gehirnmasse ein, so daß der Verwundete unter meinen Händen starb. Das war ein niederschmetterndes Ergebnis. Ich war sehr bedrückt, obschon ich den Ausgang geahnt hatte. Katte Hogger war zugegen, als das geschah, aber sie weinte nicht und gab mir die Hand.

„Behalte mich bei dir, Godda Apacheta“, bat sie. „Lasse mich mit deiner Mutter zur Königsgaleere!“

Ich schüttelte den Kopf und wiederholte, es bleibe dabei, wie es der Reichskönig angeordnet habe. Meine Mutter sagte nichts dazu, denn auch sie war daran gewöhnt zu gehorchen. Grade in unserer verzweifelten Lage war eine Rettung nur möglich, wenn ein Mann befahl und alle anderen gehorchten. Auch ich hätte Katte Hogger gerne mit auf die Königsgaleere genommen, aber selbstische Wünsche gehörten nicht in meine Erwägungen. Die Entscheidung des Königs war richtig, ganz abgesehen davon, daß sie unabänderlich war.

Gegen Abend nahm ich von Katte Abschied und sagte ihr scherzend, das schöne neue Auge, das sie mir versprochen habe,

werde ich nun erst in Thyrrenien oder Hellas bekommen, aber ich freue mich schon jetzt darauf, durch sie wieder ein schöner und ansehnlicher Ritter zu werden.

Meine Mutter ließ ich zum Trost für Katte Hogger in dieser Nacht auf der „Windbirge“, ebenso als Wache die fünf Gesellen unter der Führung meines Freundes Gerdung von Gaardepoort. Dann wanderte ich allein über das Eis, um zum König zurückzukehren und den Befehl über die Galeere zu übernehmen. Ich beabsichtigte, dem König vorzuschlagen, die angeordnete Übersiedlung auf die „Windbirge“ noch in der Nacht vorzunehmen, weil ich dem Flutstrom nicht traute, der um diese Zeit kentern und sich südwärts wenden mußte. Die Befehle des Königs mußten daher mit größter Schnelligkeit durchgeführt werden. Die Stellungslichter des Kaufschiffes konnten in der Nacht als Wegweiser dienen, außerdem war ich bereit, die Frauen zur „Windbirge“ zu geleiten.

Als ich aber mehrere hundert Schritte von dem Kauffahrer entfernt war, klang weit über das rauhe Eisfeld ein Krachen und fernes Donnern, das sehr schnell näher kam. Leider war es schon fast dunkel und außerdem diesig, so daß ich nicht mehr erkennen konnte, um was es sich handelte. Der krachende und donnernde Ton zog mit betäubendem Laut unweit an mir vorüber und verstummte dann. Ich ahnte gleich, daß das Eis irgendwo gerissen war und nun eine Spalte bildete, über die ich nur mit dem Beiboot würde fahren können. Da der berstende Ton nicht in allzu großer Entfernung von meinem Standpunkt vorübergeklungen war, lief ich so schnell ich konnte auf die Stelle zu, an der ich das Aufbrechen der Eisdecke vermutete. Es dauerte nicht lange, daß ich an einem offenen Spalt stand, in dem das Wasser des Ozeans gurgelte und kochte. Der Riß hatte sich schon mit großer Geschwindigkeit erweitert, als ich an seinem diesseitigen Ufer ankam, und ich sah, daß die südwärts driftende Flut schon eingesetzt hatte und den gesamten Eisbereich mir gegenüber erfaßt und mit sich fortgenommen hatte. Nur noch undeutlich erkannte ich die Königs-

galeere und einige graue Gestalten, die in der Nähe des Schiffes auf dem Eis standen. Dann wurde es schnell ganz dunkel.

Da ich nicht wußte, ob hinter mir plötzlich ebenfalls das Brechen des Eises beginnen werde, rannte ich wie gehetzt zur „Windbirge" zurück. Es hatte keinen Zweck, das Beiboot zu holen und an die Spalte zu bringen, denn die Riesenscholle mit der Königsgaleere trieb mit großer Geschwindigkeit ab. An ein Einholen mit dem Boot war nicht zu denken. Ich mußte froh sein, unbeschädigt auf den Kauffahrer des Hogger entkommen zu sein.

Zunächst vermutete ich, auch unser Teil des angestauten Eises werde nun bald abdriften. Das geschah auch, aber es ging sehr langsam, wie ich am anderen Morgen feststellen konnte, und zwar drückte die Flut uns in ruckweisen Schüben ostwärts und gleichzeitig dem Lande zu. Der südwärtslaufende Mondstrom traf hier auf die Gebirgssperre der nach Norden gerichteten iberischen Mark und erzeugte einen ausweichenden Oststrom, in den wir geraten waren. Da der Wind günstig stand, hörten wir vom Lande her das durchdringende Knacken und Knirschen der Eisschollen, die dort offenbar übereinandergeschoben wurden. Infolge dieser Stauung ging unsere Drift nach Osten zögernd und mit häufigen Unterbrechungen vor sich. Dafür spaltete sich allenthalben die Eisfläche, auch unter dem Kauffahrer brach es mit lautem Knall und schob sich in fußdicken Tafeln übereinander, so daß die „Windbirge" immer höher hinaufgedrückt wurde und schließlich auf einem kleinen Eisberge inmitten von glasharten Plattenhaufen thronte. Von nun an wurden wir von Tag zu Tag näher an die Küste geschoben. Dort staute sich das Eis zu wahren Gebirgswällen übereinander. Es waren für mich bittere Tage und Nächte, die ich auf Hoggers Schiff verbrachte. Von der Königsgaleere war nichts mehr zu erblicken. Im Südwesten lag die offene See, die sich sehr bald mit Eisschlamm gefüllt hatte, wie ich an der Farbe und an dem zähen, langsamen Wogen erkannte, das über die weite Fläche hinging.

Ich stand an der Reling, blickte über den weiten, eisgrauen

atlantischen Ozean und maß mit den Augen die Entfernung der gebirgigen Landspitze, an der die Königsgaleere grade noch in freies Fahrwasser gedriftet war. Wir wurden dagegen mit der „Windbirge“ von der Landbarre festgehalten. Noch hatte ich nicht die Hoffnung aufgegeben, mit meinem Schiff ebenfalls freizukommen und hinter dem Fürsten herzufahren. Daß es ihm gelingen würde, die Enge des Meeres Mitteland zu gewinnen, mochte ich nun nicht mehr wünschen, da er so nahe am Lande war. Allerdings hatte er mit mir die Dreiecksinsel als Treffpunkt vereinbart! Jedenfalls dürfte es die letzte Driftfahrt sein, die die Königsgaleere machte, denn ihre Vorräte gingen ihrem Ende zu. Vielleicht, ja vielleicht sah ich den König und sein kleines Volk doch bald wieder. Jeder ruckweise Schub, den die Eisbarren und mit ihnen mein neues Schiff machten, gab mir die Hoffnung ein, daß die Scholle seewärts schwenken und in offenes Fahrwasser geraten werde.

Ich gab mich natürlich keiner Täuschung hin. Fünf Segelmänner hatte ich auf meiner Galeere, dazu die junge Katte Hogger, die in der Not den Jungen am Auslug machen konnte. Es würde nicht leicht sein, das große Handelsschiff mit so wenigen Menschen zu lenken. Da der achtere Mast gebrochen war, so beschloß ich, ihn gänzlich zu entfernen und den Vormast mit einem einfachen Segel zu takeln. Das gewonnene Holz des Achtermastes konnte als willkommenes Brennzeug in der Küche dienen.

Und wenn es nicht gelang?

Nun, so war ich entschlossen, den Landmarsch zu versuchen, und wenn er zehn Jahre und länger dauerte! Ich hatte Befehl von König Balder, auf der Dreiecksinsel am Südende des thyrrenischen Meeres auf ihn zu warten oder, wenn er nicht mehr dort war, seine Nachricht abzuholen. Dies also war mein Ziel, an dem ich nichts ändern wollte.

Ich bezweifelte, daß die Vereisung des Nordlandes Thule die Drudenmark und das Teutenland völlig unwegsam gemacht haben könnte. Wenn es aber doch der Fall war, so wollte ich

ehrenhaft untergehen wie die kleinen Flieger aus Nordland, die ermattet auf das Eis der atlantischen See gefallen waren.

Singschwäne zogen vorüber. Sie flogen unverzagt und tapfer nun wieder südwärts, weil die Flut des furchtbaren Mondes das Eis südwärts driftete. Wann sollte das enden?

Ich kenne die Sterne, sie haben Zeit. Auch der neue Trabant der Erde hat Zeit. Ihm sind tausend Jahre wenig. Vielleicht brauchte er viele tausend Jahre, um seine Bahn um die alte Erde auszurunden, bis sein Abstand von ihr nahezu gleich blieb. Dann würde auch die Vereisung der Thuleländer wieder zurückgehen. Ich ahnte es mehr, als daß ich es wußte. Ich aber würde es nicht mehr sehen.

Meine fünf Männer kamen zu mir an Deck. Sie wollten wissen, was nun geschehen solle, da die Galeere des Königs verschwunden sei. Forsanti und Luhre standen mit ernsten Gesichtern nebeneinander. Sie hatten ihre jungen Frauen mit den Kleinkindern vielleicht für immer verloren und machten düstere Augen. Gerdung von Gaardepoort war ruhig und gleichmäßig wie immer und schaute mich mit tapferem Lächeln an. Saland, der Stellmacher und Zimmermann, stand mit unbewegten Zügen. Er hatte Frau und fünf Kinder auf der Königsgaleere. Der Bursche Lutbrand war der letzte, der an Deck kam. Er war nicht besonders bedrückt und nahm das Abenteuer, wie es die Jugend nimmt. Er hatte noch keine Frau, aber so viel ich weiß, hatte er sich in ein junges Mädchen auf der Königsgaleere verliebt, die aber noch im unklaren gewesen war, ob sie die Werbung des sehr jungen Menschen annehmen sollte. Nun war die Frage gelöst. Lutbrand konnte sich die Antwort vorläufig und jedenfalls auf lange Zeit nicht mehr holen. Vielleicht gefiel er eines Tages der Katte Hogger? Wer konnte es wissen? Ich hatte nicht viel zu verteilen, denn in meinem kleinen Volk gab es nur eine einzige junge Frau, nämlich Katte.

Ich setzte den Männern mit kurzen Worten auseinander, was ich zu tun beabsichtige, und sie baten mich, nicht nur ihr Schiffsführer zu sein für den Fall, daß wir eines Tages segeln könnten, sondern auch ihr Herzog zu Lande. Sie gelobten mir unbedingten

Gehorsam, als sei ich der König selbst und versprachen, zusammenzuhalten, wie gute Gesellen es tun müssen, wenn sie in Not sind. Ich ließ mir die Zusicherung geben, daß sie nie gegeneinander die Waffen erheben wollten, auch wenn ein schwerwiegender Grund dazu vorhanden sein sollte, ohne vorher meine Entscheidung einzuholen. Auch gelobten sie, meine Mutter und Katte Hogger als ehrenhafte Thulemänner zu ehren und zu schützen. Dann machten sie sich sofort an die Arbeit, den zerbrochenen Mast wegzunehmen und das vereiste Tauwerk samt den gefrorenen Segeln vorsichtig zu entfernen und zum Auftauen unter Deck zu bringen.

Eine ständige Wache mit fünfstündiger Ablösung sollte für die Sicherheit der Galeere sorgen, und solche lange Wachezeit war trotz des scharfen Frostes durchzuführen, weil es an Bord der „Windbirge“ tüchtige Pelzmäntel in reichlicher Zahl gab.

Den Kaufmann Hogger bestatten wir in einem Eisgrab in der Nähe des Schiffes und deckten schwere Eisschollen darüber, damit Tiere, die etwa vom Lande auf das Eis kämen, die Leiche nicht finden und ausgraben konnten.

Katte Hogger schenkte mir die kostbaren Pelzmäntel ihres Vaters, gab mir Wäsche und Kleidung und sorgte dafür, daß wir Männer uns nicht gehen ließen. Auch meine alte Mutter trug bald ein Kleid aus kostbarer zipangischer Seide, in fast schwarzer Farbe und mit blauem Grundton, und ich meinte einmal, als wir beisammensaßen, es sei doch ein Vorteil, an Bord bei der reichsten Erbin des Nordlandes Grünland zu sein. Katte Hogger freute sich darüber, daß sie helfen konnte, und nähte für Herrn Saland ein neues Wams, gab ihm einen schönen Pelz mit Kapuze und schenkte ans dem Wäschevorrat ihres Vaters her, was sie schenken konnte. Auch ich bekam eine prachtvolle Pelzmütze, die man herunterklappen konnte bis auf die Schultern, und die Männer erhielten im Laufe der Zeit ähnliche Kopfbedeckungen für die kalten Stunden, an denen sie Wache gingen.

Den schwarzen Gelehrtenmantel, den meine Königin Atlanta

Framer so lange getragen hatte, gab ich meiner Mutter, die ihn einpackte für eine Zeit, die weniger kalt war als die Zeit an der Eisgrenze von Thule.

Katte aber saß Tag für Tag unverdrossen an einem Tischchen in ihrer Kaje und schliff an Edelsteinen, die sie aus ihrem Vorrat genommen hatte. Meine alte Mutter sah ihr lächelnd zu und erzählte dem jungen Mädchen von Aztlan und von dem Kampf der letzten Atlanter um die Mark Tiahusinju, von dem Marsche durch die königliche Ande zum Meer und von der langen Fahrt auf der Königsgaleere über das versunkene Königreich Atlantis nach Thule.

Als ich einmal eintrat, um die Mutter zu besuchen, hielt mir Katte Hogger etwas entgegen.

„Es sieht schon ganz richtig aus“, sagte sie.

„Hm?“, fragte ich.

„Ja, Herr Godda. Das wird dein neues Auge.“

WINDBIRGE

Wieder kam die Mondflut zurück und driftete nach Nord. Der Eisschlamm schob sich zusammen und staute sich Tag und Nacht unter schaurigem Krachen empor, quoll über unsere Ebene wie ein weitgespannter Wall und fror schließlich fest. Tag für Tag stand ich im Auslug des Vormastes und schaute nach der Königsgaleere aus, ob sie vielleicht vorÜberdriftete, aber ich sah sie nicht.

Katte Hogger war zu mir hinaufgestiegen, stand auf der Korbschwelle des Ausluges und half mir mit ihren jungen Augen suchen. Sie meinte, mit der Königsgaleere könne es noch lange dauern. Sei doch die „Windbirge" fast eineinhalb Jahre lang von Nord nach Süd und wieder zurück und abermals hin- und hergedriftet, hilflos der eisigen Strömung ausgesetzt und hoffnungslos eingefroren. Nicht einen Tag sei das Schiff in freiem Fahrwasser gewesen. Zweimal habe Katte auf dieser furchtbaren Driftreife Galeeren gesehen, die gleichfalls eingefroren waren und dieselbe Reise machten wie die „Windbirge", einmal nach Süden und vierzehn Tage später nach Norden, in eintöniger Fahrt, ohne Ende, ohne Hoffnung auf ein Ende.

Allerdings sei niemand mehr an Bord gewesen, der hätte hoffen können. Denn es habe sich um Frachtgaleeren mit Stückgut gehandelt, und die Besatzungen hätten verhungert oder erfroren unter Deck gelegen. Wann diese Leute der Tod ereilt habe, hätte niemand wissen können. Das hätte vor drei, aber auch vor dreißig Tagen, ja sogar vor einigen Jahren gewesen sein können, weil die

Kälte die Leichen so frisch erhalten hätte, daß über ihr Alter nichts ausgesagt werden konnte.

Ich erwiderte, die Königsgaleere habe es da günstiger getroffen. Sie käme nicht wie die „Windbirge“ und die anderen Schiffe, von denen Katte erzählt habe, aus dem Norden, sondern aus dem Süden und treibe am Südrande des Eisfeldes. Deshalb käme sie immer wieder frei. Der König aber sei ein tüchtiger Seeschiffer und werde sein Boot schon zur Enge des Himmelsträgers zwingen. Zudem sei der König entschlossen, bei Mißlingen dieses Planes auf den Strand zu laufen, und er sei nun so nahe am Lande, daß dies möglich sein werde.

An einem der folgenden Tage, als das Eis unter uns zum Stillstand gekommen war und nicht mehr weiter nach Osten und gegen die Küste driftete, meldete Forsanti aus dem Auslug das Nahen einiger Männer, die vom Strande her über die Eisschollen kletterten. Bald wurde es offenbar, daß das Ziel dieser Menschen die Galeere des Hogger war. Katte erkannte mit ihren scharfen Augen in einem der vier Männer den Steuermann der „Windbirge“. Sie geriet in große Erregung und bekam blasse Lippen, lief in die Kaje und kam mit einem Schießzeug zurück, das sie irgendwo versteckt gehalten haben mußte, denn ich hatte es noch nicht gesehen.

„Was willst du mit den Pfeilen, Katte Hogger?“ fragte ich, als sie eilend an Deck gestiegen kam und sich neben mich stellte. Sie antwortete, sie wolle den Steuermann erschießen, wenn er herangekommen sei, und die anderen auch. Sie habe das ungeheure Glück, zu adligen Menschen gekommen zu sein und wolle diese Mordwölfe wegbringen, denn sie seien nichts anderes wert, als abgeschossen zu werden. Ich sah voll Staunen in das haßerfüllte Gesicht der Frau Katte, die trotz ihrer Mutterschaft fast noch ein Kind war, wie es bei so jungen nordischen Frauen oft der Fall ist.

„Du mußt eine schlimme Rechnung mit den Männern haben, Katte“, sagte ich prüfend.

„Es gibt nichts Schöneres als Rache, Godda Apacheta“, erwider-

te sie. „Ich habe dir ja nicht alles erzählt, weil ich mich vor dir geschämt habe. Du hättest es vielleicht in meinem Falle auch nicht getan. Ich werde jedenfalls auf diese Tiere schießen."

„Weg mit ihnen", sagte meine alte Mutter, die plötzlich auch neben uns stand. „Hier müssen wir die Herren bleiben und wir können kein unzuverlässiges, fremdes Volk brauchen."

Ich war sehr überrascht über den Haß der beiden Frauen und wurde nachdenklich, was das wohl zu bedeuten haben solle. Da nun die Zeit drängte, ordnete ich an, Katte Hogger solle nur mit den Leuten sprechen, weiter nichts, und wir Männer wollten uns so lange mit bereiten Waffen verborgen halten. Alles andere wolle ich mir vorbehalten. Damit war das Mädchen scheinbar einverstanden.

Katte aber hielt nicht Wort.

Sie wartete zwar auf die Anrede des Steuermanns, wie wir es verabredet hatten, dann aber hob sie plötzlich den Bogen und ließ den Pfeil abschnellen. Der Steuermann stürzte auf das Eis. Das Geschoß war ihm in den Mund gedrungen. Die anderen Männer zogen sich überstürzt zurück. Katte schoß abermals, aber der zweite Pfeil erreichte sein Ziel nicht mehr.

Ich ergriff Kattes Arm und schüttelte ihn derb, denn ich war auf das Mädchen zornig. Sie aber lächelte mich freundlich an, als habe ich sie nicht hart gefaßt, und sagte: ,,Du weicher Godda Apacheta! Auch du wirst hart werden."

„Und du hast dumm gehandelt!" erwiderte ich böse. „Diese Männer werden nun wiederkommen und eine Übermacht mitbringen, die ich zwar nicht fürchte, die aber im Kampfe Blut auch der Unseren kosten kann. Diese vier Männer aber hätte ich heute allesamt fassen können."

,,Ich wollte es nicht, Godda Apacheta", erklärte sie mit haßerfüllten Augen. „Der andere, auf den ich schoß, war mein Mann, von dem ich mein Kind hatte. Ich bedauere, daß ich ihn nicht getroffen habe."

Ich wendete mich ab und ging in den Kajenniedergang.

Als ich unten bei meiner Mutter saß, kam Katte Hogger hinein und setzte sich neben mich.

„Was wolltest du mit den Menschen anfangen, Godda Apacheta?“ fragte sie mit leiser, bescheidener Stimme, denn sie schien nun doch ein schlechtes Gewissen zu haben. Ich erklärte, die Männer seien Atlanter gewesen, so weit ich es habe erkennen können. Es sei doch möglich, daß der eine oder andere von ihnen brauchbar sei und in straffer Zucht wieder ein ordentlicher Bursche geworden wäre. Meine fünf Gefolgsleute seien für eine Seefahrt, aber auch für eine Landreise zu wenig, und deshalb hätte ich einen Zuwachs gerne gesehen. Den Steuermann hätte ich allerdings weggejagt, und den anderen, der Kattes Mann gewesen sei, ebenfalls, weil er in unserer Gemeinschaft unerträglich gewesen wäre. Die beiden letzten aber hätte ich zurechtgestoßen, das könne mir Katte trotz meiner Weichheit zutrauen. Und wenn Katte sich noch einmal gegen meine Befehle und Absichten aufzulehnen versuche, so werde sie sehr schnell erkennen, daß das Krummeisen auch gegen Mädchen angewendet werden könne, um sie zum Gehorsam zu zwingen.

Katte Hogger senkte überrascht und wie mir schien auch bedrückt den feinen, runden Kopf, und ich gebe zu, daß ich bei diesem Anblick nahe daran war, zu schmelzen. Meine Mutter merkte diese Regung an mir, natürlich, denn sie kannte mich zu lange, und sie lächelte mich an, als wolle sie sagen, der Godda müsse noch viel lernen, ehe er ein junges Weib in ein Krummeisen legte. Ja, die jache junge Katte, die ihr Schießzeug blitzschnell und entschlossen zu benutzen verstand, war nicht ungefährlich, nein, in keiner Hinsicht.

„Ich hatte angenommen, daß du mich sofort bestrafen würdest, Herr Godda“, sagte Katte nach einer Weile. „Ich danke dir, daß du es nicht getan hast. In Zukunft will ich dir aber gehorsam sein. – Bist du mir nun wieder gut?“

Nun, ich war ihr im Grunde nicht so böse gewesen, wie sie vielleicht glaubte. Ich verstand den Wunsch dieses jungen

Mädchentieres, sich an dem Feind blutig zu rächen, aber es mußte klargestellt werden, daß an Bord der „Windbirge“ und wo es sonst sei, Godda Apacheta der Herzog war und nicht die junge Katte Hogger. Ich schwieg auf die letzte Frage, ob ich ihr wieder gut sei, aber sie sah es auch so, und meine Mutter lächelte.

Das Mädchen aus Vingat fühlte sich sehr wohl unter dem Schutz meiner alten Mutter. Sie hatte offenbar bei ihr das Gefühl der unbedingten Sicherheit, und sie verstand es nicht schlecht, sich dieser Sicherheit zu bedienen, die sie bisher bitter hatte entbehren müssen. Sie hatte mich übrigens belogen, als sie mir erzählte, ihr Kind sei auf der Flucht erfroren. Sie hatte es eines Abends weinend meiner Mutter eingestanden, sie habe den Knaben unterwegs erwürgt und die kleine Leiche unter das Gepäck der Männer auf einen Schlitten gelegt, ehe sie die Rückwanderung zur „Windbirge“ angetreten habe. Das habe sie getan, weil ihr Mann sie der Willkür nicht nur des Steuermanns, sondern der Schiffsbesatzung preisgegeben habe. Hilfe habe sie nur bei ihrem Vater gefunden, und der habe es bis zuletzt versucht, sie zu schützen. Immer wieder habe sie sich gegen den Steuermann zur Wehr gesetzt, und bei einem solchen Auftritt habe der Steuermann den Vater Hogger niedergeschlagen.

Einmal fragte ich Katte mißtrauisch, wie denn die anderen Frauen gewesen seien und welche und wie viele sich an Bord befunden hätten.

„Es waren vier Frauen und ein junges Mädchen, außerdem ich“, erwiderte Katte und sah mich mit ihren klaren Augen offen und furchtlos an. ,,Ich weiß wohl, was du wissen willst, Godda Apacheta. Du bist mißtrauisch gegen mich und du hast recht, es zu sein. Ich war gewiß nicht die beste der atlantischen Frauen und Mädchen auf diesem Schiff, dafür kenne ich mich zu genau. Ich war nämlich aufsässig und hochmütig und sperrte mich da, wo ich mich ekelte. Die anderen waren ängstlicher und weicher. Sie hatten es deshalb auch bester als ich, wenigstens was die Behandlung betraf. Im übrigen ging es mir wie ihnen, ich wurde ge-

zwungen. Die Männer wußten, daß ich hochmütig war, und das mußte ich büßen, mußte es viel schlimmer büßen, als wenn ich mich still gegeben hätte. Ich kann dir nicht alles erzählen, Godda Apacheta. Du bist alt und hast wahrscheinlich viel mit Frauen aller Art erlebt. Gegen mich aber bist du ein großes Kind."

„Dann mußt du aber schrecklich verworfen sein", meinte ich und konnte kaum meine Heiterkeit verbergen, weil ich mir bisher unter einer verworfenen Frau etwas anderes vorgestellt hatte.

„Das bin ich auch", bestätigte Katte Hogger trotzig. „Ich weiß nicht, ob du ein Kind hast, Herr Godda, aber ich glaube es nicht, sonst hätte es mir deine Mutter schon erzählt. Du kannst deshalb nicht begreifen, wie mir zumute ist. Ich habe meinen kleinen Sohn erschlagen, und nun quält es mich mehr, als ich dir sagen kann. Ich habe das Kind doch geliebt, obschon ich den Vater glühend haßte, und das Kind ist doch unschuldig gewesen, wenn alle anderen auch schuldig waren. Weißt du, mitunter habe ich den Wunsch, ich wäre nie in deine Hand gefallen. Ich tauge nicht zu dir, ich tauge überhaupt nicht zu euch adligen Menschen."

Ich streichelte mitleidig ihre Hand.

„Lasse das, Herr Godda, sonst weine ich dir etwas vor", stieß sie heiser heraus.

Ich bat sie darauf, sie möge mir sagen, ob es nach ihrer Ansicht lohne, der abgewanderten Besatzung der „Windbirge" die Frauen zu entreißen. Sie erwiderte, ja, das lohne nicht mehr und nicht weniger als bei ihr selbst, und auch diese Frauen würden glücklich sein, wieder in eine Umgebung zu kommen, in der sie geachtet und adlig behandelt würden. Aber auch wegen der Männer habe sie nachgedacht. Es seien doch einige gute Menschen dabei, und ich hätte recht gehabt, sie damals zu schelten, als sie den Steuermann mit dem Pfeil erlegte. Sie wolle auch nicht wieder so töricht und vorschnell handeln, wenn die Besatzung der „Windbirge" wiederkomme.

Sie kam aber nicht mehr zurück und sie hatte vielleicht auch keine Gelegenheit mehr dazu, denn kaum acht Tage nach dem

Pfeiltode des Steuermanns brach ein schwerer Sturm los und jagte uns unendliche Schneemassen über die Galeere. Der Wind kam aus Nordwesten und brachte einen Frost mit, der fast unerträglich war. Erbarmungslos kroch die Kälte durch die dicken Eichenplanken des Schiffes, so daß wir allesamt in der Kochkaje hockten und doch nicht recht warm wurden, trotz des Feuers, das im Herd brannte und trotz der dicken Pelze, in die wir uns glücklicherweise hüllen konnten. Durch die starken Holzwände der „Windbirge" drang das Heulen des Sturmes und das Krachen der Eisschollen, die allenthalben auseinanderbarsten und sich zusammenschoben. Die ganze Galeere stöhnte unter dem Druck des Eises, und wir fürchteten oft, es sei nun vorbei und der feste Bau des Schiffes werde zusammenbrechen. Die ständige Wache auf dem Lug des Mastes mußte ich einziehen, da sie Gefahr lief, auf ihrem Posten zu erfrieren. Kein Pelz, kein Beinsack und keine Kappe schützte mehr gegen den eisigen Sturm, der über uns hinfegte.

Wir spürten deutlich, daß wir nicht mehr fest lagen, sondern auf sehr großen langen Wellen trieben, denn der Eisberg wankte mit samt der Galeere in ganz leichtem Auf- und Niederwiegen. Wir trieben auf einer großen Scholle, aber ich wußte nicht wohin. Wenn ich nach der Windrichtung urteilen durfte, so drifteten wir immer weiter in die Sturmbucht der Drudenmark hinein, aber ich konnte es nicht genau feststellen, weil ich nicht berechnen konnte, wie sich die Mondesflutung auswirkte, die ja immer einen gewichtigen Teilbetrag der gesamten Treibkräfte bildete. Mein sehnlichster Wunsch war natürlich der, das offene Fahrwasser zu gewinnen, nach Süden zu driften, um dort den Eispanzer abzustreifen und dann die Meerenge des Himmelsträgers zu gewinnen. Ich war ein Seemann geworden und hatte Zutrauen zu meiner Kunst, ein Boot zu lenken. Und mein Herz rief nach meinem Sohn, dem Acora Godda. Verzweifelt klammerte ich mich an die Hoffnung, die Gewalt des Erdbegleiters Mond werde uns eines Tages doch aus den eisigen Fesseln des Nordlandes befreien und uns nach Süden entlassen.

Mehrere Male am Tage und in der Nacht wagte ich einige Schritte hinaus, mußte mir aber jedesmal den Kajeniedergang frei schaufeln lassen, der von Schnee- und Hagelmassen hoch überdeckt war. Dann nahm die eisige, dünne Sturmluft den Atem weg. Es war nicht möglich, weiter als zwanzig Schritte zu sehen, sogar das Schiff war nicht mehr voll zu überschauen und verlor sich nach vorn im Schneewirbel und Hagelgrus. Mit gellendem Heulen fuhr der Sturm durch die vereisten Wanten und Pardunen, und an der leeseitigen Reling wehten lange Schneefahnen in die graue Dämmerung. Zwischen dem Krachen der zusammenschlagenden Eisschollen hörte ich die atlantische See brüllen, die sich zwischen den kalten Tafeln und Bergen Raum zu schaffen suchte und wild aus den ausgebrochenen Spalten sprang. Eisberg und Galeere dröhnten ab und zu beim Zusammenprall mit anderen Schollen, über die Steuerbordreling schob sich ein Haufen fußdicker eisiger Platten und nahm das Holzwerk erbarmungslos unter seine zermalmende Gewalt. Es blieb mir nichts anderes übrig, als verbissen und dumpf zu warten, denn einmal mußte auch dies Unwetter vorübergehen. Ich nahm daher die Kartentasche der „Windbirge“ vor und suchte mir einen Übersichtsplan der Land- und Seeteile der nördlichen Erdhalbkugel heraus, auf der die Inseln Thules und die nördlichsten Teile des versunkenen Reiches verzeichnet standen. Es wurde mir klar, daß die Neuverteilung von Land und Wasser infolge der Flutgewalt des Mondes etwa so verlief, daß nördlich der Enge des Himmelsträgers das Wasser der Ozeane abgesunken, südlich davon aber angestiegen war. Da der neuerschienene Erdbegleiter etwa in der Ebene des Erdgleichers umlief – wenn auch nicht ganz, sondern in einem merkbaren Winkel zu ihm – , so war es klar, daß der Untergang der Reichsinseln in Gleichernähe durch Ansteigen des Ozeans erfolgt war, daß aber das von Katte Hogger beobachtete Sinken des Wasserspiegels dem Massenzuwachs an Wasser am Gleicher entsprach.

Auch die rätselhafte Vereisung Thules wurde mir nun völlig klar. Ich kannte aus eigener Anschauung die Eisbildung auf den

höchsten Bergen der Reichsmark Tiahusinju in den Anden, die ja fast unter dem Höchststand der Sonne, also in Gleichernähe lagen. Auch hier war die dünne Höhenluft nicht imstande gewesen, die Bergesgipfel gegen die harte Kälte des Alls zu schützen, und die Sonne hatte trolz ihrer senkrechten Strahlung nicht vermocht, dieser Eisbildung entgegenzuwirken. Um so mehr mußte sich das Abfluten der Luftmengen von den Polgegenden zum Gleicher als Schwinden des Wärmeschutzes der Erde auswirken. Über Grönland und dem gesamten thuleschen Nordland wurde die Luft mit dem Erscheinen des neuen Mondes nach Süden abgesogen, dem Gleicher zu, und die Kälte aus des Uralten kühlem Garten erhielt Zutritt zu den glücklichen grünen Inseln unseres Mutterlandes Thule. Ohne es zu wissen, hatte der König den richtigen Befehl gegeben. Im Meere Mitteland lag gewissermaßen die Ausgleichslinie, oder wie ich als Rechner der atlantischen Sternwarte in Aztlan sage, die Nullinie zwischen Nieder- und Hochstand von Wasser und Luft. Dort, in den Ländern des Meeres Mitteland, mußten die Lebensbedingungen für die Überlebenden des Reiches erträglich sein, dort konnte es gelingen, die versunkene Kultur eines Tages aus ihrem Todesschlaf zu erwecken. Die Nordküsten des Meeres Mitteland lagen also etwa an der nördlichen Vereisungsgrenze, oder doch nicht allzu weit von ihr entfernt. Das heißt vor allen Dingen die thyrrenischen Länder und Hellas.

Katte Hogger war neugierig und wollte wissen, warum ich so versunken auf die alte Übersichtskarte schaue. Wir befänden uns doch in der Sturmbucht der Drudenmark, und sie wisse bessere Karten, die ebenfalls in dem Kartenschrein ihres Vaters zu finden seien. Die Plantasche, die ich vor mir liegen habe, berge nur einen Teil der vorhandenen Handzeichnungen.

„Suche sie mir heraus, Katte“, bat ich zerstreut.

Sie tat es mit großem Eifer und hatte offenbar das Bestreben, mich zu versöhnen, obschon meine Natur ein Nachtragen vergangener Fehler nicht kennt. Als ich dann für die Sturmbucht kein

Auge hatte und ihren Plan beiseite schob, bat meine Mutter um die Karte und beugte sich mit dem Mädchen zusammen darüber und ließ mich meinen Gedanken und meinem Plan der Nordhalbkugel der Erde.

Als ich einmal aufblickte, sah ich Herrn Gerdungs treue Augen auf mir ruhen. Er fragte, ob ich wieder etwas gefunden habe? Ich mache ein so glückliches Gesicht, als habe ich den Schlüssel zur Rettung des Reiches gefunden. Nein, das hatte ich nicht, aber der ehrenhafte Ritter ahnte wohl nicht, daß ein Gelehrter glücklich aussehen kann, wenn er in einem anderen Reiche einen Schlüssel findet, im rätselvollen Reich des Uralten, meines alten Freundes und Bruders im All, dem es eine sonderbare Freude zu machen scheint, seinen Menschen Rätsel aufzugeben, um sie zu lösen und ihre Geheimnis zu entschleiern.

Ich versuchte, meinem Freunde Gerdung zu erklären, was ich gefunden zu haben glaubte, und ihn teilnehmen zu lassen an der Seligkeit des Entdeckers und Finders großer Ursachen und Folgen, aber er verstand mich nicht und lächelte mich nur freundlich an. Auch die anderen Männer hörten höflich zu, was ihnen der einäugige Steuermann vortrug, doch was ich sagte, war ihnen weltenfern. Nur der Zimmermann Saland nickte und erklärte, was ich sage, sei richtig, und es sei immer richtig gewesen. Die Gesellen sollten nicht vergessen, daß ich ein berühmter Gelehrter des Königs gewesen sei und mehr wisse und verstehe, als einfache Handwerker und Schwertträger des Reiches. Aber er gab mir nur recht, weil er unbegrenztes Vertrauen zu mir hatte. Für ihn und die Gefährten war das Geschehen, dem wir unterworfen waren, nur ein Wunder, das sie sich nicht erklären konnten, war eine Notwendigkeit, deren Tatsachen zwingend wirkten. An eine Erklärung dachten sie nicht.

Ich wurde traurig und sah mich rings um. Immer einsamer wurde ich in dieser umgestürzten Welt. Was wußten meine tüchtigen Gesellen von der Sterne Bahnen und von ihrem Wesen, was von der allen Himmelskörpern gemeinsamen Kraft, der Schwere,

und von den Wirkungen der Schwere bei einer Annäherung? Warum machte ich den vergeblichen Versuch, meine Weisheit anderen geben zu wollen, die nur guten Willens waren, die aber den Sinn meiner Worte nicht fassen konnten?

Meine alte Mutter war eingenickt. Auch sie glaubte und vertraute mir blindlings, ja, sie hielt mich sogar für mehr als ich war. Aber auch ihr war meine Wissenschaft von den Sternen immer ein Geheimnis gewesen, das nur wenigen, ganz besonderen Menschen vorbehalten sei zu ergründen, und sie war stolz, daß ihr Sohn einer dieser wenigen war. Katte Hogger aber war zu jung. Auch sie hatte kurze Zeit meinen Erklärungen gelauscht, aber dann hatte sie sich wieder ihrer Arbeit zugewandt. Sie feilte und rieb an den Edelsteinen und hielt das Ding, das einmal mein künstliches Auge werden sollte, prüfend an die Flamme der Ölleuchte, die taumelnd vom niederen Balkendeck der Galeere herniederhing. Sie drehte ihr Kunstwerk hin und her, damit es seine blauweiß schillernde Farbe zeigte, und dabei lächelte sie glücklich wie ein Kind, spitzte den feingeschwungenen Mund und pfiff ein Liedchen zu ihrem Künstlerglück. Sie war selig bei ihrem Werk, wie ich es eben noch gewesen war, ehe mich Herr Gerdung fragte.

Forsanti schnitzte an den Kufen eines Schlittens. Ich hatte solche Arbeiten an meine Männer verteilt, weil ich damit rechnen mußte, daß wir eines Tages das Schiff verlassen und über Land reisen würden. Luhre schnitt an den Felgen eines Rades, zu dem ihm Saland, der Stellmacher, das Urstück geliefert hatte. Waagen und Schlitten würden wir dann nötig haben, um unseren Wanderbesitz darauf unterzubringen. Konnte ich doch nicht damit rechnen, in der Drudenmark nennenswerte Hilfsquellen vorzufinden, auch zweifelte ich daran, daß in dieser Notzeit eine Menschengruppe in der Lage sein werde, der anderen zu helfen. Das Gegenteil schien wir wahrscheinlicher zu sein. Lutbrand, unser Jüngster, nähte mit Pfrieme und Ahle hohe Wanderschuhe und Lederröcke aus dem Leder der Häute, die einen Teil der wertvollen Ladung der „Windbirge“ bildeten, und benutzte Salands breiten Rücken,

um den Schnitt des Lederkollers zu finden. Einer Reise von vielen Jahren über Land waren unsere alten Kleider aus Tuch und Leinen nicht gewachsen.

Ich hätte gewünscht, es wären einige Männer mehr dagewesen, und auch Frauen hätte ich gerne gesehen wegen ihrer Geschicklichkeit in vielen Dingen. Mit einem Seufzer dachte ich an Katte Hoggers vorschnelles Handeln. Zwei kräftige atlantische Burschen hätte ich nun mehr haben können, denn sie hätten mir auf See und zu Lande viel genügt. Katte verstummte und betrachtete mich mißtrauisch. Es war, als hätten meine unfreundlichen Gedanken sie gestreift. Ich blickte auf und versuchte ein freundliches Lachen. Da nickte sie beruhigt, spitzte wieder den roten Mund und pfiff ihr Lied wie bisher.

Plötzlich gab es einen Ruck, der uns fast von den Stühlen warf. Die Öllampe schwankte heftig. Unser Eisberg hatte sich irgendwo festgefahren und rührte sich nicht mehr. Die Driftfahrt im Sturm war wieder einmal zu Ende.

Bald aber erkannte ich zu meiner Trauer, daß die Reise nicht in das offene Meer hinausgegangen sein konnte, sondern tiefer in die Sturmbucht der Drudenmark hinein. Nun wurde es immer unwahrscheinlicher, daß ich die „Windbirge“ jemals flott bekommen würde, denn wie sollte es mir gelingen, das Fahrzeug von seinem Eispanzer zu befreien und aus der vereisten Bucht hinauszubringen? Seetüchtig war sie nach wie vor, doch nützte alle Seetüchtigkeit nichts, wenn das offene Wasser fehlte. Nach dem Tosen und Krachen der Eisschollen zu urteilen waren draußen alle bösen Alben losgelassen, und ich wartete von Stunde zu Stunde darauf, daß der starke Eichenleib der Galeere unter dem Druck der Schollen bersten würde. Lange lag ich wach in meiner Hangmatte und lauschte. Katte Hogger hatte der Mutter wie gewöhnlich einen Krug warmen Wassers in die Nachtstatt gelegt, und diesmal hatte ich auch einen Wärmscherben bekommen, damit der alte Godda Apacheta nicht das Reißen in den Gliedern bekäme.

Bald nach Mitternacht ließ der Sturm nach. Das betäubende

Krachen des Eises nahm ein Ende, und die Stille, die eintrat, wirkte sogar etwas unheimlich. Das eine aber wußte ich. Das Schiff hatte standgehalten.

Obschon es mir sehr schwer fiel, aus dem weichlichen Bett mit seiner künstlichen Wärme zu steigen, erhob ich mich doch und schaffte mich allein durch den zugewehten Niedergang ins Freie. Einzelne Sterne flimmerten am schwarzen Himmel und schwanden wieder. Der Wind wehte immer noch heftig, aber er war warm zu nennen gegen den eisigen Sturm der vergangenen Tage und Nächte. Irgendwo stand auch der Mond, der Vernichter des Reiches, hinter ziehenden Wolken. Ich konnte es an der matten Helligkeit erkennen, die über dem Eisfelde lag. Die Galeere war wieder vom Schollendruck emporgehoben worden. Das Deck war frei, nur die Steuerbordreling war eingedrückt und abgeschliffen. Dort hatten die hinaufgedrungenen Schollen schweren Schaden angerichtet.

Ich trat an den Rand des Schiffes und spähte hinab, weil ich eine Bewegung zu erkennen glaubte. Nicht weit von mir, unten auf dem Eisfeld, standen zwei glühende Punkte in der matten Helligkeit der Nacht und starrten mich an. Ich ergriff ein abgesprengtes Stück Holz der Reling und warf es hinab nach den Glutpunkten.

Sie verschwanden, und ich wußte nun, daß Tiere am Schiff waren, Füchse oder Wölfe, mindestens dieser eine. Danach mußte das Land sehr nahe und die Möglichkeit, es zu gewinnen, konnte gegeben sein, auch für Menschen.

Zur Sicherheit des Schiffes und der kleinen Besatzung weckte ich Luhre und ließ ihn die Wache auf dem Auslug beziehen. Er brummte mich an, als ich ihn von der warmen Matte holte, aber ich klopfte ihn auf die Schulter und sagte, schimpfen dürfe er leise, aber gehorchen müsse er. Das Erscheinen des Wolfes bei der Galeere war eine deutliche Warnung. So gut wie die Tiere den Weg zum Schiff des Kaufmanns Hogger gefunden hatten, so gut konnte es auch menschlichen Wölfen gelingen. Ich dachte dabei

nicht einmal so sehr an die abgewanderte Schiffsbesatzung der „Windbirge“, als an fremde Gruppen flüchtender Menschen. Es war nicht anzunehmen, daß die Drudenmark durch die Vereisung gänzlich entvölkert worden war. Wenn die Mondflut auf See das Meereis bis in die Höhe der Enge des Himmelsträgers, also bis in verhältnismäßig warme Gebiete des atlantischen Meeres verdriftete, so lag das an der leichten Beweglichkeit des Wassers und des auf ihm schwimmenden Eises. Es war deshalb nicht eine unbedingte Notwendigkeit, daß die Landflächen in gleicher Höhe ebenfalls vereist sein mußten. Ich hoffte und erwartete jedenfalls, daß ich auf dem Wege durch das südliche Drudengebiet gewissermaßen eisfreie Lebensinseln, etwa in geschützten Tälern und auf Südhängen von Höhenzügen antreffen werde. Die Tiere lebten ja auch, wie ich festgestellt hatte, und sie bedürfen der Nahrung und der Wärme, nicht anders als die Menschen.

Jedenfalls war ich entschlossen, wieder ständig Wache gehen zu lassen, um jeder Überraschung gewachsen zu sein, die von einem Feind drohen konnte. Und Feinde waren sie in unserer Notzeit wohl alle, Menschen und Tiere. Ich saß nun häufig über den Landplänen, die Katte Hogger mir aus dem Kartengatt ihres Vaters herausgesucht hatte. Natürlich waren die Meereskarten reichhaltiger und besser vertreten als die Landpläne, immerhin gelang es mir, eine Reihe von Plänen zusammenzustellen und aneinanderzufügen, die die Landmassen von der Drudenmark bis Hellas umfaßten. Das innere der Drudenmark sowie des Teutenlandes war zwar von unseren Landmessern vermessen worden, doch bezog sich diese Einmarkung auf große Flächenräume und stellte nur namhafte Kultstätten mit meilenweiten Zwischenräumen fest. Da ich aber mit nicht unerheblichen Veränderungen des Landes und vor allem mit einer bedeutenden Verlagerung der Meeres- und Flußgebiete rechnete, ja, da ich der Ansicht war, daß weite Flächen des Teutenlandes, namentlich in seinem Norden, von der angebrochenen Eiszeit ergriffen worden seien, so machte ich mir keine wesentlichen Sorgen wegen der Ungenauigkeit der Pläne.

Mir genügte es, die allgemeine Richtung aus der Karte ablesen zu können, die nach Hellas führte. Denn an ein Überschreiten der gewaltigen, vereisten Gebirge, die im Süden der Drudenmark und des Teutenlandes lagen, war mit unseren geringen Hilfsmitteln nicht zu denken. Dagegen durfte ich hoffen, die Gebirgsstöcke, die Hellas nach Norden begrenzten, wegen ihrer südlichen Lage eisfrei zu finden. In der Durchführung von Gebirgsmärschen hatte ich in den Anden der Mark Tiahusinju so weit Erfahrungen gesammelt, daß ich mir die Überwindung von geringeren Höhen als diese wohl zutrauen durfte.

„Herr Herzog Godda", sagte Katte Hogger einmal leise, als sie mich lange beim Durchmustern der Pläne ungestört gelassen hatte. Ich schaute überrascht auf. Das junge Mädchen wollte mit der Anrede Herzog wohl zeigen, daß es zahm geworden sei? An Kattes Zahmheit aber konnte ich nur schwer glauben. Außerdem lag ein wenig Spott in ihren Worten, der wie immer bei ihrer liebenswürdigen Natur nicht boshaft war. Ich wußte sehr genau, daß ich mit diesem weiblichen Feuerkopf noch manchen Strauß werde ausfechten müssen, doch gefiel mir die junge Frau grade wegen ihrer stolzen Selbständigkeit nicht übel.

„Dein Herzog hört", erwiderte ich feierlich, und meine Mutter, die dabei saß, lächelte wieder. Sie hatte sich ganz von Katte Hogger einfangen lassen, und ich bin ehrlich genug zu gestehen, daß es auch bei mir der Fall war.

„Ich möchte dir dein Auge einmal einsetzten, Herr Godda", sagte Frau Katte und drehte den blitzenden, zusammengesetzten Edelstein hin und her. „Er ist ja noch nicht ganz fertig, aber ich muß wissen, ob ich den Achat an den Rändern weiter abschleifen muß. Drücken soll der Stein dich nicht. Es sieht nicht so aus, aber das leere, schaurige Loch unter deiner Stirn ist so groß, daß ich es eigentlich kleiner nähen möchte."

Katte Hogger sprach vom Kleinernähen meiner tiefen Augenhöhle, als habe sie solche Eingriffe schon oft ausgeführt. Ohne meine Antwort abzuwarten, nahm sie meinen Kopf in die Hände

und fügte das künstliche Auge unter meine Stirn ein. Dabei sagte sie, sie werde mir die langen, grauen Locken auch abschneiden, sie sähen gar nicht schön aus, oder ich müßte sie besser pflegen.

Ja, Katte hatte schon recht. Als ich noch in Aztlan der vornehme Gelehrte und Freund meines Königs gewesen war, in Wohlstand und äußerem Glück, da pflegte ich meine „Locken", wie Katte die grauen Strähnen zu nennen beliebte. Die Notzeit des Winters hatte mich nachlässig gemacht, die grauen Haare waren von Wetter und Wind gebleicht, sie wurden morgens beim Aufstehen nur rasch durchgestriegelt, und auch das wäre vielleicht unterblieben, wenn die Frauen nicht an Bord gewesen wären.

Das künstliche Auge war doch noch zu groß, immerhin saß es ziemlich fest im Kopf, und Katte hielt mir einen Broncespiegel vor die Nase, damit ich meine neue Schönheit bewundern konnte. Also einen Spiegel besaß diese junge Frau auch noch! Wie lange hatte ich keinen Spiegel mehr gesehen, und noch vor sechs Jahren hatte ich geglaubt, man könne ohne ein solches Ding nicht auskommen. Ich betrachtete aber mein Spiegelbild mit großer Spannung. Ich wußte gar nicht mehr, wie ich aussah. „Alter Godda" hatte Katte öfters zu mir gesagt. Ja, sie hatte recht! Gegen ihre glatte, blühende Jugend war ich ein alter, ausgeschliffener Bursche, mit tiefen Falten um den hageren, verkniffenen Mund, mit Fältchen am gesunden Auge und mit Runen auf der Stirn, über der die fast weißen Haare mit nachlässigem Schwung weggestrichen waren. Um mein Kinn wucherte ein weißgrauer, nach unten spitz zulaufender Bart, der auch nur mangelhaft gepflegt war. Früher, im Schutze der hohen Kultur des Reiches, war ich täglich glattrasiert, und ein Haarkünstler sorgte dafür, daß ich tüchtig und gepflegt aussah. Jedenfalls zeigte mir Kattes Spiegel einen alten, vergrämten Herzog, der mit dem Godda Apacheta aus Aztlan eigentlich nur noch den Namen gemeinsam hatte.

Über eines aber erschrak ich nicht wenig. Das künstliche Auge veränderte mein Gesicht sehr. Der Edelstein saß groß und mit einem starren Funkeln unter dem Stirnknochen, als gehöre er dort-

hin, aber mein gesundes, lebendiges Auge hatte einen ganz anderen Schein, obschon die blaue Farbe des Edelsteinauges nicht übel zu dem anderen paßte. Der Grund zu dem fremdartigen Ausdruck war natürlich der starre tote Blick, den das neue Auge hatte. Leben konnte ihm auch Frau Katte nicht einhauchen, und sie konnte es auch nicht beweglich gestalten. Außerdem war es viel zu groß, und Katte hatte schon recht, wenn sie meinte, sie werde meine Augenhöhle kleiner nähen müssen. Sie zog prüfend die Haut im Augenwinkel über dem Edelstein zusammen und sagte, so einen schönen Herzog habe sie noch nie gesehen. Es solle auch nicht wehtun, wenn sie mich nähte, denn die Mutter habe noch einen kleinen Vorrat von Koka zur Betäubung.

Ich nickte. Ja, noch hatte meine Mutter Koka im Heilmittelschrein. Wie bald aber würden die letzten Reste unserer uralten Kultur verbraucht und verweht sein, und dann würde ich ein Menschentier mit ganz geringen Bedürfnissen werden. Auch Katte Hogger würde ihre zarte Hautfarbe verlieren, und die feinen, gepflegten Fingernägel würden rissig werden.

Die junge Frau holte eine Schere und setzte sich wieder neben mich. Ich glaubte, sie wolle mit diesem Ungetüm von Schere mein Auge passend zuschneiden und biß die Zähne zusammen. Sie merkte es und lachte mich an. Nein, sie wolle mir nur die Locken schneiden, und heute brauche ich noch nicht die Zähne aufeinanderzubeißen und den Helden zu spielen, der nicht einmal Au sagte, wenn es weh täte. Sie sage in solchen Fällen übrigens immer Au, denn das erleichtere doch sehr.

Während Katte meinen Kopf zu neuer Schönheit brachte, fragte die Mutter, wann ich das Schiff zu verladen beabsichtige. Soviel habe sie gesehen, daß es hoffnungslos dicht am Lande in den Eisschollen verstrickt sei und nie wieder freikommen werde. Ich erwiderte, ich wolle die Abreife nicht überstürzen, denn ohne eine sorgfältige Vorbereitung werde ich den Marsch nach Hellas nicht antreten. Ich sei ja in der beneidenswerten Lage, mit den Hilfsmitteln der gut ausgestatteten Galeere Hoggers unsere Land-

ausrüstung sehr genau und vollständig anzufertigen. Andere Menschen auf der verwüsteten Erde hatten diese Möglichkeit wahrscheinlich nicht im gleichen Maße. Von einer genauen Vorbereitung und einer guten Ausrüstung aber hänge das Gelingen der Wanderung ab. Ich sei entschlossen, den königlichen Freund an den Küsten des Meeres Mitteland zu suchen. Um das durchführen zu können, dürfe ich nichts überstürzen.

Katte fand den Aufenthalt auf der „Windbirge" sehr langweilig. Ich freute mich fast darüber, denn ich brauchte für den Marsch nach Hellas Menschen, die Freude am Abenteuerlichen hatten und die nicht an behaglichen Kajen eines Schiffes hingen.

„Was haben wir für einen schönen alten Herzog!" sagte Katte, als sie die Ergebnisse ihrer Haarschneidekunst prüfte. Meine alte Mutter war gekränkt und zog ein Gesicht. Ihr Sohn sei gar nicht so alt! Katte Hogger machte ein unschuldiges Gesicht und lächelte ein wenig.

Mein Blick fiel zufällig auf den Ritter Gerdung von Gaardepoort, der vor Jahren meinen schwarzen Gelehrtenmantel an Atlanta Framer gebracht hatte, weil er glaubte, ich sei den Pfeiltod gefallen. Er war seit jener Zeit mein treuer Freund und Waffenbruder geworden, und ich liebte ihn wegen seiner Ruhe und Zuverlässigkeit, wegen seines starken Willens und seiner zähen und doch freundlichen Härte allen Untergebenen gegenüber. Jetzt sah ich seine entzückten Augen auf Katte Hoggers weißem Antlitz ruhen. Es war ja natürlich; diese kindhaft schlanke Frau machte dem stillen, vornehmen Mann das Herz warm.

„Godda Apacheta, dein Herr König hat mir ausnehmend gut gefallen", sagte Katte, als sie mein Edelsteinauge wieder herausgenommen hatte und mit der zarten Feile an den Achatkanten arbeitete. „Einen letzten Blinkspruch vom König bekamen wir nach Vingat vor etwa sechs Jahren, er kam aus Atlantis, von der Kernsonnenwarte des Reiches. Herr Balder, der uns damals auf der ‚Windbirge' besuchte, ehe die Königsgaleere nach Süden abdriftete, war damals aber noch nicht der Herrscher in Atlantis."

Ich erzählte Katte, wie es gekommen sei, daß mein königlicher Freund dem Untergang entgangen war, daß aber sein Vater, der in Atlantis regierte, zusammen mit dem Reich in den Fluten verging. Mein Herr sei damals noch Acora, also Thronfolger des Reichskönigs gewesen und habe sich auf einer Reise nach Tiahusinju Hochland, der großen Grenzmark zum Lande der Cuzcos und Zipangus befunden. In jene Bergeshöhen habe die Mondflut nicht reichen können, deshalb seien viele Atlanter, die dort gewesen seien, dem Tode entgangen, unter ihnen König Balder und ich, außerdem der Ritter Gerdung und der Stellmacher Saland und Forsanti, Luhre und Lutbrand, die wir heute aus der „Windbirge" lebten. Ob die Mutter denn nichts davon erzählt habe? Ja, das hatte sie, aber Katte Hogger wollte von mir wissen, wie der neue Stern Mond es fertiggebracht habe, ein ganzes Riesenreich in einer Nacht zu vernichten. Hierbei hätte sie meine Mutter doch nicht verstanden. Ich versuchte geduldig, es zu erklären, obschon ich mitunter das Gefühl hatte, als verstehe man mich immer weniger, je länger die Zeit jenes großen Unglücks in die Vergangenheit rückte. Ich sagte, als der neue Mond erschienen sei, habe er mit seiner Schwerkraft, einer Kraft, die auch die Erde besitze, die Ozeane der Erde zum Gleicher gerafft. Deshalb sei ja in Grönland das Wasser gefallen, wie sie selbst erzählt habe, und deshalb seien plötzlich die Strandlinien des früheren Wasserstandes scheinbar aus dem Meere aufgestiegen, vor ihren eigenen Augen, wie sie erzählt habe. Durch die Aufwölbung des Wassers am Gleicher aber sei das Reich mit seinen niedrigen Inseln im Atlantischen Ozean überspült und ertränkt worden, und es sei dabei wohl kein Mensch lebend davongekommen, sofern er sich nicht zufällig auf hoher See befunden habe.

Katte meinte, die Regierung müsse die Gefahr gekannt haben, denn sie habe auf Atlantis ihren Warnspruch zur Sonnenwarte Stolthange auf Grönland gegeben. Das habe ihr der Vater erzählt, aber er habe auch gesagt, das werde wohl nicht richtig sein. Als das Unglück aber eingetreten sei, habe man keine Zeit mehr

gehabt, an die Warnung zu denken. Ich nickte. Die Warten des Reiches hätten schließlich nur warnen können, daß sich der neue Stern gefahrdrohend der Erde nähere, mehr hatten sie nicht tun können. Nun war das alles versunken und vergessen, das Reich, die Sternwarten und alles Wissen von Jahrzehntausenden. Schon jetzt klang es wie eine Sage, wenn jemand von Atlantis sprach, sechs Jahre nach seinem Untergang. Diese sechs Jahre voller Not und Leid hatten das Gedächtnis gleichsam gelähmt, man glaubte es fast selbst nicht, daß es einst anders gewesen war, und die Jugend sah die Alten mit scheuer Ehrfurcht an. Wir Alten hatten noch in jenem sagenhaften Reich gelebt, waren in der Stadt gewesen, in der die Mauern des Königspalastes von Gold gewesen waren und die Hallen im Allvaterlehen aus Alabaster und Edelsteinen. Wir waren noch durch die Straßen der Millionenstadt gegangen und hatten die hohen Brücken überquert, die von Ringstadt zu Ringstadt der kreisrunden, kanalgetrennten Ortsteile sich schwangen. Wir hatten die reichen Häfen mit ihren Tausenden von Seeschiffen gesehen, mit der Kriegsflotte und ihren schmalen, schnellen Galeeren, hatten die Reichshochschulen besucht und dort unsere Prüfungen bestanden, hatten als Ersatzführer im Reichsheer gedient. Ja, alles war nun eine Sage geworden! Zu groß war der Unterschied, den das Unglück der Erde zwischen gestern und heute aufriß.

Katte Hogger schien ungefähr zu verstehen, wie ich es mit dem Überfluten des Reiches infolge der Mondschwere meinte, aber ich zweifelte doch daran, daß sie sich ein ganz richtiges Bild von den Hergängen machen konnte.

Als ich später an Deck stand und mit Herrn Gerdung besprach, wie wir zunächst als Spähtrupp eine mehrtägige Reise über Land unternehmen wollten, um die Täler hinter den Schneebergen und Hügeln zu untersuchen, bat mich der Ritter, bei Katte Hogger fragen zu dürfen, ob sie seine Frau werden wolle.

Ich antwortete ungesäumt, er möge sein Glück versuchen, wenn mir Frage und Antwort auch einen Stich ins Herz gaben. Ich war

aber klug genug, um sofort auf die blutjunge Frau zu verzichten, zumal sie mich selbst gerne als einen alten Mann bezeichnete. Wohl kannte ich Kattes Zuneigung zu mir, aber ich hielt sie mit Recht für die eines jungen Mädchens zu dem um ein Menschenalter älteren Mann, dessen altmodische Ritterlichkeit wie ein altes Lied aus vergangenen Jahren ist und das halben Kindern freundlich ins Herz klingt.

Ich bat Herrn Gerdung, er möge mir die Antwort der Frau Katte bald mitteilen. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich auf diese Antwort sehr gespannt sei, weil ich den Eindruck habe, als hinge Katte Hogger sehr an meiner Mutter und mir und wolle wenigstens vorläufig von einer neuen Eheschließung nichts wissen. Sie habe auf der „Windbirge" schreckliche Dinge erlebt und habe, wie Herr Gerdüng wisse, mehreren Männern angehört, wahrscheinlich weil der eine, den sie gewählt hatte, nicht den Mut aufbrachte, sie gegen die tierhaften Triebe der Bordgenossen zu schützen. Und da er als Gatte dies nicht getan habe, so wolle Katte noch heute ihren Mann mit dem Schießzeug erlegen. Vielleicht sei es gut, wenn Herr Gerdung sehr vorsichtig anfrage, er möge der innerlich stark zerstörten Katte mindestens Zeit zum Nachdenken und zur Gewöhnung geben. Daß er in ritterlichster und zartester Form werben werde, das wisse ich, meinte ich zum Schluß.

„Wie ist es mit dir, Herr Herzog?", fragte Gerdung darauf.

„Ich habe wenig Aussicht", lächelte ich den Freund an.

„Katte hat mich gefangen wie dich, das gestehe ich gerne ein, und ich glaube, meine braven Burschen beten die junge Frau allesamt an. Bei mir wäre eine offengezeigte Verliebtheit komisch, deshalb hüte ich mich vor Katte. Du bist fünfzehn Jahre jünger als ich. Das läßt sich schon hören, wenn man freien will. Ich rate aber zu großer Vorsicht. Katte Hogger ist durch alle menschlichen Tiefen gegangen und reißt sich jetzt selbst wieder hoch. Du hast es sicher selbst so gut erkannt wie ich. Versuche es." Wir sprachen darauf nicht mehr von Katte Hogger.

Gerdung wollte mich auf meiner Spähfahrt begleiten. Er war

anfangs dagegen, daß ich als Herzog das Schiff verließe, aber er sah dann doch ein, daß die „Windbirge“ ein Fahrzeug sei, das keine Hoffnung mehr habe, noch einmal den Atlantik zu kreuzen, und daß es genüge, wenn ich Saland den Befehl an Bord übergäbe. Wir kamen überein, daß wir allein die Fahrt zum Lande unternehmen und daß wir dabei nur den kleinen Schlitten mitnehmen wollten, der inzwischen fertiggeworden war. Wir empfanden es als einen bitteren Mangel, daß unsere Männerschar so klein war.

„Vielleicht gelingt es uns, andere Atlanter zu finden, die sich uns anschließen“, meinte Herr Gerdung.

Das hoffte ich auch, aber sehr groß waren meine Erwartungen nicht.

Nachts, lange nach Dunkelmitte, kam Katte Hogger ohne anzuklopfen zu mir in die Führerkaje. Ich schlief und wußte anfangs nicht, wer da zusammengeduckt auf meinem Bettrand saß, denn es war fast dunkel in der Kaje und das Ölkännchen brannte mit winzigem Docht.

„Nun, Katte Hogger?“, fragte ich verschlafen.

„Deine Mutter hat mir erlaubt, zu dir zu gehen, Godda Apacheta“, erwiderte sie.

Katte sah in ihrem weiten Pelzmantel wie ein kleiner brauner Bär aus, fast wie eine Kugel, und die Augen leuchteten aus dem dunkeln Bettwinkel wie die eines Raubtieres.

„So, die Mutter hat es erlaubt“, meinte ich belustigt. „Dann ist ja alles gut.“

„Ja, und nun bitte ich dich, hier bleiben zu dürfen, damit du auch etwas zu erlauben bekommst“, antwortete Katte ebenso. Sie sprach sehr leise, weil ihr die Holzwände der Führerkaje nicht dick genug waren. Herr Gerdung von Gaardepoort habe sie gefragt, ob sie es sich überlegen wolle … ja, und dann kam das alles hervorgesprudelt, was ich aus meiner Unterredung mit dem Ritter schon wußte. Ich antwortete ihr, mein Freund Gerdung habe die Anfrage mit meinem Wissen gestellt. Welchen Bescheid sie ihm gegeben habe?

„Ich habe ihm gesagt, ich habe noch einen Mann, und den müsse ich erst umbringen, aber das sei meine Sache und ich wolle es selbst tun und niemanden damit belasten, was meine eigene Schmach ist“, erwiderte die junge Frau, und ich staunte über die Selbstverständlichkeit, mit der das Kind mit dem Gedanken an Mord umging. Daß sie es mir aber mit dürren Worten berichtete, zeigte mir, wie sehr sie sich im Recht fühlte, ihren Mann bei der nächsten Gelegenheit mit ihrem sicheren Pfeil zu Tode zu bringen.

„Du hast Herrn Gerdung also keine Zusagen gegeben, Katte?“, fragte ich, und ich gestehe, daß mir das Herz dabei klopfte, weil ich die Aussicht hatte, dies junge Menschenkind noch eine Weile zu behalten.

„Nein“, sagte sie sicher und fest. „Ich habe dich lieb und will bei dir und deiner Mutter bleiben, auch wenn du mich nicht zur Frau haben willst. Ich habe genug von Männern und kann auch bei dir bleiben, ohne dich zu heiraten Vielleicht kannst du mich als Kind annehmen, Godda Apacheta, und du hättest dann viel zu erziehen an der Katte Hogger, mehr als dir lieb wäre. Nicht wahr, das ist sehr unbescheiden? Weißt du, Herr Godda, ich bin ja so mit allen Wassern gewaschen, bin so mit den Dingen der sogenannten Liebe vertraut, daß ich dich einfach verführen möchte – oder es doch wenigstens versuchen. Weil du mich aber wie ein adliges Mädchen behandelt hast, so will ich dich auch nicht tiefer schätzen und will meine erlernten Künste für mich behalten. Das habe ich übrigens auch deiner Frau Mutter gesagt. Dich habe ich mitunter belogen, Godda Apacheta, aber das habe ich nicht getan, um etwas von dir zu erreichen, sondern weil ich dir nicht alles sagen konnte und wollte, was für ein Mädchen sehr schlecht und schwer zu erzählen ist. Heute aber habe ich dir die Wahrheit gesagt.“

Ich war erst eine Weile still, dann antwortete ich, ich dürfe und wolle mich wegen ihrer Antwort an Herrn Gerdung nicht äußern, aber ich sei nicht grade böse, daß es so gekommen sei, wie sie mir gesagt habe. Und sie solle machen, daß sie aus meiner Kaje käme, sonst könne es geschehen, daß der alte Apacheta plötzlich doch

die Katte Hogger als Frau nähme und wisse dann am anderen Morgen kaum, wie es geschehen sei.

Da lachte die junge Frau, daß ich ihre blanken Zähne leuchten sah, so richtig, wie ein siegreiches Mädchen lacht.

„So steht es also mit dir, Herr Godda!“ sagte sie leise, und es war, als klinge ein Jubel in ihrer Stimme. „Nun will ich meinen Witwenpfeil schärfen! Denn zuvor mache ich klare Bahn für dich und mich. – Muß ich nun gehen?“

„Ja“, erwiderte ich und mein Herz klopfte schwer und hart.

„Deine Stimme ist heiser, Godda“, sagte Katte mit tiefem Seufzer.

„Ich wußte nicht, wie schön deine Stimme klingt, wenn sie heiser ist. Auf einmal habe ich gar keine Lust, in meine Kaje hinüberzugehen!“

„Katte, du mußt aber gehen“, erklärte ich mannhaft und meine Stimme wurde wieder klar. Ich wollte diesem blutjungen Kind nicht alle Stichkarten überlassen.

„Wie alt bist du, Godda Apacheta?“ fragte sie, als habe sie meine Aufforderung nicht gehört.

Ich sagte, ich sei fünfundfünfzig Jahre alt aber nun sei es genug, und sie solle zur Frau Mutter hinübergehen, sonst würde sich die alte Frau sorgen.

„Sie sorgt sich nicht“, antwortete Katte Hogger lachend. „Sie ist auf meiner Seite und diesmal nicht auf der deinen, Herr Herzog. Dafür habe ich gesorgt. Wenn ich auch nicht so klug bin wie du, so bin ich doch schlauer. Deine Frau Mutter meint, einmal müsse sie doch sterben, und aus Mangel an besseren Frauen ist sie auf die verworfene Katte Hogger gekommen, die ihren Platz einmal ausfüllen soll. Wir Frauen können uns nämlich nicht vorstellen, daß ein Mann wie du ohne Aufsicht durchs Leben geht. Daß ich siebenunddreißig Jahre jünger bin als du, ist wohl schlimm. Aber in dieser verworrenen, gestürzten Zeit ist alles anders, als es vorher war, und vielleicht bist du eines Tages ganz zufrieden, daß du mich zur Frau genommen hast. Ich bin nämlich trotz meiner

Verworfenheit im Grunde ein gutes Ding und weiß von mir, daß ich auch treu sein kann, aber auch anständig. Dir ist wahrscheinlich nicht lieb, daß ich mich als junge Frau mit Mordgedanken trage. Ich bin dir vielleicht auch unheimlich, weil ich in Dingen der Liebe so ohne Leidenschaft, ja mit einem kleinen Spott spreche. Lieber Godda, so war ich früher nicht, so bin ich erst in der Notzeit der Driftfahrt geworden. Ich weiß zu viel. Und ich bin mir heute zu gut, um zu lügen. Eineinhalb Jahre Schmach sind eine lange Zeit für ein junges Mädchen, das fast noch ein Kind war, als es sich dem ersten Manne geben mußte, und in mir ist sehr viel wach geworden, was man an einer älteren Frau jedenfalls sofort verstehen und billigen würde. Du sollst aber sehen, wie Katte Hogger an dir hängen wird. Ich bin nicht dumm und nicht blind, aber deine Jahre schrecken mich nicht. Kann ich nicht auch gleichzeitig deine Tochter sein? Nicht auch gleichzeitig deine Schwester, wenn ich deine Frau bin? Deine Frau will ich nämlich sehr gerne sein, viel lieber als du denken kannst, schon deshalb, weil ich viele Kinder von dir haben möchte. Ja, ich rücke schon ganz an das Fußende und bin schon auf dem Sprung, zu gehen, Godda Apacheta. Laß mich nur noch einen Augenblick …“ Ich stand auf und griff nach ihr. Katte versuchte, sich noch tiefer in die Bettecke zu drücken, dann aber hatte ich sie, nahm das Pelzbündel auf den Arm und setzte es vorsichtig vor der Türe ab. Dann schloß ich die schmale Pforte, schob den Riegel vor und holte tief Atem. Draußen raffte sich die junge Frau auf. Die Türe zur Kaje meiner Mutter schlug zu, und dann war es still.

Mein Herz schlug bis an den Hals. Ich hatte es immer gewußt, daß dies schlanke, etwas zarte Kind gefährlich, sehr gefährlich sei, aber in dieser Nacht wußte ich, daß ich Atlanta Framer vergeben und mein Herz und meine Sinne an Katte Hogger vergeben hatte. Ich stand in einem neuen Zeitalter, und Atlantis war versunken. Nie empfand ich dies so deutlich und schmerzhaft wie in der Nacht, da Katte Hogger auf meinem Bett gesessen hatte.

Meine Mutter kam sehr früh zu mir, um das Morgenmahl mit

mir einzunehmen. Sie wußte, daß Katte in der Nacht bei mir gewesen war und erzählte in ihrer stillen, lustigen Art, die junge Frau habe so lange von mir geplaudert und erzählt, bis es selbst der eigenen Mutter zu viel geworden sei, und eine Mutter könne doch nicht genug von dem Sohn hören! Sie sei deshalb während der Erzählungen der jungen Frau eingeschlafen, und dies bei einem Gesprächsstoff, der ihren Godda betroffen habe. Dafür schlafe Katte nun fest und sehe aus wie ein Kind, dem man ein großes Geschenk gemacht habe. Ob es mir recht sei, wenn sie heute unsere Hände zusammenlege, damit wir für das schwere Leben, das vor uns läge, Kameraden wurden.

Ich erwiderte, ich habe Katte Hogger da anders verstanden. Sie wolle mich als Mann haben, das sei richtig, und sie habe es auch sehr geschickt und in vollem Angriff erreicht. Aber sie denke nicht an ein Sofort. Sie wolle vorher reinen Tisch machen und ihren Mann erlegen, gegen den sie einen tiefen Haß hege. Ich könne mir vorstellen, daß er berechtigt sei. Meine Mutter werde wohl mehr und Genaueres darüber wissen. Mir sei es allerdings nicht recht, mit kaltem Blute zuzusehen, wenn ein atlantischer Mann einfach niedergeschossen würde, ohne Urteil und Verhör. Ich habe nun einen eigenen kleinen Staat, aber so winzig er sei, so habe ich doch den Wunsch, daß sein oberster Grundsatz Strenge und Gerechtigkeit sei.

„Katte schlug mir selbst vor, du mögest einige Männer und die Frauen der ‚Windbirge' einfangen und verhören", sagte meine Mutter. „Katte sagte mir ferner, sie habe dich belogen, als sie dich zum ersten Male auf dem Eis traf, und sie verlange daher nicht, daß du ihr alles glaubtest. Sie fürchte sich aber nicht und wolle nur Klarheit und reine Tafel, in allen Dingen, besonders in Dingen mit dir und ihr. Das hat mir gefallen, Godda. Ein unbändiger Stolz hat Katte Hogger vor der seelischen Vernichtung bewahrt. Nun ist sie grausam und unerbittlich gegen die, welche es versucht haben, sie zu zerstören. Ich halte es für richtig, wie sie denkt. In deiner Liebe wird sie zart werden. Ich glaube das zu kennen."

Dann kam Katte herein. Diesmal klopfte sie an. Sie war vollständig unbefangen und gab mir wie immer die feste, kleine Hand zum Gruß. Ich gestehe, daß ich rot wurde wie ein junger Bursche, und das war mir nicht angenehm. Katte lachte mich an, als sie das sah und war auch erbarmungslos genug, davon zu sprechen. Es sei so unendlich schön, wenn ein alter Mann ihretwegen erröte. Aber sie gab mir die Genugtuung, daß sie es gleich darauf an sich selbst erleben mußte. Unter ihrer weißen Haut stieg das dunkle Blut auf und machte sie verwirrt, auch dauerte es bei ihr sehr lange, bis die Erscheinung geschwunden war. Ich sprach mit meiner Mutter und freute mich, daß ich als Mann nicht so grausam war wie Katte Hogger.

„Ich will mit dir und Herrn Gerdung auf die Spähfahrt gehen“, sagte sie unvermittelt.

Ich schüttelte den Kopf und sah sie vorsichtig an. Das Rot war wieder verschwunden. Sie entgegnete, das habe sie wohl gedacht, daß ich nein sagen werde, aber sie vermute, wir würden Spuren der Abwanderer der „Windbirge“ treffen, wahrscheinlich sogar die Leute selbst. Und da wolle sie verhandeln, weil durch ihren Pfeilschuß auf den Steuermann Todfeindschaft ausgebrochen sei zwischen meinen Männern und denen der Galeere ihres Vaters. Das wolle sie gutmachen. Und wenn ich es wünsche, so wolle sie sogar ihren Mann laufen lassen. Das sei doch mehr, als ich erwarten könne, und sie wolle es nur deshalb tun, um zu zeigen, daß sie sich auch unterordnen könne. Sie habe sehr darunter gelitten, daß ich sie gescholten habe, wenn sie es auch nicht gezeigt hatte.

„Du? – und Herr Gerdung?“, fragte ich zweifelnd.

Sie erklärte, grade weil der Ritter Gerdung mitgehe und weil sie ihn leiden möge, wolle sie auch dabei sein. Sie wolle mit ihm sprechen, und dafür sei Zeit und mannigfache Gelegenheit, wenn der Spähtrupp abends irgendwo ruhte. Sie bitte mich inständig, es nicht zu verbieten, weil sie ja dann gehorchen müsse.

Ich sah meine Mutter an, und sie nickte. Die Frauen mochten recht haben. Mindestens war eine ungestörte Aussprache mit

meinem Freunde Gerdung ein Gewinn. Daß Katte Hogger einer Wanderung, wie ich sie durchzuführen beabsichtigte, nicht gewachsen sein könnte, kam nicht in Frage. Mußte ich doch eines Tages meine alte Mutter ebenfalls auf eine weite Wanderung mitnehmen, die in der gleichen Richtung ging und die ähnliche Lasten mit sich bringen würde, wie der kleine Marsch des Spähtrupps. Von unserer Ehe aber sprachen wir nicht. Sie war beschlossene Sache. Zuvor aber mußte die Abrechnung mit ihrem Manne erfolgt sein, der damals knapp dem Pfeiltode durch die Hand seiner Frau entgangen war. Als ich nachdenklich schwieg, erriet Katte, an was ich dachte und erklärte, ihr Mann habe sich als feige erwiesen. Er habe die Möglichkeit gehabt, sich mit ihrem Vater zusammenzutun, um sie zu schützen, und dann sei sie doch selbst noch dagewesen! Das habe er aber nicht getan, sondern habe sie aus Furcht dem Steuermann ausgeliefert und habe zugesehen, wie sie festgebunden wurde, als sie sich wehrte. Ich solle nicht böse sein, sie sei gar nicht grausam, sei nicht einmal rachsüchtig, wenn sie es mir auch einmal gesagt habe, aber sie wolle leben und wolle anständig leben. Da müsse sie gegen die hart sein, die ihr Leben beinahe durch Ekel vernichtet hätten. Ich würde ja sehen, was daran sei. Ich wolle doch immer noch die Frauen und die Windbirgemänner einbringen?

Ja, das wollte ich, sofern ich sie fände. Sie erklärte, das sei ihr recht. Und wenn ich der oberste Richter meiner kleinen Schar sei, so wolle sie sich meinem Spruch fügen.

Ich wunderte mich immer wieder über diese junge Frau. Sie war erst achtzehn Jahre alt und war klug wie ein gereifter Mann. Sie war sicher und redete keine Unklarheiten, wie es solch junge Menschen oft tun, ohne daß man es ihnen verübelt. Eigentlich war sie unheimlich. Mitunter kam es mir vor, als sei ihre Jugend in den eineinhalb Jahren der Erniedrigung und Not geschwunden, während mich zu anderen Stunden ihre quellende Kindlichkeit entzückte.

Ich sagte ihr, sie solle mit uns kommen.

Da stand sie auf und drückte meinen Kopf an ihre Schulter. Und machte eine tiefe Verbeugung vor meiner Mutter und ging hinaus.

Bald nachher traf ich Herrn Gerdung, der zwei Schlafsäcke für sich und mich auf dem Schlitten verpackte. Er wußte, daß wir etwa zehn Tage abwesend sein würden. Ich sagte ihm, er solle einen weiteren Schlafsack mitnehmen, da Katte Hogger uns auf der Spähfahrt begleiten würde.

„Herr Herzog, das Mädchen liebt dich“, sagte der Ritter in seiner ruhigen, beherrschten Art. „Ich habe also dazu nichts mehr zu sagen. Doch weiß ich nicht, warum du Frau Katte aus die Spähfahrt mitnehmen willst.“

Ich erwiderte, ich wisse, daß es ihm nicht angenehm sei, doch lebten wir in einer engen Zeit mit wenigen Menschen beisammen und seien aufeinander angewiesen. Er müsse sich zusammennehmen und versuchen, mit Katte Hogger in ein erträgliches Verhältnis zu kommen. Der Freund nickte. Er wußte, daß man hier aus enttäuschter Liebe nicht das Weite suchen konnte, wie man es etwa im Kulturmittelpunkt Atlantis mit Leichtigkeit hatte tun können. Atlantis aber war untergegangen, und die neue, verstürzte Welt verlangte den engen Zusammenschluß der Wenigen, die geblieben waren, verlangte aber auch die Zurückstellung jeder Empfindlichkeit in der winzigen Gemeinschaft, die entschlossen war, sich durchzudringen gegen alle und jeden. Er wußte es und reichte mir die Hand.

Katte bekam einen Helm wie wir Männer, und sie nahm auch ihr gefährliches Schießzeug mit. Ich konnte es nicht unterlassen, sie mißtrauisch anzusehen.

„Godda, ich schieße nur, wenn du es erlaubst oder wenn ich in Not bin – oder du“, sagte sie freundlich. Ich glaubte ihr, hatte aber zum Glück keine Gelegenheit, ihren Gehorsam in dieser Sache auf die Probe zu stellen.

An einem Spätsommertage bei geringem Frost traten wir unsere Wanderung an. Es war grade um die Zeit der Erdnähe des Mon-

des, und wenn wir auf See gewesen wären, so hätte uns die Mondesflut gleicherwärts verdriftet. Daß die Flutkraft des neuen Begleitsternes der Erde aber in der Lage sei, in geringem Umfange die hochgetürmten und übereinandergeschobenen Eisberge über flaches oder wenig hängiges Gelände zu schieben, hatte ich mir doch nicht träumen lassen, mußte es aber am ersten Tage unserer Wanderung erkennen. S

Schon als wir das Schiff verließen, vernahmen wir ein Schurren und Kratzen unter uns, als schleife die Eisscholle über den Meeresgrund. Bei einem weiten Rundgang aber fanden wir seewärts, schon sehr weit von der „Windbirge" entfernt, ein breites Stück tonigen Erdbodens an einer Stelle, an der die Schollen auseinanderklafften. Die Hoggersche Galeere saß also weit auf dem Festlande, und wir hatten es nicht gewußt! Als wir uns dann nach Osten wendeten, wo die weiten Gebiete der Drudenmark lagen, erkannte ich, daß das Eis ruckweise nach Südosten schob, einfach über das flache Land hinweg, und ich stand lange Zeit sprachlos vor Staunen vor diesem Naturspiel. An Spalten, die wir umgehen mußten, quoll der Erdboden heraus, naß und glitschig, und ich sah, daß er zerwühlt und durchgeknetet war und sich beim Schube der Schollen emporwölbte und sich auch in wälzender Bewegung selbst fortbewegte.

An einer Hügelkante staute sich das Eis berghoch an, an der Stirne des Eiskranzes aber bewegte sich ruckweise und ganz langsam ein Riesenwall von Schutt und Schlamm landwärts! Ströme von Wasser entquollen diesem Schmutzgebirge!

Ich nannte das nie gesehene Naturereignis einen Stirnwall, weil der Erdwall in der Schubrichtung vor der Stirn des schiebenden Eisfeldes lag. Schon damals kam mir flüchtig der Gedanke, auch hier sei der erdnahe Mond am Werke, doch kam mir die endgültige Erkenntnis erst viel später. Das ist auch kein Wunder, weil ich die Bewegungen des Schuttwalles nur ganz kurze Zeit beobachten konnte und weil zu einer Feststellung in dieser Erscheinung eine häufige Beobachtung nötig ist. Jedenfalls geschah der

Aufschub über das Land sehr langsam und mit langen Zwischenräumen der Ruhe.

Gleichzeitig erkannte ich aber ein anderes. Die letzte Drift auf dem Wasser der Sturmbucht des Drudenlandes hatte uns meilenweit von Kattes Feinden fortgeführt. Ich hatte mich in den vergangenen Wochen gewundert, daß die Besatzung der „Windbirge" nicht zurückgekehrt sei, um den Tod des Steuermanns zu rächen. Ja, ich hatte mit der Rückkehr einer verstärkten Männergruppe gradezu gerechnet, weil der Winter vor der Türe stand und das Schiff immer noch eine bessere Unterkunft bot als etwa irgendeine Höhle. Da die Windbirgeleute immer noch in der gleichen Gegend waren, so lag der Gedanke an eine Rückkehr zur Galeere nahe. Heute wußte ich, daß sie wahrscheinlich zurückgekehrt waren, nur hatten sie die „Windbirge" nicht mehr an dem alten Platz gefunden. Das Schiff war eben viele Tagereisen weit nach Osten oder Südosten geschoben worden.

Herr Gerdung und ich zogen den Schlitten, das junge Mädchen aber war mit ihrem Schießzeug weit voraus und spähte hinter jeden Hügel und in die Ferne. Ihre wachen, klaren Augen schauten unermüdlich in die Runde, denn sie suchten natürlich ihre Feinde, die ihre Schiffsgenossen gewesen waren. Ich lächelte vor mich hin, weil ich nicht mehr daran glaubte, daß die Windbirgemänner hier auftauchen könnten.

Einmal wartete Frau Katte auf uns und sagte:

„Herr Herzog Godda, sind die Gebirge dort im Süden nicht viel niedriger als vor dreißig Tagen?"

Ich antwortete, sie habe richtig gesehen, wir befänden uns weit von der Stelle entfernt, an der der Steuermann gefallen sei, und also auch weit von ihren anderen Gegnern. Vermutlich werde sie es diesmal leicht haben, dem alten Godda Apacheta zu gehorchen.

„Deine Frau Mutter hat es verboten, dich alt zu nennen, also bitte ich dich, einmal selbst zu gehorchen", lachte sie.

Wir verließen den Eisstrom am Rande des Stirnwalles, und dann standen wir unvermittelt auf grünem Grasboden! Das war so

überraschend und erschütternd, daß wir unwillkürlich haltmachten. Diesen Halt hätten wir auch gemacht, wenn der Schlitten nicht so schwer und unhandlich geworden wäre. Die Kufen glitten natürlich nicht mehr.

Ich sah mich um. Weit hinter uns an der Kimmung stand das winzige Bildchen der Galeere auf hohem Eishügel und reckte sein Achterschiff hoch in die klare Sommerluft. Vor uns aber lag ein gewelltes Hügelland mit einigen schneebedeckten Bergen. In der Ferne – im Süden – reckten sich gewaltige Eisgebirge zum Himmel, unterbaut von grünenden und grauen Matten, von schwarzen Wäldern und braunen Schutthalden, und weiße Eisströme reckten sich in den Schrunden und Talschluchten bis tief zur Ebene hinab. Zahllose Wasserläufe durcheilten das durchschnittene Gebiet, und wenn ich die größten von ihnen mit denen meiner Übersichtskarte verglich, so fand ich keine Ähnlichkeit mehr vor, obschon die atlantischen Pläne grade an den Küstengebieten der Reichsmarken sehr genau gewesen waren. Alle diese Flüsse und Flüßchen gingen zur Sturmbucht, also ins Meer, und sie hatten auch zwischen den Eisfeldern weite Rinnen gespült, so daß ein Teil des Wassers abfließen konnte. Immerhin wirkten die Barren der Eisberge wie riesige Sperrmauern, so daß sich zum Tiefland hin ein ausgedehnter See an den anderen anschloß. Da die Strömung des gesamten Fluß- und Seengebietes unserer Marschrichtung nach Osten entgegenlief, so sah ich zu meinem Bedauern, daß ich gezwungen sein würde, wenigstens vorläufig auf den Wasserweg zu verzichten. In mir steckte noch zu sehr der Fahrmann über die Weiten des Ozeans, und bei Reisen dachte ich gewöhnlich an Wasserwege.

Zu meiner Freude war die Landschaft nicht tot, wie ich in bösen Stunden des Zweifels gefürchtet hatte, sondern es wimmelte von Vögeln der Thuleländer, die sich hierher gerettet hatten und die an Zahl die einheimischen wahrscheinlich weit übertrafen. Auch sahen wir am Nachmittag Renwild äsen und in einem Bruch eine Rotte Wildsauen. Spuren von Menschen fanden wir dagegen an diesem ersten Wandertage nicht.

Die Hänge im Südosten waren von Wald bestanden. Mein Herz wurde froh und leicht. Ganz so trostlos wirkte sich die Vereisung der Nordgegenden hier im südlichen Drudenlande nicht aus, wenigstens schien es sich im Sommer in diesen Breiten grade noch leben zu lassen. Diese frohe Zuversicht ließ ich mir auch nicht nehmen, als es am späten Nachmittag sehr kalt wurde. Die Kälte aber schien mir eine Wirkung der nahen Eisfelder in der Drudenbucht zu sein.

Nicht lange, nachdem wir unsere Füße auf den festen Boden der südlichen Drudenmark gesetzt hatten, überraschte uns der freundliche Grasboden mit einer Reihe starker Erdstöße. Ich war nun so lange auf See gewesen, daß ich fast vergessen hatte, wie es auf der Erde dieser neuen Zeit zuging, daß dort die Erdbeben an der Tagesordnung waren. Sie ließen sich allerdings nicht mit den wuchtigen Erdstößen vergleichen, die ich bei der Fesselung des neuen Begleitsternes Mond durch die Erde auf den Bergeshöhen von Tiahusinju erlebte. Sie waren aber immer noch unheimlich genug, um das Unbehagen hervorzurufen, das eine ständige Begleiterin solcher Bewegungen ist. Man traut der alten, festen Erde nicht mehr, wenn es häufiger geschieht, und ganz gewöhnt man sich nicht daran. Katte Hogger, die die Erdbeben aus Grönland kannte, die sie aber auf der Driftfahrt vergessen hatte, erschrak sehr, aber sie zeigte sich tapfer und lachte, als ich es auch tat. Ich wußte allerdings, daß uns solche geringen Erdstöße nicht schaden könnten, solange wir im Freien waren. Wir setzten daher unsere Wanderung fort.

Gerdung erkannte in einer Talfurche die Reste ehemaliger bäuerlicher Feldbearbeitung, doch schien hier seit vielen Monaten kein Pflug mehr durch die Krume gegangen zu sein. Unkraut in wahlloser Mischung mit verkümmertem Gemüse wuchs auf diesem Feld, und in seiner Nähe stand unter niedrigen Bäumen ein rohes, steingefügtes Gebäude ohne Dach, das im Inneren noch Brandspuren zeigte.

Auch menschliche Knochenreste fanden wir, die von wilden

Tieren verschleppt und verstreut waren. Hier hatte der Notkampf von Menschen getobt, die zu Räubern geworden waren, weil die harte Beilzeit sie dazu gezwungen hatte, das zu tun, was zuzeiten hoher Kultur verabscheuungswürdiges Verbrechen gewesen wäre. Obschon die Sonne noch am Himmel stand, beschloß ich, in diesem Mauerviereck zu bleiben, da es den kalten Wind abschirmte. Wir gaben uns abwechselnd redlich Mühe, mit Feuerstein, Hartbronce und vermorschtem Holz eine Flamme zu erzeugen, aber wir mußten einsehen, daß das uns so selbstverständliche Gut des Feuers in Zukunft eine Kostbarkeit werden würde.

Katte Hogger ließ nicht nach, es immer wieder zu versuchen, und ich freute mich, daß sie so zähe war. Sie schien sich für ein warmes Abendessen verantwortlich zu fühlen und blies unermüdlich gegen die Springfunken, die durchaus nicht zünden wollten. Inzwischen setzte ich mich auf die Schwelle des alten Bauernhauses und benutzte den Rest des Tages, um meine Aufzeichnungen zu machen. Ein Schiffsführer ist daran gewöhnt, ein Tagebuch zu führen, aber ich wurde geizig mit meinen wenigen Lederblättern, die ich noch besaß, und beschränkte mich auf Stichworte. An der Landkarte änderte ich noch nichts, weil ich noch nicht wußte, an welcher Stelle des Drudenlandes wir festen Boden betreten hatten.

Während ich noch kritzelte und dazwischen das Tal entlang spähte, stieß Katte Hogger einen Jubelruf aus und stand mit hocherhobenen Armen am Herd. Gleich darauf faßte sie ohne Umstände den Ritter Gerdung am Arm und zog ihn zur steinernen Feuerstelle.

„Pusten!“ befahl sie ihm atemlos. Ich wendete mich um. Herr Gerdung hockte vor dem Stein und blies mit vollen Lungen in ein Flämmchen, das Katte mit ihrer Geduld zum Glimmen gebracht hatte. Aber das junge Mädchen war ganz benommen von der Anstrengung und legte sich lang auf die Erde und zog an meinem Knie, bis es für sie in bequemer Lage war, und bettete den feinen, blonden Kopf darauf. Katte hatte für diesen ersten Tag der

Spähfahrt ins Drudenland genug, und die Anstrengung, in die winzige Glut zu blasen, hatte sie doppelt müde gemacht. Sie war ein liebenswürdiges Kind und doch wieder ein Mensch mit den bittersten Erfahrungen, die eine nordische Frau machen kann! Nun allerdings, als sie ruhig atmend neben mir lag, war sie nur das Kind, das seinen ersten großen Erfolg unter dem Zwange niederster Kultur errungen hatte. Das Feuer brannte! Katte Hogger hatte die Flamme zum Brennen gebracht! Katte Hogger war etwas wert, sie leistete etwas, was anerkannt werden mußte. Sie konnte mehr, als in sicherer Kaje Edelsteine für den einäugigen Godda Apacheta schleifen, sie war mehr als ein liebliches Spielzeug ehrvergessener Männer, sie war mehr als nur die entehrte Tochter des reichen Kaufmanns Hogger aus Vingat in Grönland!

Katte Hogger hatte für ihre Freunde und Kameraden Feuer entfacht! Das Glück über diese Leistung lag wie ein freundlicher Lichtstrahl auf ihren blassen Zügen, als ich mit zärtlicher Liebe auf sie hinabsah. Es wurde dunkel auf der fremden Erde, aber hinter uns brannte die kleine warme Flamme, die uns Wanderern zwischen Eis und Steppe für lange schwere Jahre Trost und oft auch Rettung vor dem Frosttode bringen sollte.

Katte schlief so fest, daß ich sie mit Herrn Gerdungs Hilfe in den Schlafsack stecken konnte, dessen pelzgefüttertes Innere das Mädchen vor der Nachtkälte schützen sollte. Katte wurde dabei halb wach und maulte wie ein Kind, wir sollten sie zufrieden lassen, sie wolle schlafen. Da beugte sich der Ritter Gerdung über sie und küßte sie auf den Mund.

„Danke, Godda Apacheta", sagte sie, und Herr Gerdung sah mich mit einem stillen Lächeln an. Nein, dieser vornehme Mann ließ die Freundschaft nicht zerbrechen, die wir auf der Insel Acora geschlossen hatten! Nach wie vor durfte ich dem Getreuen den Rücken wenden, ohne seine Liebesfeindschaft fürchten zu müssen. Wer hatte auf der zertrümmerten Erde solche Freunde wie Godda Apacheta, der Sternweise von Aztlan?

Die junge Frau atmete schon wieder tief und ruhig. Sie hatte es

kaum gespürt, daß wir sie in den wärmenden Pelz gesteckt hatten. Im matten Schein der Herdflamme saßen wir Männer neben Katte Hogger und staunten sie wie ein schönes Wunder an. In dieser Nacht wurde uns klar, von welcher unendlichen Wichtigkeit für notgedrückte Männer das Vorhandensein von Frauen ist, welch unendlicher Schatz der Besitz eines Mädchens für ein kleines, vom Schicksal geschlagenes Volk sein kann.

Wir wachten in dieser Nacht abwechselnd, um die Flamme nicht verlöschen zu lassen, und immer wieder blieben wir auf unserem Rundgang vor dem unförmigen Bündel stehen, aus dem nur eine blonde Strähne hervorsah, weil sich die Flechtenkrone des jungen Mädchens ein wenig gelockert hatte. Und dieses Wenige betrachteten wir abwechselnd, als hätten wir nie einen Schlafsack gesehen!

Herr Gerdung übernahm die erste Wache und stellte sich mit Schild und Speer vor den Eingang. Ich konnte nicht gleich einschlafen, weil mir das Verhalten der Eisdrift sogar über Land hinweg zu denken gab.

„Ich habe Hunger“, sagte Katte Hogger plötzlich.

Sie war also wach geworden. Ich hätte es mir denken können, denn wir Männer hatten uns, als Katte schlief, mitgenommene Speisen warm gemacht, aber auch den Anteil für das Mädchen aufgehoben. Herr Gerdung kniete an ihrem Schlafsack nieder und fütterte sie, ohne ein Wort zu sprechen. Ich konnte es deutlich beobachten, wie sein ernstes Gesicht von einem guten Lächeln verschönt war.

„Du bist sehr gut zu mir, Herr Gerdung“, hörte ich Katte Hoggers leise Stimme. Beide glaubten wohl, ich schliefe.

„Ich tue es gerne“, antwortete der Ritter.

„Und ich Untier habe dir solchen Schmerz zugefügt“, sagte das Mädchen nach einer Weile. „Aber ich kann doch nicht zwei Männer heiraten, ich will es nicht. Glaube mir, Herr Gerdung, ich habe eine schwere Zeit hinter mir. Nun aber habe ich Godda Apacheta lieb.“

Das klang mir altem Burschen wie ein zartes, schwingendes Lied ins Ohr, weil ich nie damit gerechnet hatte, daß mir häßlichem, einäugigem Mann noch einmal eine Frau und dazu eine junge Frau gut sein würde.

„Mache ihm sein schweres Amt leicht, Frau Katte“, sagte Gerdung.

Ich war wirklich ein glücklicher Mensch! Wenn dieser zurückhaltende, ehrenhafte Ritter diese Worte sprach, so galten sie für jetzt und immer. Ich sah, wie sich seine hohe Gestalt aufrichtete, wie er zum Herd ging, um die Flamme zu nähren, und wie er dann langsam zum Eingang wanderte, wo sein Schattenriß wie eine feste Burg gegen den hellen Nachthimmel stand.

Als er mich nach vier Stunden wecken wollte, lag ich immer noch wach; aber konnte ich denn schlafen, wenn die geliebte Frau mit leiser Stimme von ihrer Liebe zu mir gesprochen hatte?

Es gab sich später recht wunderlich mit Katte und mir. Sie hatte warten wollen, bis sie mit ihrem ersten Mann abgerechnet hatte, aber er war und blieb verschwunden. Das Eis hatte uns mit seiner Drift weit auseinander geführt, und wir haben den Menschen und die anderen Mitglieder der Besatzung der „Windbirge“ nie wiedergesehen. Auf diese Weife wurde Katte meine Frau, ohne daß meine Mutter unsere Hände zusammenlegte, ohne Feier und ohne Zustimmung irgendwelcher Verwandten und Freunde. Die Notzeit der nordischen Eisgrenze fügte uns aus eigener Macht zusammen. Wir gaben uns keine Versprechen, wie es sonst bei Eheschließungen üblich ist, ohne daß solche Zusagen immer gehalten werden. Katte wurde auch meine Tochter, weil sie es so wollte, sie wurde mein Kamerad, mein Kampfgesell, mein Freund auf Jagd und Fahrt. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß dies alles so gut ging, denn ich war doch alt gegen sie, aber sie wurde nicht alt und machte mich wieder jung. Sie wurde eine Herzogin meines winzigen Wandervolkes, wie ich mir keine bessere wünschen konnte, und sie blieb meine kluge Herzogin, als meine Macht sich im Laufe der Jahre mehrte und als ich Frauen für meine Männer

gewinnen konnte. Sie wurde ein Glück und Segen für meine alte Mutter.

Der schöne Spätsommertag in dem Mauerviereck des drudischen Bauernhauses hatte uns betrogen, oder besser, er hatte uns gewarnt. Gegen Morgen, als ich die Wache hatte, begann es zu schneien, in weichen dicken Flocken, die auf der Erde schnell zu Wasser wurden. Es wurde recht ungemütlich in dem steinernen Bau, weil das Dach fehlte. Zwar waren wir durch unsere Lederanzüge gegen Nässe einigermaßen geschützt, aber die Sehnsucht nach der trockenen, warmen Kaje der „Windbirge" schlich dennoch in unsere Herzen. Wir waren noch sehr verwöhnt, wie Menschen einer hohen, reifen Kultur, wenn wir auch sechs Jahre hindurch gelernt hatten, uns umzustellen.

Immer geringer waren die Hilfsmittel geworden, die uns geblieben waren. Wir hatten von den Resten der geretteten Werte gelebt! Diese Reste würden nun von Jahr zu Jahr schwinden. Noch besaßen wir Waffen und Geräte aus gehärteter Bronce, dem berühmten Metall des Reiches Atlantis, dem kupfernen Gold, das uns als Kriegern nicht wenig bei der Erringung der Weltherrschaft geholfen hatte. Noch saßen die kunstvoll geschmiedeten Helme auf unseren Köpfen, aber schon waren hier und da die Adlerschwingen abgebrochen, die sie früher geziert hatten, weil wir das Metall für andere Zwecke dringender brauchten. Noch trugen wir die vorzüglich genähten und sauber gegerbten Pelzmäntel aus der Hoggerschen Erbschaft, hatten Kleider und Wäsche, die ans den Vorräten der „Windbirge", also aus der Hinterlassenschaft atlantischer Kultur stammten, noch trugen wir sorgfältig genähte und gezierte Handschuhe aus der gleichen Quelle. Wir hatten ans dem Vorrat der „Windbirge" eichene Schilde mit broncenen Beschlägen, wir hatten gehärtete Speerspitzen und broncene Brünnen und Schienen, noch besaßen wir Beile ans Metall und tüchtige Spaten aus guten Werkstätten der Thuleländer. Wie bald aber würden wir durch Verschleiß und Verlust zur Anfertigung anderer Waffen und neuer Geräte schreiten müssen, und diese Geräte würden

dann, das wußte ich wohl, aus Stein bestehen, oder aus Knochen und Geweihen der Hirsche und Rentiere.

Uns nützte die Kenntnis der Zusammensetzung unserer gehärteten Bronce nichts, weil wir die hochwertigen Brennstoffe und die Vorrichtungen zur Zuführung von heißer, überschüssiger Luft nicht besaßen, um das Metall zu schmelzen. Vielleicht konnte die Bronce eines Tages wieder erobert werden, gleichsam aufs neue erfunden werden, aber uns Wanderern an der Eisgrenze von Thule würde dies sicher versagt sein. In allzu niedrigen Kulturstufen sind solche Erfindungen wohl möglich, ihre Auswertung aber so sehr erschwert, daß meistens auf sie verzichtet werden muß.

Ich nahm das Schießzeug der Katte Hogger vom Boden auf und betrachtete es nachdenklich. Es war feucht vom fallenden Schnee, und ich wischte es immer wieder sorgsam ab. Zwei federnde Spannteile aus gelblichem Elfenbein waren mit einer broncenen Brücke zu einem zart geschwungenen Bogen zusammengefügt. In hochkünstlerischer Treibarbeit war ein Jagdzug mit Tieren und Menschen auf der Brücke angebracht und erhaben gerundet, vollkommen in der Beherrschung der Form und der Arbeitsart. Die Schußleistungen der Waffe waren erstaunlich, wie ich schon einmal gesehen hatte, als Katte den Steuermann der „Windbirge" fällte. Und ich sollte noch oft Gelegenheit haben, die Wucht dieser zierlichen Waffe zu beobachten, deren Pfeile die harte Bronce der Helme durchschlug!

Die nächsten Bogen, die wir fertigen würden, konnten nur aus Eschenholz oder Eiche bestehen, und es war mehr als fraglich, ob wir uns dann mit kunstvollen Schnitzarbeiten würden befassen können.

Der Schnee ging langsam in Regen über. Ich weckte Herrn Gerdung und dann Frau Katte. Sie wunderten sich, wie unfreundlich das Wetter geworden sei, aber Katte Hogger war voll Anerkennung für meine Vorsicht dem kostbaren Feuer gegenüber. Ich hatte nämlich, als die ersten Schneeflocken vom Himmel fielen,

unseren mühsam mitgeschleppten Schlitten darübergestülpt. Nun ringelte sich der Rauch unter dem schützenden Dach seitlich hervor und bewies dadurch, daß wir unser Frühmahl diesmal sogar wärmen durften. Die Hügellandschaft, die soeben noch weiß gewesen war, färbte sich wieder grün, aber in den Buschstreifen und den kleinen Wäldern, die in unserer Nähe die Hänge deckten, färbte sich das Laub rostrot. Was wir in der Nacht im Schutze des Mauervierecks und des Feuers nicht bemerkt hatten, war draußen fühlbar geworden. Die Blätter hatten unter der Kälte gelitten.

Wieder zogen Singschwäne südwärts, aber sie bogen zur See aus, weil sie offenbar den Flugweg über die hohen, eisstarrenden südlichen Grenzgebirge der Drudenmark gegen Iberien vermeiden wollten. Das gleiche taten wohl alle Vögel, die wir gesehen hatten. Auch auf See hatten wir sie getroffen. Sie alle umflogen das tödliche Gebirge!

Nachdenklich sah ich den Schwänen nach. Sollte der kurze Sommer hier schon zu Ende gehen? Wenn das der Fall war, so durfte ich in diesem Herbst nicht mehr an eine Abreise nach Hellas denken. Wie würde es überhaupt mit den langen Wintern werden? Nun, das war eine spätere Sorge. Auch sie mußten überdauert werden, und die Mittel und Wege würden wir schon finden. Auch andere Vogelarten zogen über unser Mauerviereck hin, in dem wir zusammenstanden und heißen Fleischsaft tranken, den wir von der „Windbirge“ mitgenommen hatten. Wir hatten ja das Glück gehabt, daß uns ab und zu ziehendes Geflügel zur Beute wurde und brauchten nicht immer die eisgekühlten Vorräte aus den Beständen des Schiffes zu verzehren. Aßen wir doch fast täglich von dem Fleisch, das vor sechs Jahren auf die „Windbirge“ verladen worden war und das so frisch geblieben war, als sei es erst heute aus dem Schlachtraum gekommen. Der Frost war also nicht immer unser Feind, er hatte uns auch oft das Leben ermöglicht. Dennoch waren wir froh, wenn wir frisches Fleisch bekamen, und unsere Spähfahrt diente deshalb auch der Jagd.

Wir beschlossen, Schlitten und Schlafsäcke in unserem Mauer-

ring zurückzulassen und noch eine halbe Tagereise weiter nach Osten zu wandern, dann aber zurückzukehren, sofern es uns nicht gelang, eine andere Unterkunft zu finden, die besser und vor allen Dingen trockener war. Übernachtungen bei Kälte und Nässe lasten sich wohl eine geraume Zeit aushalten, dann aber nimmt die Widerstandskraft des Körpers rasch ab. Es war also eine Notwendigkeit, nach trockener Wohnung zu suchen.

Bei dieser Wanderung stießen wir unvermittelt auf Rehwild. Katte Hogger aber war immer zum Schuß bereit, sie wartete gradezu auf solche Begegnungen, seit sie die äsenden Rentiere gesehen hatte. Wie huschende Blitze fuhren ihre scharfen Pfeile auf die Beute, aus großer Nähe abgeschossen und darum sehr wirkungsvoll. Das Wild stob entsetzt davon. Es war in dieser Gegend offenbar lange Zeit nicht gestört worden und hatte vielleicht deshalb die gewohnte Vorsicht Menschen gegenüber unterlassen. Wir aber waren im Besitz zweier starker Gehörnträger, die voll im Feist standen. Katte sah aus wie eine kleine Königin, voll kindlichen Stolzes über ihr Heil, wie die Weidleute in Thule es nennen. Wir hielten den vierten Teil einer Stunde Totenwache bei dem gestreckten Wild und wanderten weiter, immer in der Erwartung, auf Menschen oder doch wenigstens aus Spuren von Menschen zu treffen. Wir fanden aber an diesem Tage nichts und kehrten um die Mittagszeit um. Es schneite schon wieder.

War der Sommer im südlichen Drudenlande wirklich schon vorüber? Kam jetzt der harte Winter, weil die Sonne dem südlichen Wendebogen zuging und die dünne Luft über den Thuleländern mit ihren schrägen Strahlen nicht mehr genügend erwärmen konnte?

Bei unserer Beute, die wir gut zugedeckt mit Reisig und Ästen zurückgelassen hatten, stand ein zottiger Bär und hatte beide Böcke schon angeschnitten. Er war gewiß sehr hungrig und kümmerte sich überhaupt nicht um uns, jedenfalls ließ er sich bei seiner Mahlzeit nicht stören. Katte Hogger war voreilig und schoß mit dem Jagdzeug auf das Raubtier, und zwar traf sie es in eine

Stelle, die ich nicht kennzeichnen möchte, und ich sage nur, daß uns der Bär seine Kehrseite zuwendete, als wir kamen. Jedenfalls mußte das Mädchen später viel Spott von uns Männern hören. Vorläufig aber hatten wir keine Zeit zum Spotten. Der Bär drehte sich herum und schnappte mit blutigem Rachen nach dem Pfeilschaft, den er aber nicht erreichen konnte, weil er bis an den Federkranz, also in seiner ganzen Länge in die weichen Teile eingedrungen war. Der Räuber drehte sich blitzschnell um sich selbst, so schnell, wie man es solch einem plumpen Gesellen nicht zutraute, und er stieß dabei ein brummendes Geheul aus, das auf seine wütenden Schmerzen schließen ließ. Ich bin überzeugt, daß der unweidmännische Pfeilschuß der Katte Hogger tödlich war, daß der Bär eingegangen wäre. Herr Gerdung und ich gingen ihn gleichzeitig von zwei Seiten mit den Spießen an, und es war ein leichter Sieg, den wir am Rande des Nordlandeises über einen schweren Höhlenbären davontrugen. Ich glaube, wir verdankten ihn ein wenig dem unweidmännischen Pfeilschuß meiner Katte Hogger!

Ich hatte noch nie einen Höhlenbären gestreckt, hatte nur von ihm gehört, denn schon in der Schule erfuhren wir von den Tieren des Reiches Atlantis und seiner Marken, also auch von dem Höhlenbären, den Berufsjäger und Reisende in der Drudenmark erlegt hatten. Ich hatte es früher nur gelegentlich mit den kleinen Bergbären der Anden zu tun, den ich mit Freunden in weidmännischer Art zu jagen pflegte. Heute war die Jagd nicht mehr der müßige Zeitvertreib atlantischer Herren, heute zwang uns die Not. Und Katte Hogger war gar nicht so sehr im Unrecht und verdiente unseren Spott nicht, denn wir gewöhnten uns in der Folgezeit selbst daran, dem starken Wild in recht unritterlicher Art an den Pelz zu gehen. Haben wir uns doch später nicht gescheut, Bär und Höhlentiger in Gruben zu fangen oder in grausamen Fallen, die eines echten Jägers nicht würdig sind. Haben wir doch im Laufe der Jahre den riesenhaften Rüsselträger mit seinem kostbaren, gebogenen Stoßbein in ganz unweidmännischer Weise

gejagt und unter tagelangen Martern zu Tode gebracht, nicht weil wir grausam waren oder weil wir die Jägerehre vergessen hatten und die Achtung vor Gottes edlen Tieren, sondern weil uns der Hunger und die Not zwangen. Was allerdings bei uns alten Atlantern Erkenntnis und Überlegung war, wurde bei unserem Nachwuchs Gewöhnung und selbstverständliches Handeln. Katte verteidigte ihren Meisterschuß mit großer Geschicklichkeit. Wenn sie die Aufmerksamkeit des Bären nicht auf diese Stelle abgelenkt hätte, die uns so komisch vorkäme, so wäre es uns vielleicht schlecht ergangen. Und sie sähe auch nicht ein, von welcher Seite aus ein Raubtier erlegt werden müsse, um weidgerecht zu sterben; ihr seien sämtliche Seiten gleichviel wert. Gegen solche Gründe konnten weder Herr Gerdung noch ich etwas Brauchbares vorbringen, und so blieb es dabei, daß Katte richtig gehandelt hatte. Sie gewann ihren Pfeil auch unbeschädigt zurück. Ich erkannte mit Staunen, wie diese reiche Erbin eines grönländischen Kaufmanns schon in die harten Notwendigkeiten unserer neuen Zeit hineingewachsen war. Diese einst verwöhnte Tochter eines reichen Mannes war in wenigen Jahren schrecklicher seelischer und körperlicher Not zu einem harten und klug überlegenden Menschen geworden. Nun wusch sie an einem Wildbach im Talgrunde Hände und Pfeil, prüfte sorgfältig den Zustand des gefährlichen Geschosses und barg es mit zufriedenem Lächeln im Köcher. Solch ein Pfeil war für uns von hohem Wert, denn es dauerte viele Stunden, bis man einen neuen geschnitzt hatte, und dann hatte man noch keine brauchbare Spitze.

Wir Männer beluden uns darauf mit den gestreckten Rehböcken und Katte schleppte sich mit den beiden Bärenschinken, die Herr Gerdung mit dem Weidblatt herausgeschält hatte. Den Pelz ließen wir dem Räuber, weil wir vorläufig keinen Bedarf für ihn hatten.

Da es seit der Mittagsstunde stark geschneit hatte, konnten wir der Fährte des Bären mit Leichtigkeit folgen. Diese riesigen Raubtiere wohnen in Höhlen, und von diesen haben sie auch den Namen; nach der Höhle unseres erlegten Bären aber suchte ich, weil

das dachlose Mauerviereck bei Regen und Schnee einem Aufenthaltsort unter freiem Himmel glich. Ich wollte versuchen, die Behausung des Bären zu finden und sie in Besitz zu nehmen. Auf der deutlichen Schneefährte des Raubtieres fanden wir die Höhle bald. Sie war nicht groß und glücklicherweise leer. Ich atmete doch etwas auf, als ich die Feststellung gemacht hatte. Der Eingang war sehr niedrig, und ich konnte nur gebückt eintreten, mit vorgestreckter Lanze. Die möglichen Überraschungen zu Lande waren eben anderer Art als auf See, und auch hieran mußte ich mich nun gewöhnen.

Es war schon dunkel, als wir das Mauerviereck erreichten. Das geschah bei strömendem Regen, der mit Hagel untermischt war. Glücklicherweise glimmte das Feuer noch unter seinem Schlittendach, weil wir es hoch mit Asche überdeckt hatten. Unter dem Regenschutz des Schlittens bereitete Frau Katte uns die Abendmahlzeit, die wir im Stehen und Umherstampfen einnahmen. Es war grenzenlos unbehaglich.

Die Schlafsäcke waren noch einigermaßen trocken. Wir hatten sie, ehe wir gingen, mit Buschwerk zugedeckt und Erde darüber geworfen. Ich kann von mir nicht sagen, daß ich in dieser Nacht gut geschlafen hätte. Die ledernen Außenseiten der Schlafschläuche hielten wohl die Nässe ab, aber wir wachhabenden Männer froren und wurden auch dann nicht recht warm, wenn wir nach der Ablösung in die Hüllen krochen.

Katte Hogger schlief fest und tief wie Kinder schlafen. Sie war erfüllt von den Erlebnissen des Tages, mit denen sie sehr zufrieden war, und das gab ihr auch das Recht sich auszuruhen. Sie hatte uns zwei rote Böcke geschossen und einen Höhlenbären von der Rückseite aus schwer beschädigt; das sollte einmal ein anderes Mädchen der Katte Hogger nachmachen!

Während der Nacht hatten sowohl Herr Gerdung als ich das zweifelhafte Vergnügen, schleichende Raubtiere vom Eingang abzuwehren, die vom Blutdunst des Wildbrets angelockt wurden. Hier in der Drudenmark herrschte eben der Kampf um die Macht,

und wer schwächer und ungeschickter war, unterlag und mußte sich der Macht des anderen beugen. Glücklicherweise waren es nur Wölfe und Füchse, die sich unserer Behausung näherten und die beim ersten kräftigen Schlag oder Stoß das Weite suchten. Sehr erhebend war daher der Aufenthalt im Mauerviereck nicht, aber wir befanden uns auch nicht auf einer Vergnügungsreise, sondern auf einer Spähfahrt, die uns Erfahrung und Erfolg in kurzer Zeit geschenkt hatte.

Den kommenden Vormittag beulten wir dazu, in die Höhle des erlegten Bären umzuziehen. Wir konnten den Schlitten benutzen, weil es gegen Morgen geschneit hatte, und nahmen deshalb unsere Habseligkeiten in einer Fahrt mit uns. Selbst das kostbare Feuer konnte Katte Hogger retten. Sie füllte ihren Helm mit Glut und heißer Asche und brachte einige glimmende Holzreste zur Höhle. Es waren bange Zeittakte, da wir um die rotschimmernden Glutpunkte standen, bis das erste Flämmchen wieder aufloderte! Trockenes Reiswerk lag genug in der Höhle. Es mußten früher schon einmal Menschen hier gehaust haben. Ich kann nicht sagen, daß es sehr sauber in unserer neuen Wohnung war, auch nicht, daß besonders frische Luft dort herrschte. Der Rauch unseres Feuers biß die Augen und legte sich auf die Lungen. Wir waren immer noch zu verwöhnt, versuchten aber, die Lage mit froher Laune zu meistern. Wir hatten den ersten, aber recht entschiedenen Schritt zur Vertierung getan dadurch, daß wir einem Höhlenbären die Wohnung geraubt hatten, um uns selbst hineinzusetzen. Wir waren aber zufrieden, denn draußen fiel der Hagel und schnob der kalte Herbstwind durch das Tal, an dessen Hang unsere Höhle im Kalk des Gebirges eingetieft war.

Trockenes Brennholz besaßen wir genug, es lag zu kleinen Brocken zertreten bis tief in die Höhle hinein. Herr Gerdung sammelte außerdem Holz in der Umgebung und schichtete es zum Trocknen auf. Den Rest des Tages verschliefen wir, satt und behaglich. Als es abends aufhörte zu schneien und der Wind etwas nachließ, faßten wir den heldenhaften Entschluß, uns am

Wildbach zu waschen. Zuerst standen Herr Gerdung und ich Wache, während Katte Hogger sich säuberte, dann aber schützte sie uns mit ihrem Schießzeug gegen das plötzliche Erscheinen wilder Tiere, die glücklicherweise nicht kamen.

Wir schüttelten uns vor Frost, als wir zur Höhle zurückgingen. Die Kultur hatte gesiegt; wir gingen sauber in die Schlafhüllen. In dieser Nacht ließ es sich Katte nicht nehmen, selbst eine Wache zu gehen. Ich hatte die Ablösung nach ihr, und sie weckte mich, indem sie mich auf den Mund küßte, immer wieder, und mir dabei die Bandschließen des Schlafsackes zuhielt, also daß ich mich nicht wehren konnte. Ich wollte mich auch gar nicht wehren, sondern ließ die Gewalttätigkeit der jungen Frau über mich ergehen, bis sie genug hatte und meine in der Pelzhülle gefesselten Arme frei gab. Ich hatte übrigens noch nicht genug, aber Katte wurde wieder dienstlich und glitt blitzschnell in meine warme Schlafstatt hinein, so daß ich draußen stand und nur ein kleines Ohr küssen konnte.

Wir behielten die Höhle des erlegten Bären noch acht Tage lang als ständige Unterkunft und suchten die Umgebung nach Menschen ab, aber wir fanden keine. Katte war einmal mit Herrn Gerdung allein auf der Jagd und kam abends mit einer Beute zur Höhle zurück, über die ich lachen mußte. Sie hatte zwei junge Raben gefangen. Gerdung, der ernste, stille Ritter, hatte ihr dabei helfen müssen, weil sie allein damit nicht fertig geworden war. Sie hatte den schwarzen, glänzenden Jungvögeln die Schwingen beschnitten, hielt je einen unter den Armen und lachte mich an. Ich dachte, das Mädchen sei doch ein rechter Kindskopf und fragte, was sie mit den beiden schwarzen Gesellen anfangen wolle. Sie seien doch besser in der Freiheit aufgehoben und würden ihr wahrscheinlich sehr verbunden sein, wenn sie sie auf einen Baum setzte. Katte ließ sich ihre Freude aber nicht nehmen und antwortete, die Raben seien auch nicht für mich bestimmt, sondern für meine Mutter. Sie wisse, daß solche Tiere, wenn sie zahm geworden seien, viel Kurzweil brächten, und der lange Winter stehe

bevor. Nicht nur die Frau Mutter werde sich über die Raben freuen, sondern alle Menschen auf der „Windbirge" würden entzückt sein. Herr Gerdung sei es jetzt schon. Ich sah ihn an und dachte, dieser Mann verstehe es meisterhaft, sein Entzücken zu verschleiern. Außerdem, meinte Katte weiter, gebe es auf der Galeere Platz genug, wo die Tiere schlafen könnten, und sie werde schon dafür sorgen, daß sie der Frau Mutter nicht lästig fielen, sondern ihr Zerstreuung brächten.

Ich sagte, nun, versuchen könne man es ja, und im folgenden Jahre könne man die Tiere fliegen lassen, wenn die Wanderung beginne. So kamen die beiden Raben mit zur „Windbirge" und haben uns auf unserer ganzen Reise bis nach Hellas begleitet.

Kurze, harte Erdbebenstöße störten uns die Nachtruhe, aber wir kümmerten uns nicht darum in der Erwägung, daß der Bär schon häufiger derartige Beben in seiner Höhle erlebt haben müsse und daß das Gewölbe der Decke sicher sei. Die häufige Wiederholung der Stöße sagte mir, daß die Flutkraft des neuen Mondes immer noch auf die Erdkruste und auf die darunterliegenden Feuernester wirken müsse und daß dies auch noch lange Jahrhunderte so bleiben werde.

Katte schoß an einem der folgenden Tage einen Rothirsch mit wundervollem Kronengeweih. Einen Stoßzahn-Dickhäuter ließen wir ungeschoren und einem Bärenweibchen gingen wir aus dem Wege. Was ich finden wollte, fand ich. Ein größerer Fluß, der eisfrei war, lief ins Flachland hinaus, in allgemein ostwärtiger Richtung, und seine Strömung schien nicht allzu heftig zu sein. Vielleicht konnte ich ihn zu meiner Fahrt nach Osten benutzen. Ich seufzte, als ich daran dachte. Mußten wir doch bis zum nächsten Frühling warten, ehe wir ausbrechen konnten. Nur den kurzen Eiszeitsommer durften wir wandern, wenn wir nicht in Frost und Nässe umkommen wollten. Ja, es würde lange dauern, bis wir nach Hellas kamen.

Wo mochten nun der König und mein einziger Sohn, der Acora des Reiches weilen? Niemand wußte, daß der Thronfolger mein

Sohn war, und der Sohn wußte es selbst nicht. Ich würde nun andere Söhne bekommen, die mir Katte Hogger schenken sollte. Ich lächelte, als ich das dachte. Seit Atlantis vor sechs Jahren in den Fluten des mondgewölbten Ozeans versank, seit nahezu die gesamte Menschheit auf der Erde ausgerottet war und nur wenige lebende Trümmer ehemaliger Kultur auf ihr umherirrten, hatte sich die Zeit grundlegend geändert. Mitunter schien es mir, als habe ich geträumt, wenn ich an Atlantis und Aztlan, wenn ich an die Liebe meiner Königin Atlanta Framer zurückdachte. Wie weit, wie weit lag das alles hinter mir!

Katte Hogger setzte sich neben mich in den Höhleneingang. Sie legte den Arm um meinen Hals und blinzelte in die Sonne, die nach langer Zeit wieder einmal warm auf uns Höhlenmenschen schien. Drunten am Bach hockte Herr Gerdung von Gaardepoort und scheuerte sein schweißiges Wams, denn er hatte ein Ren aufgebrochen und ausgeweidet, um es mit zur „Windbirge“ zu nehmen. Auch hatte er einen tüchtigen Bären erlegt und nahm sich die Zeit, ihm den Pelz zu nehmen und das Fleisch zu verpacken.

„Katte, wirst du nun zu mir in die Führerkaje ziehen?“, fragte ich. Die junge Frau nickte, als sei das selbstverständlich.

„Ich bin nur traurig, daß ich kein Mädchen mehr bin“, sagte sie nach einer Weile. „Es ist sehr schlimm für dich, daß du …“ Ich küßte ihre kleine feste Hand und sah dabei, daß die schönen glatten Nägel zum Teil abgebrochen waren und Risse bekommen hatten.

„Ich denke kaum noch an die Vergangenheit“, erwiderte ich. „Sei meine Frau und Geliebte, meine Schwester und Tochter, so lange du es willst. Ich bin alt, wenigstens gegen dich. Ich nehme mit tiefer Dankbarkeit an, was mir der Zufall geschenkt hat, und so lange du es willst, werde ich diesen reichen Fund verteidigen und schützen. Ist dir das genug?“

„Du hast mich wieder adlig gemacht, Godda Apacheta“, sagte Katte mit ihrer schönen tiefen Stimme. „Dafür will ich dich auch lieb haben. Das ist vielleicht nicht viel, aber ich habe bisher noch

keinen Mann geliebt. Ich habe die Männer genommen, weil ich mußte, aber auch weil ich es wollte, um Schutz und Sicherheit zu haben, die ich aber nicht gefunden habe. Erst bei dir bin ich sicher. Nun bin ich in deiner Hand sehr weich geworden, und ich würde dir auch gehören, wenn du mich wieder fortschicktest. Doch das tust du nicht, und ich werde es dir vergelten, wie ich es kann. Ich glaube, ich kann es. Ich bin eine Frau und weiß …“

„Und ein herzensgutes Kind bist du“, lachte ich.

„Ja, das bin ich noch mehr“, nickte Katte Hogger.

ORLIN

Wintersturm heulte um die „Windbirge“, als wir nach zehntägiger Fahrt von unserer Spähreise zurückkamen. Da gab es gleich eine Überraschung, denn wir trafen auf dem Eise einen Mann, der angeblich auf der Galeere wohnte und der Mann war fremd. Es stellte sich aber bald heraus, was geschehen war.

Wir hatten während unserer Abwesenheit Zuwachs bekommen. Während wir weithin durch die Täler und Hügel nach Menschen gesucht aber keine gefunden hatten, waren wenige Tage nach unserer Abreise von der Hoggerschen Galeere atlantische und drudische Flüchtlinge in erschöpftem Zustande bei der „Windbirge“ erschienen, wohl in der durchaus berechtigten Absicht, sich des Schiffes zu bemächtigen. Es waren sechs Männer und elf Frauen und erwachsene Mädchen mit einigen halbwüchsigen Kindern, verwahrlost und tierhaft, ausgehungert und zum Teil krank. Der Stellmacher Saland, der in meiner Abwesenheit die Führerstelle innehatte, war zu dem richtigen Entschluß gekommen, die Menschen aufzunehmen. Er hatte zuvor mit meiner Mutter gesprochen, und als diese sich die Fremden angesehen hatte, wurde der Beschluß gefaßt, sie anzunehmen. Er hatte die Männer entwaffnen lassen und den Gästen das Mannschaftsgatt angewiesen, das noch leer stand. Eine Frau und zwei Kinder waren inzwischen vor Entbehrungen gestorben, doch schienen sich die anderen rasch zu erholen. Sie erhielten mehr als ausreichende Nahrung und wurden auch aus den Beständen des Schiffes neu eingekleidet. Zwei Män-

ner, junge atlantische Burschen im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren, waren aus den Nordgebieten der Drudenmark vor der immer mehr südwärts greifenden Vereisung geflohen und waren nach dreijähriger Wanderung in die Gegend der Sturmbucht der Drudenmark gekommen. Dort hatten sie sich den anderen angeschlossen, die zum Teil drudische Handwerker, zum Teil Bauern waren. Die beiden Atlanter waren zäh wie Leder, waren abgehärtet und bedürfnislos wie die Raubtiere, aber ich sah sofort, daß sie einer rücksichtslosen Zucht bedurften, damit sie sich gehorsam in unsere Notgemeinschaft einfügten. Die vier anderen waren wie gesagt Druden, die ebenfalls abgewandert waren, weil sie in den immer kürzer werdenden Sommern anderen Falles verhungert wären. Sie hatten ihre Frauen und Kinder mitgenommen, unter ihnen sieben erwachsene Mädchen und sechs Jungen von neun bis fünfzehn Jahren. Eines der Mädchen hatte schon Kinder von einem der atlantischen Männer. Rassisch waren die Drudenleute nicht grade schlecht, doch waren es leider keine Thulemenschen.

Was sollte ich aber in dieser Not tun? Ich sah es kommen, wie es später auch kam, daß sich meine Männer die Drudenmädchen zu Frauen nahmen. Sie fragten mich natürlich um Erlaubnis, und ich gab sie, obschon ich immer ein scharfer Gegner der Vermischung des nordischen Blutes mit anderem, wenn auch ähnlichem, gewesen war. Das lag natürlich an meiner Erziehung, die in dieser Hinsicht sehr straff gewesen war. Ich persönlich hatte ja das Glück, in Katte Hogger eine reinrassige Nordlandstochter erhalten zu haben, meine Gesellen aber hatten diesen Vorzug nicht. Ich habe aber später eingesehen, daß der Nachwuchs an Seele und Leib nicht verdarb, und daß die Blutmischung grade noch erträglich gewesen war.

Ich sah mir die Waffen und Geräte der Flüchtlinge an. Saland zeigte sie mir mit einem etwas verächtlichen Lächeln. Es waren kümmerliche Steinwerkzeuge, darunter keilförmige Stücke, die nicht schlecht gearbeitet waren, außerdem Gerät aller Art aus Rengeweih und Tierknochen.

Ich sah meinem Zimmermann nachdenklich in die alten blauen Augen. Ja, wie bald würden auch wir zu solchen Waffen und Geräten greifen müssen! Saland hatte die zehntägige Spähreise auf das Festland nicht mitgemacht und ahnte noch nicht, wie es ihm einst selbst gehen würde.

Im Laufe des Winters fanden sich die Paare zusammen, so daß schließlich mit Ausnahme Herrn Gerdungs von Gaardepoort und des jungen Lutbrand mein gesamtes kleines Volk verheiratet war. Da wir den Schlitten getürmt voll Wildbret mitgebracht hatten und außerdem im Laufe des harten Winters häufig an Land jagten und auch unter dem Schnee wildes Gemüse fanden, so ging es uns und unseren neuen Notgesellen nicht schlecht. Was diesen anfangs nicht gefiel, war die Arbeit, die ich ihnen gab, aber ich zwang sie dazu und hatte dabei die volle Unterstützung meiner alten Freunde von der Königsgaleere. Wenn ich gefürchtet hatte, es werde wegen der Frauen Streit ausbrechen, so irrte ich mich. Es kamen auch keine Übergriffe vor, und von Ehebruch habe ich den ganzen Winter nichts gehört. Herr Gerdung als mein erster Gehilfe an Bord der „Windbirge“ war von rücksichtsloser Härte, er regelte manches selbständig, ohne daß ich damit behelligt wurde, aber er verstand es auch, die Notwendigkeit solcher Zucht klarzumachen. Ich hatte den Eindruck, als sei er sehr beliebt. In diesem ersten Winter auf dem Schiff des Kaufmanns Hogger legte Herr Gerdung den Grund zu der straffen Zucht, die ich von ihm forderte. Seiner Tatkraft verdanke ich meine späteren Erfolge bei der Wanderung nach Hellas.

Die Versuche eines jungen Drudenmädchens, Herrn Gerdung zu gewinnen, blieben ohne Erfolg, und ich erkannte, daß mein Freund immer noch Frau Katte nachtrauerte. Meine Hoffnung war, im Laufe des nächsten Sommers, der ja unsere Wanderung nach Osten sehen sollte, ein atlantisches Mädchen für ihn zu gewinnen, und ich war entschlossen, ein solches auch zu rauben, wenn die Gelegenheit sich bot und wenn kein anderes Mittel übrigblieb.

Meine Katte benutzte die langen Winterabende, um meinen Helm mit den schönsten Edelsteinen auszulegen, die sie besaß, und als der Helm fertig war, schmückte sie Rand und Buckel meines Schildes mit wertvollen Steinen. Da inzwischen auch mein neues Auge fertig geworden war und voller Glanz und Pracht in meinem Kopf saß, als habe das Auge nie gefehlt, so war ich auch im Äußeren ein prunkvoll gekleideter und bewaffneter Herzog. Das künstliche Auge allerdings drückte auf die Dauer, und ich legte es daher meistens nur zu Festtagen an oder wenn ich mit Katte ausging. Sie fand mich mit dem künstlichen Auge eben schöner, und so mußte ich ein wenig Unbequemlichkeit in Kauf nehmen. „Das ist ganz gut so, Godda“, meinte Katte, als ich sie wegen ihrer auf mich gerichteten Schmucksucht neckte. „Du bist mein Nordlandsherzog und sollst aussehen wie ein Eiszeitkönig, stolz, prächtig, erhaben, jung, und die Menschen sollen sich schon ein wenig fürchten, wenn sie dich nur sehen. Und schön, sehr schön sollst du sein, wie ein Singschwan aus Thule. Außerdem muß ich immer etwas für dich tun, sonst ersticke ich an Liebe, du alter Heerführer!“

„Alles, alles um mich ist neu geworden“, sagte ich. „Ich erkenne mich selbst kaum wieder.“

„Weißt du nicht, du Weiser aus Aztlan, daß es nichts Neues gibt, daß es nur eine ewige Wiederkehr alles Geschehens gibt?“, lachte die Frau mit blanken Zähnen. „So habe ich es in der Schule gelernt, als letzte Kenntnis des Wesens des Ewigen, wie man es nannte. Ich entsinne mich noch meines alten Lehrers in Vingat, der es mir beibrachte, aber damals habe ich es ihm nicht geglaubt, mindestens habe ich es nicht verstanden. Wie lange ist das her! Vingat! Grönland! Ich kann es heute noch nicht glauben, daß meine grüne Heimat am Pol unter Eis und Schnee begraben liegt. Wohl habe ich früher einmal gelernt, daß die Weltzeitalter wechseln, daß in grauer Vergangenheit blühendes Land durch Feuer und Vulkanausbrüche in Einöde verwandelt und daß unwirtliche Eisinseln zu warmen, blühenden Eilanden wurden, doch

hielt ich das alles für Sagen unseres Volkes und nicht für Wahrheit. Jetzt ist es Wahrheit geworden. Der Wechsel ist da! Und wenn wir nicht vor einer verhangenen Zukunft ständen, möchte ich sagen, wir sollten froh sein, ihn erleben zu dürfen."

Ich erwiderte, mindestens würden wir den Notwechsel überwinden und meistern, und wenn wir nicht damit fertig würden, so würden unsere Kinder und Enkel weiter am Aufbau einer neuen nordischen Kultur arbeiten, weil ja der Einzelne nicht die Ewigkeit bedeute, sondern die Zukünftigen zusammen mit den Vergangenen.

Katte lächelte mich an. Für die Zukünftigen werde sie schon sorgen, meinte sie. Wenn die anderen Frauen ebenso dächten, so wurden wir in wenigen Jahren ein starkes Volk sein.

Nun lächelte ich. Ein starkes Volk, sagte Frau Katte! Wie bescheiden waren wir geworden. Eine Verdoppelung unserer kleinen Schar hielten wir schon für ein recht starkes Volk!

Die Galeere schütterte unter unseren Füßen. Wir waren daran gewöhnt, daß sich dies in vierwöchentlichem Wechsel immer wieder vollzog, der geheimnisvolle Schub durch die Mondesflutkraft über Land. Ein wahrer Eisstrom wurde die flachen Hügel zum Festlande hinaufgedrückt, staute sich dort an und wuchs zu kleinen Gebirgen empor. Im Frühling würde das alles wieder zum großen Teil wegschmelzen, um im langen Winter ersetzt zu werden. Die „Windbirge" war im Laufe der letzten Kältezeit schon viele tausend Fuß weit auf das trockene Land geschoben worden und thronte immer noch auf hochgetürmtem Schollenberg, als drifte sie durch die Sturmbucht des Drudenlandes. Ich hatte mich mit dem Gedanken abgefunden, daß unsere Wanderung nach Hellas viele, viele Jahre dauern werde, weil es klar geworden war, daß wir nur in den beiden kurzen Sommermonaten würden wandern können, denn der dritte und letzte der warmen Monate ging jedenfalls auf die Vorbereitungen zum Winter dahin. Die langen Winter aber würden wir gezwungen sein, wie die Bären in Höhlen zu wohnen und uns durch die Jagd zu ernähren. An

jagdbarem Wild fehlte es wahrlich nicht, wie ich gesehen hatte und immer wieder sehen konnte, wenn ich am Lande auf den Rothirsch und das Ren pirschte oder den Wildeber mit dem Spieß anging. In den Lebensinseln der Eiszeit im südlichen Drudenlande hatten sich die Tiere des Nordens in großen Mengen gesammelt und füllten weithin die Wälder und Täler. Sie hatten sich in größerer Zahl vor dem Kältetode gerettet, als es den Menschen möglich gewesen war. An menschlichen Bewohnern war das Land recht leer geworden. Nur einmal war ich mitten im Winter auf einige erfrorene Drudenmänner gestoßen, die schon lange im Schutze eines den Tieren nicht erreichbaren Steilhanges lagen und so frisch und unverändert aussahen, als seien sie erst am selben Tage erfroren. Da sie aber abgehärmt und mager aussahen, so schloß ich daraus, daß sie nicht zuletzt durch Hunger zugrunde gegangen waren. Ihre Kleidung war ungenügend, ihre Waffen ganz unzureichend. Offenbar hatten sie sich auf der Flucht vor Raubtieren auf dem Felsenabsatz mit dem steilen Überhang in Sicherheit gebracht, um schließlich dort zu sterben. Denn nur so war es zu verstehen, daß ihre Leichen nicht von Tieren angeschnitten worden waren. Diese Leute hatten nicht die Möglichkeit gehabt, sich Feuer zu beschaffen. Wer in der harten Zeit des Nordwinters das Feuer verlor und nicht verstand, es neu zu erzeugen, der war dem Tode unrettbar verfallen.

Und da ich aus eigener Erfahrung wußte, wie schwierig es war, dies Himmelsgut zu erwerben, so beauftragte ich meinen tüchtigen Stellmacher Saland, ein Feuerzeug herzustellen, das durch blitzschnelle, drehende Reibung Glut erzeugte und auf Baumzuder übertrug. Die Herstellung war auch zu meiner vollen Zufriedenheit gelungen, und Saland war so glücklich wie ein Kind oder ein großer Erfinder.

Unsere Schlitten und Wagen standen reisefertig unter Deck der Galeere. Das Beiboot des Königsschiffes war auf Räder gesetzt worden und sollte uns bei der Überquerung von Wasserläufen gute Dienste tun. Für größere Wasserreisen, die wir gemeinsam

vornehmen würden, wollte ich von Fall zu Fall Flöße oder ähnliche Fahrzeuge bauen.

Es war also in der langen Winterzeit auf der „Windbirge" durchaus nicht langweilig, und an Arbeit war kein Mangel. Was an Bord des Schiffes noch nicht durchsucht war, wurde nun genau in die Hand genommen. Dabei fand Katte das Rasierzeug ihres Vaters. Es lag in einem Edelholzkasten mit Seife und Pinsel zusammen und blitze wie lohendes Gold, so neu schein es zu sein. Es bestand aber aus wundervoller, hochgehärteter atlantischer Bronce. Ich war sehr froh über diesen Fund. Fast bis zu meinem fünfzigsten Lebensjahr war ich daran gewöhnt gewesen, täglich rasiert zu sein, dann aber, mit der Notzeit, als Atlantis versank und Aztlan geräumt werden mußte, verlor ich irgendwo mein eigenes Rasiermesser und ließ mir von der Zeit an wie die anderen einen Bart wachsen. Nun erschien ich wieder glatt und nach Seife duftend vor den Frauen, aber Katte sah mich zweifelnd an und lachte. Sie wollte nicht recht sagen, was sie gedacht hatte. Meine Mutter verriet es mir später. Meiner Frau seien die Falten aufgefallen, die mein Gesicht durchzogen.

„Nun ist es zu spät zur Reue, Katte", sagte ich, als ich das erfuhr. „Ich behalte dich, und du mußt dich an den verknitterten Godda Apacheta gewöhnen. Deshalb werde ich mich aber doch täglich weiterrasieren."

Sie entgegnete, sie werde mich besser füttern, dann gingen die unschönen Furchen wieder fort.

Eines der Messer schenkte ich mit Kattes Zustimmung meinem treuen Gerdung von Gaardepoort, und wir bewahrten die beiden Wertstücke aus der versunkenen Kultur mit Liebe und Sorgfalt auf, weil es wahrscheinlich die letzten waren in ihrer Art, die in der Drudenmark vorhanden waren. Auch hielten wir die Schneiden haarscharf und sorgten mit Eifer dafür, daß niemand sie zu anderen Zwecken benutzte, etwa zum Schnitzen von Holz, wozu ihre Schärfe ohne weiteres lockte.

Am Ende des Winters waren der letzte Mann und die letzte

Frau eingekleidet und ausgerüstet. Unser Zuwachs hatte sich an uns gewöhnt und war brauchbar, auch hatten namentlich die Männer großes Zutrauen zu Herrn Gerdung und mir, da sie nun das Ergebnis ihrer Arbeit sahen, die sie den Winter hindurch geleistet hatten.

Die „Windbirge“ war ziemlich ausgeplündert, als wir sie verließen, um nie wieder zu ihr zurückzukehren Lediglich die großen Vorräte an Lebensmitteln, namentlich Getreide, mußten wir an Bord lassen. Zwar hatte ich einen im Verhältnis zu der wandernden Gruppe viel zu großen Troß, aber die Roggen- und Weizenmengen konnte ich doch nicht mitnehmen. Auf Brot mußten wir also im Laufe der Zeit verzichten lernen. Vielleicht konnte das Getreide anderen Menschen dienen, die durch die südlichen Gaue des Drudenlandes irrten und um die Fristung ihres Lebens rangen.

Da wir pelzgefütterte Segeltuchzelte mit uns führten, waren wir nicht darauf angewiesen, die Bärenhöhle des letzten Sommers aufzusuchen oder andere Höhlen auf dem Wanderwege in Benutzung zu nehmen. Unsere Reise ging langsam und stetig ostwärts, langsam deshalb, weil wir anfangs gezwungen waren, unsere Schlitten und Wagen selbst zu ziehen. Unsere beiden Atlanter aus dem Norden der Drudenmark erwiesen sich dabei als sehr brauchbar. Sie hatten reiche Erfahrungen auf Wanderreisen durch Schnee und Frost und freuten sich über jede Anerkennung, die ihnen zuteil wurde.

Die Reise ging eigentlich zwischen zwei Eiszeitgebieten hindurch, die eine und hauptsächlichste, die von Norden her kam, und eine zweite, nicht minder schwere, die auf den Gebirgen und in ihren Tälern lag und die sogar das Flußgebiet zwischen dem iberischen Nordgebirge und den Alpen sperrte. Hier hätte ich so leicht zum Meere Mitteland hindurchdringen können, aber die Eismassen und die unerträgliche Kälte warnten mich, so daß ich diesen Weg nur kurz erkundete und mich endgültig auf die Ostwanderung festlegte.

Wenn ich die Hilfsmittel besessen hätte, die mir schon einige Jahre später zur Verfügung standen, so hätte ich den Durchbruch zum Mittemeere schon westlich der Seealpen versucht. Heute durfte ich es noch nicht wagen.

Die beiden jungen Atlanter kamen eines Tages mit zwei gefangenen Rentieren zu unserem Zeltlager, die offenbar früher schon einmal zu einer gezähmten Herde gehört hatten. Sie gewöhnten sich sehr schnell daran, angebunden an unsere Wagen mitzulaufen und schließlich auch, als Zugtiere zu dienen.

Meine alte Mutter war die einzige, die in einem Wagen saß und von einem Ren gezogen wurde. Sie thronte wie eine Königin auf seidenen Kissen und trug einen der kostbaren Pelzmäntel, die der Kaufmann Hogger vor seiner Abreise aus Vingat auf die Galeere gebracht hatte. Auch ihr Kopf war von einer Pelzmütze geschützt, an der einige grüne Edelsteine leuchteten, und man konnte doch erkennen, daß ich eine der reichsten Erbinnen von Grünland geheiratet hatte. Auf der rückwärtigen Schlittenwand aber hockten mit glänzenden schwarzen Augen die beiden Raben, die nun völlig zahm waren und nicht von meiner Mutter wichen. Sie dachten gar nicht daran, wegzufliegen, obschon ihre Federn längst wieder gewachsen waren. Die Tiere hatten sich an uns gewöhnt, und Katte Hogger hatte wieder einmal ihren Willen durchgesetzt.

Meine Frau steckte wie wir Männer von Kopf zu Fuß in feingegerbtem Leder und sah mit dem elfenbeinenen Schießzeug wie eine Göttin der Jagd aus.

Der Frühling war kühl und regnerisch, aber der kurz darauf folgende Sommer entschädigte uns dafür mit viel Sonne und darum warmen Tagen. Die Nächte blieben nach wie vor kühl. Wir wanderten eben an den Grenzen der nördlichen und südlichen Vereisung und freuten uns der heimischen Vögel, die den kurzen Sommer dazu benutzten, hier zu nisten und zu brüten. In einem geschützten Talkessel fanden wir nach sechsundzwanzigtägiger Wanderung zum ersten Male einen belohnten Bauernhof. Dort saßen zwei drudische Bauern mit Frauen und vielen Kindern,

dazu einige atlantische Arbeiter, von denen später einer hinter uns her kam und mit uns zog, da er nicht mehr unter den Druden dienen wollte, sondern lieber unter mir.

Das Zusammentreffen fing sehr feindselig an. Die beiden jungen atlantischen Leute, die auf der „Windbirge“ zu uns gekommen waren, stießen als Vorhut, die sie gewöhnlich wahrnahmen, auf einen pflügenden Mann und auf bestellte Felder. Der Bauer ließ Pferd und Pflugschar flehen, griff zu einer bereit liegenden Lanze und schleuderte sie auf die jungen Leute, ohne sie zu treffen. Dann ergriff der Mensch die Flucht, und meine Atlanter ließen ihn laufen, weil sie weisungsgemäß Kämpfe mit Fremden zu vermeiden hatten, wenn es irgend angängig war und nur die Aufgabe hatten, mir so schnell wie möglich zu melden, was geschehen sei. Sie kamen mit dem erbeuteten Gaul am Zügel strahlend zum Haupttrupp zurück und berichteten, was geschehen war. Ich war sehr zufrieden mit den Burschen und nahm das Pferd vorläufig in Verwahrung, allerdings in der Absicht, es nie wieder herzugeben. Dies Pferd bildete den Stamm einer Reitertruppe, die ich später aufstellen konnte.

Die Drudenbauern schickten dann ihrerseits einen Späher aus, der uns aber in die Hände fiel. Ich schickte den Mann mit Botschaft an den Hof der Druden und ließ versichern, ich beabsichtige nicht, sie anzugreifen. Sie trauten mir aber nicht und stellten sich zum Kampf. Da wir an Zahl, an Kriegserfahrung, Fechtkunst und Bewaffnung weit überlegen waren, brauchten wir einer Entscheidung nicht auszuweichen, doch als unsere lächerlich kleinen Heerhaufen sich gegenüberstanden, erhielt in mir das Erbteil des uralten Freundes im All, die Fröhlichkeit, die Überhand, und ich ging einige Schritte vor die Kampflinie und begann zu sprechen. Die Folge davon war, daß wir die Schwerter nicht mit den steinernen Kampfbeilen der Bauern zu messen brauchten, außerdem erkannte ich, wie recht Katte Hogger gehabt hatte, als sie mich wie einen König mit Edelsteinen geschmückt hatte. Die armen Landleute hielten mich für einen mächtigen Herzog und glaubten wohl,

es ständen hinter uns noch die Haupttruppen, die wir leider nicht hatten. Sie beschlossen daher, sich mit uns zu vertragen.

Zu einer Freundschaft kam es natürlich nicht, das konnte ich am Eisrande des Nordens nicht verlangen, und die Druden atmeten auf, als wir nicht in ihren Hof einrückten, sondern draußen im Schutze einer Heuscheuer das Zeltlager schlugen. Das Pferd behielt ich natürlich und gab den Bauern dafür einige ungegerbte Bärenpelze, die wir auf der Jagd im Winter erbeutet hatten, die doch sehr bald schlecht werden würden und die schon sehr häßlich rochen. Den Druden aber waren sie sehr willkommen, weil sie mit ihren kümmerlichen Waffen den Bären nicht angehen konnten und wollten und weil sie Mangel an Pelzen hatten. Sie sagten, ihre Frauen würden die Felle sehr schön gerben und sie könnten sie gebrauchen.

Da keine Atlanterin auf dem Hofe war, so nahm ich davon Abstand, mich mit Frauenraub zu befassen, doch gestehe ich, daß ich es später oft getan habe und auch jetzt getan hätte, wenn es nötig gewesen wäre. Atlantische Mädchen waren selten geworden. Um so wichtiger aber war es für mein winziges Volk, solche Mädchen und Frauen zu bekommen, und es ist wohl nicht nötig, die Gründe hierfür zu nennen.

Die wenigen nordischen Männer, die auf dem Hofe der Druden dienten, fühlten sich offenbar wohl und hatten nach langer Notfahrt keine Neigung, sich uns anzuschließen, mit Ausnahme des einen jungen Menschen, der uns später nachlief, wie ich schon erwähnt habe.

Herr Gerdung handelte einer Bauernfrau einen Stoß selbstgewebter Linnenstreifen ab, und ich sprach meinem treuen Gehilfen meine Anerkennung aus, weil sich aus dem atlantischen Ritter ein Künstler des Gewebehandels herausgebildet habe, aber er wußte, wie dankbar ich ihm war, denn um unsere Leibwäsche war es sehr schlecht bestellt. Von nun an ritt ich als Herzog meines kleinen Volkes hoch zu Roß, ohne Sattel vorläufig, denn einen Sattel hatte der Bauer selbst nicht. Er besaß aber noch drei Pferde

und vier Kühe, außerdem eine kleine Herde Rentiere, die zahm waren.

Wir wanderten unverdrossen weiter, braungegerbt und hart die helle Haut und abgehärtet durch Regen und Wind. Katte Hogger saß oft vor mir auf dem Gaul und plauderte mir etwas vor, Pläne und Absichten für den Winter und das nächste Jahr, von ihren Hoffnungen, daß mein erstes Kind ein Knabe werden möge und von ihrem Stolz, die Frau eines so mächtigen Herzogs zu sein. Ich hörte sehr gerne zu, weil ich ihre Stimme liebte und ihre Kindlichkeit, die mir wohl tat. Katte hegte nicht den geringsten Zweifel, daß ich in wenigen Jahren den Weg nach Hellas finden würde, und daß wir dann im sonnigen Süden im Schutze des Königs ausruhen dürften von unserer Notfahrt am Eisrande von Thule. Daß unser Treck sehr langsam vor sich ging, fiel ihr nicht auf, und die Reise wurde auch nicht schneller, als wir noch mehrere Rens einfingen und als Vorspann benutzten. Die kleinsten Schlitten bespannten wir sogar mit Hunden, die verwildert bei manchem verlassenen Hof umherliefen und die sich nur nach verzweifelter Gegenwehr einfangen ließen. An den Nordhängen der Hügel und Berge fanden wir nämlich fast immer Schnee, der auch im Sommer nicht völlig fortschmolz, so daß wir nicht genötigt waren, die Schlitten stehenzulassen. Ich war aber entschlossen, sie für den nächsten Wandersommer mit Rädern zu versehen, und zwar mit Scheibenrädern aus runden Baumstämmen, weil Saland nicht genügendes und geeignetes Werkzeug mehr besaß, um Speichenräder zu bauen. Die Zugtiere, unsere Hunde, wurden bald wieder zahm und zogen die Schlitten mit begeistertem Bellen, so daß die Wälder und Täler oft von hellem Gekläff erfüllt waren, als sei eine große Jagd auf wildes Getier im Gange. Meine Hundegespanne wurden am Eisrande bald berühmt, und ich traf in Zukunft manche wandernde Sippe, die eine abergläubische Scheu grade vor dieser Einrichtung zeigte

Mit den Errungenschaften unserer zehntausendjährigen Kultur und namentlich mit ihren Hilfsmitteln ging es reißend bergab, das

erkannte ich schon im ersten Wandersommer. Ich kann aber nicht sagen, daß es uns mit besonderem Bedauern erfüllte. Wir merkten es kaum. Die Gewohnheit und der Zwang der täglichen Not, die stete Kampfbereitschaft, die Notwendigkeit zu rauben und mit wilden Tieren zu kämpfen, füllte unser Leben derartig aus, daß wir kaum mehr einen Gedanken an Atlantis und an die Vergangenheit hatten. Und wenn wir einmal davon sprachen, wie es früher gewesen war, so lächelten wir dabei, als sei es damals ein Kinderspiel gewesen zu leben gegen heute, da die Gefahr hinter jedem Bergrücken lauerte.

Mangel litten wir in diesem Sommer nicht. Die Jagd gab uns reichlich Fleisch, nur fehlte es wie schon auf der Königsgaleere und auf der „Windbirge" an frischem Gemüse. Da ich die möglichen Schädigungen dieses Mangels kannte, ließ ich die Frauen Wildgemüse sammeln. Brot gab es sehr selten und war eine Kostbarkeit. Wir waren mit Brot auf der „Windbirge" mit ihrer reichen Weizen- und Roggenladung sehr verwöhnt gewesen und mußten uns ganz umstellen.

Noch ein zweites Mal trafen wir auf der Wanderung dieses Sommers auf einen Bauernhof, der ohne Zweifel bewohnt war, nur waren die Leute geflohen und hatten Vieh und Habe mitgenommen. Wir spürten sie aber mit unseren Hunden im Walde auf und nahmen ihnen drei atlantische Kinder ab, zwei Mädchen von vierzehn und fünfzehn Jahren und einen Knaben von acht Jahren, weil die Drudenbauern die Jungmenschen wie Sklaven hielten. Ich hätte sie aber auch geraubt, wenn sie gut behandelt worden wären, denn ich mußte die Reste des nordischen Blutes sammeln und dem König zuführen. Die Kinder kamen aber gerne und freiwillig mit uns. Ich erzwang auch die Hergabe von zwei weiteren Pferden. Der Bauer rächte sich, indem er meiner Nachhut aus dem Versteck eine Lanze warf, die Forsanti an der Schulter verletzte. Das war nicht klug von dem Bauern, wenn ich seine Stimmung auch verstand und würdigte. Wir kehrten um und führten drei weitere Pferde und einige zahme Rentiere weg als Buße für die

Wunde meines Gesellen Forsanti. Er mußte lange Zeit gefahren werden, bis ihn die Kunst meiner Mutter wieder so weit gebracht hatte, daß er wandern konnte.

Meine Feldgenossen waren nicht ganz mit mir zufrieden. Sie hätten den Hof des hinterlistigen Bauern gerne abgebrannt, weil Forsanti sehr beliebt und einer der besten und zuverlässigsten Atlanter meiner Schar war, aber ich befahl, es zu unterlassen, und so geschah es. In mir steckte noch der Sternweise von Aztlan, und der räuberische Herzog war noch zu neu, um sinnlos zu vernichten, was erhalten werden konnte.

Um den verwundeten Forsanti zu schonen, bezog ich schon früh das Winterlager. Ich suchte dafür das Ufer eines Sees aus, der viele Fische barg und in dem man vielleicht auch im harten Winter in Eislöchern würde fischen können. Dieser See sah sehr merkwürdig aus. Als wir bei ihm eintrafen, lag sein Spiegel sehr tief. Ich sah aber an den Uferlinien, daß er auch höher stehen könne, und zwar sehr viel höher. Der See wurde von einem Fluß gespeist, der aus dem Norden kam, und ein kleinerer Abfluß ging aus dem See nach Osten. Hier lernte ich zum ersten Male in meinem Leben einen See und einen Fluß kennen, der sich in regelmäßigen Zeitabständen leerte und füllte, während der Fluß, der ihn füllte, einmal vom Norden nach Süden und dann – nach vierzehn Tagen – von Süden nach Norden strömte. Da sich das Gefälle des Landes augenscheinlich nicht änderte, trotz der häufigen Erdbeben, die in diesem Gebiete vorkamen, so war mir bald klar, daß auch hier die Flutkraft des Mondes die Gleichgewichtsverhältnisse auf der Erde in regelmäßigen Abständen änderte, so daß bei Erdnähe des Mondes der Wasserstrom des Flusses nach Süden floß und den See bis zum Rande füllte. Bei Erdferne des Mondes aber lief das Wasser aus dem See zum größten Teil durch den Fluß nach Norden ab. Es gab also unter der Wirkung des neuen Erdbegleiters Flüsse, die abwechselnd hin- und herströmten, als ändere sich das Gefälle. In Wirklichkeit war es wohl auch nichts anderes als ein Gefällewechsel, denn die Schwerewirkung des Mondes änderte eben die

Schwereverhältnisse auf der Erde, je nach dem der Trabant nahe oder weit von der Erde entfernt stand. Ein ähnliches Verhalten der Strömung hatte ich ja im großen schon aus See kennengelernt; dort driftete die Flutwucht des Mondes die irdische Flutwoge mitsamt den von ihr getragenen Eisfeldern von Nord nach Süd und trieb sie wieder auf den umgekehrten Weg, wenn der Begleiter auf seinen erdfernen Bahnast ging. Ich kannte schon das Verhalten der Eisdrift über Land mit den Stirnwällen und Grundgeschieben, nur daß bei diesen Eisströmen ein Rückfließen nach Norden nicht erfolgte, vermutlich weil die Reibung auf dem Boden zu stark war, um ohne eigentlichen Flutzug die Eismassen zurückgleiten zu lassen. Setzte aber der Flutzug mit Wirkung nach Süden ein, also bei Erdnähe des Begleiters, so schob sich der Eisstrom ruckweise südwärts. Es war nur bedauerlich, daß ich meine Beobachtungen und Erkenntnisse nicht genau aufzeichnen konnte. Ich tat es nur in Stichworten, und zwar geschah dies aus den gleichen Gründen, die mich bewogen hatten, mein Schiffstagebuch in ähnlich kurzer Form zu halten. Ich besaß kein Schreibleder mehr. Meine Aufzeichnungen hatten unter den heutigen Umständen nur für mich selbst Wert, so glaubte ich wenigstens. Daß mein Schiffstagebuch später einmal in die Hände eines priesterlichen Gelehrten aus der Nilmark fallen würde, der aus den Stichworten eine Geschichte des Unterganges des Reiches Atlantis zusammenschrieb mit den lächerlichsten Irrtümern unter richtiger Darstellung, wußte ich damals noch nicht. Das Naturspiel des Sees und des Fluges mit dem wechselnden Gefälle zeigte mir deutlich, wie durchgreifend die neuen Schwereverhältnisse auf der Erde geworden waren. Nach einer Wanderung von sechsundzwanzig Tagen und mehr war ich noch nicht in der Lage, unseren Standort im Drudenlande festzustellen Sämtliche Flußgebiete mußten sich völlig geändert haben. Das ging auch daraus hervor, daß ich öfters Flußtäler durchqueren mußte, die kein Wasser führten, obschon es deutlich zu erkennen war, daß dies vor nicht allzu langer Zeit der Fall gewesen sein mußte. Auch führte die Eisstauung zwischen den

hohen Gebirgsstöcken des Südens der Drudenmark zu einer gewaltigen Seenbildung, die ich im weiten Bogen hoch nach Norden hin umgehen mußte. Ich stellte dabei allerdings fest, daß der eisfreie Streifen doch höher nach Norden reichte, als ich gedacht hatte. Auf See reichte die Vereisung viel weiter nach Süden, doch war daran wohl einzig und allein die Verdriftung des Eises auf den beweglichen Flutwogen der Grund.

In der Nähe des Sees mit dem veränderlichen Wasserspiegel war eine natürliche Höhle, etwa die eines Bären oder Höhlentigers, nicht zu finden, deshalb ließ ich in einen Hügel einen Stollen treiben, ihn mit Baumstämmen und dann mit Erde überdecken. Auch eine Herdstelle wurde in diesem Raum aus Feldsteinen errichtet und mit einem Rauchabzug durch die Decke versehen. Der Eingang blieb schmal und niedrig, um dem Eindringen der zu erwartenden bitteren Winterkälte zu wehren und der Verschluß wurde aus mehreren Pelzen hergestellt, die als Türe dienten. Ein zweiter überdeckter und mit dem ersten verbundener Stollen diente als Stall für die erbeuteten Pferde und die zahmen Rens. Unsere erste Sorge galt dem Einbringen von Heu als Futtervorrat des Winters. Das Schneiden des Grases erfolgte in sehr kläglicher Weise mit Schwertern und mühsam geschmiedeten Sicheln, sogar eine brauchbare Senfe wurde von Saland angefertigt, die ich als Herzog persönlich führte, damit ich mich nicht ständig zu bücken brauchte. Mein Beispiel war anfangs noch nötig, außerdem drängte die Zeit und der Arbeitskräfte waren wenige. Da sich aber mein gesamtes kleines Volk einschließlich der halberwachsenen Kinder am Einbringen der Ernte beteiligte, so brachten wir noch vor Einsetzen des Frostes die nötigen Futtermengen für unsere Tiere ein.

Vorläufig lebten wir in unseren pelzgefütterten Zelten, weil sie luftig waren und leicht sauber gehalten werden konnten, später allerdings zwang uns die klirrende Kälte in die Stollenhöhle und hielt uns dort die langen Wintermonate gefangen. Unseren Vorrat an Brennholz stapelten wir dicht vor den Stolleneingängen auf.

Alle diese Arbeiten erforderten mehr Zeit, als man sich vorstellen kann, und diese Zeit ging von der eigentlichen Wanderzeit nach Osten und Nordosten ab. Es war aber nicht anders möglich, als so zu handeln, wenn ich meine Notgruppe atlantischer Menschen gesund und leistungsfähig nach Hellas bringen wollte.

Bei einem heftigen Erdbeben, das sich dann einige Male in geringerer Stärke wiederholte, brach in der Nähe des Sees eine heiße Quelle auf. Für diese Quelle waren wir in der Folgezeit sehr dankbar, denn sie ermöglichte den ganzen Winter hindurch, daß wir uns sauber hielten und außerdem immer offenes Wasser im See hatten. Denn im Zufluß dieser Quelle in den See fror das Wasser nie fest zu, und außerdem fanden sich dort gerne die Fische ein, die dann leicht zu fangen waren, ohne daß wir Löcher in das Eis zu schlagen brauchten.

Wie im vergangenen Jahre von der „Windbirge" aus schickte ich Spähtrupps in die Weite, berittene Jungmannen und mit Hunden bespannte Schlitten für den kleinen Troß, die ich mitunter selbst führte. Auch Katte nahm häufig an solchen Fahrten teil, bis sie wegen des Kindes, das sie erwartete, zu Hause bleiben mußte. Unser Zeltlager wurde in der Grenzzeit zwischen scheidendem Sommer und anbrechendem Winter zu einem Kleinkinderheim, denn fast alle unsere Frauen und Mädchen schenkten der kleinen Gemeinde neue Bürger und Bürgerinnen, und aus allen Zelten hörte man die krähenden Stimmchen des neuen Geschlechtes.

In dem Spätsommer dieses ersten Wanderjahres machte ich noch eine Neuerwerbung, die unseren kulturell recht heruntergekommenen Kreis durch eine Reihe vornehmer Mitglieder der ehemaligen Reichsregierung in der Drudenmark ergänzte. Ich fand den Markschreiber des Reichsstatthalters der Drudenmark, den Hohen Ritter Gurtur Ase Sasborg, einen Sproß einer der ältesten Familien des Reiches, wie der Zusatz „Ase" beweist. Ich kannte wohl die Familie dieses Herrn, nicht aber ihn selbst.

Er war beim Ausbruch des Unglücks, das die Erde traf und das Reich vernichtete, auf einer Reise von Etrurien über die Alpen be-

griffen und hatte das Tiefland nördlich dieses Gebirges glücklicherweise schon erreicht, als die gewaltigen Erdbeben einsetzten. Er reiste mit einem Gefolge von mehr als dreißig atlantischen Herren, Verwaltungsbeamten und Vermessungsfachleuten, landwirtschaftlichen Sachverständigen und solchen des Bergbaus, Baumeistern des Hoch- und Straßenbaues, doch gelang es ihm wegen der sofort einsetzenden vernichtenden Kälte und der sehr bald darauf erfolgenden Vereisung der Nordgebiete nicht, seinen Vorgesetzten, den Reichsstatthalter der Drudenmark, zu erreichen. Er hatte sich mit den Seinen in die Vogtei Orlin geworfen, die an einer Reichsstraße nach Norden lag. Diese Vogtei war, wie alle Reichsburgen des Landes, zum Teil aus Steinen, zum größeren Teile aber aus Eichenholz gebaut und sehr stark. Herr Sasborg führte nun schon fast sechs Jahre lang einen Kleinkrieg gegen alle, die sich dieser verlockenden Festung bemächtigen wollten. Als ich auf einer weit vorgetriebenen Spähfahrt die Burg entdeckte, hatte ich ebenfalls nicht übel Lust, sie in Besitz zu nehmen, doch waren die Arbeiten an meinen Unterkunftsstollen für Mensch und Tier schon so weit vollendet, daß ich vor dem Winter doch lieber nicht mehr umziehen wollte. Aber ich mußte unter allen Umständen wissen, wie stark die Besatzung der Festung sei und wessen wir uns von ihr zu versehen hätten.

Der Torwächter rief hinter seinem Schalter, ich solle machen, daß ich weiter käme, sonst … – und dann folgten die üblichen Drohungen eines Mannes, der jeden Fremden als Feind anzusehen gewohnt ist. Ich hatte natürlich vollem Verständnis für eine solche unfreundliche Haltung und zwang meinen Gaul auf der Hinterhand zurückzugehen, damit ich im Schutze meines edelsteingeschmückten Schildes blieb. Es wurde zwar nicht auf mich geschossen, doch sah ich einige Bewegungen hinter den Brustwehren, die mir zeigten, daß die Besatzung auf ihrer Hut sei. Ehe ich aber außer Rufweite kam, richtete sich eine Gestalt auf der Holzwehr auf und winkte, ich solle wieder herankommen. Das tat ich auch mit der notwendigen Vorsicht, und als ich den Mann

verstehen konnte und er mich, blieb ich halten und rief, ich sei Godda Apacheta, der Sternweise von Aztlan aus der Mark Tiahusinju Hochland und sei auf der Reise nach Hellas. Da stellte sich auch der Mann vor, und zwar mit sichtlich erfreuter Stimme. Er fragte, ob ich ein Verwandter des Apacheta sei, der die Mark Simbabuie gehabt hätte, und er kenne auch meinen Namen, da sein Schwager Vorstand einer Reichssternwarte in Scotenland gewesen sei. Der habe mich gekannt. Er selbst sei Gurtur Ase Sasborg aus Schoongard im Reiche Atlantis und sei der Schreiber des Reichsstatthalters der Mark.

Daß der Herr so freundlich zu mir sprach, hatte noch einen anderen, einleuchtenden Grund, und ich hatte es meiner Katte zu verdanken, daß es so war. Die Sonne stand im Osten, es war noch am frühen Vormittag, als diese Unterredung stattfand, und die Edelsteine, das Erbe des reichen Kaufmanns Hogger, leuchteten in tausend Farben von Helm und Schild. Ich machte deshalb auf den Burgherrn einen günstigen Eindruck, wie er mir später selbst erzählte. Bisher waren nur hungernde, ärmliche Horden vor der Burg erschienen, und nun kam ein Mann, angetan mit dem ganzen Reichtum einer versunkenen Zeit, hoch zu Roß vor das Tor geritten, wenn das Roß auch nicht grade schön und gepflegt aussah.

Der Markschreiber bat mich, sein Gast in der Vogtei zu sein, und ich möge meine Begleiter mitbringen. Meine Begleiter aber waren Katte und Lutbrand, der junge Schiffsbursche von der Königsgaleere.

Ich erwiderte, die Zeiten seien nicht dazu angetan, Vertrauen zu zeigen, aber ich werde kommen, wenn mir ein Mann oder eine Frau als Geisel herausgeschickt würde. Die betreffende Person werde unter der Bewachung meiner beiden Begleiter so lange vor der Vogtei bleiben, bis meine Unterredung mit Herrn Sasborg abgeschlossen sei. Der Markschreiber war auch sofort einverstanden und schickte mir sogar ein junges Mädchen hinaus, eine blonde liebliche Atlanterin, und sagte von der Brustwehr hinab, das Kind sei seine eigene Tochter. Ich gab dem jungen Mädchen die Hand

und lächelte ein wenig, weil es mit Recht ängstlich war. Als es erkannte, daß Katte Hogger eine Frau sei, nicht minder schön und lieblich als sie selbst, und daß Lutbrand sie mit wahrhafter Verehrung wie ein Wunder aus einer besseren Welt ansah, da faßte sie Vertrauen.

Ich aber begab mich durch das schnell geöffnete Eichentor in die Vogtei. Im inneren des Werkes sah es nicht so glänzend aus, wie man von außen vielleicht erwarten konnte, denn es handelte sich doch immerhin um eine Reichsburg. Die Notzeit hatte ihre Spuren auch hier hinterlassen. Die häufigen Erdbeben hatten sogar dem starken Holzwerk geschadet und die Grundmauern an manchen Stellen erschüttert und zermürbt. Hier und da konnte ich erkennen, daß die Besatzung den schüchternen Versuch gemacht hatte, die schlimmsten Schäden zu beseitigen. Die Lebensführung der Besatzung schien aber noch ärmlicher zu sein als die unsere. Krankheiten und Kriege hatten die Schar von gelehrten und kampfungewohnten Menschen ständig schwinden lassen, und der Markschreiber hatte nur noch vierzehn Männer in der Festung und sechs Frauen nebst einer Reihe von Kindern jeden Alters. Dieser Rest einer ansehnlichen Gruppe hoher Reichsbeamter und Gelehrter hauste in Orlin in einer Art von Untergangsstimmung. Die Reichsstraße, an der die Vogtei lag, wurde natürlich auch heute noch von umherirrenden Banden und Horden benutzt, so daß die kriegerischen Beunruhigungen kein Ende nahmen. Sehr häufig war es in den vergangenen Jahren geschehen, daß die Atlanter großer Teile ihrer mühsam erworbenen Ernte beraubt wurden, daß ihnen die Herden ihrer Rens weggeführt worden waren und daß Mitglieder der Besatzung vor der Burg ermordet wurden. Gurtur Ase Sasborg war ein Mann von kaum vierzig Jahren, aber er sah aus, als habe er die Fünfzig schon lange überschritten. Er war hager und schmal, seine Gestalt gebeugt, und wie er sahen einige seiner Herren ebenfalls aus. Hunger und Entbehrung hatten diese unkriegerischen Herren mächtig mitgenommen, und wenn sie im Laufe der Jahre zu bissigen, mißtrauischen Raubtieren

geworden waren, so glichen sie doch mehr verschlagenen Füchsen als wehrhaften Wölfen.

Der Hausherr wußte schon, daß ich zwei Tagereisen südwestlich seiner Vogtei mein Winterlager geschlagen hatte. Ich fragte ihn, warum er uns nicht besucht habe, wo er von unserer Ankunft gewußt habe? Er wurde verlegen und schwieg, aber seine Frau, eine große Gestalt mit vergrämten Zügen, erwiderte an seiner Statt, den Männern sei das Wagnis zu groß gewesen. Ihre Waffen seien schlecht und beständen zum großen Teil aus Stein, während die Späher, drudische Bauern aus der Umgegend, gemeldet hätten, meine Leute seien einheitlich und vorzüglich bewaffnet und von einer Manneszucht, die auf eine harte und unnachsichtliche Führung hinzuweisen scheine. Außerdem seien wir zum großen Teil beritten und dadurch stark überlegen. Auch hätten sie gesehen, daß in meinem Lager vom frühen Morgen bis zum späten Abend fast ohne Ruhezeit gearbeitet würde, daß einer unserer Helden in der Nähe von Orlin einen Höhlenbären mit der Lanze abgetan habe, als sei er ein Hase, kurz, sie hätten es für ratsam gehalten, hinter den starken Holzpalissen der Vogtei still zu sitzen und zu hoffen, daß ich eines Tages mit den Meinen weiter ziehen werde, ohne sie zu behelligen.

Ich antwortete, ich beabsichtige nicht, meine atlantischen Blutsbrüder zu belästigen, sprach aber den Wunsch aus, die anderen Herren kennenzulernen, namentlich die Vermessungsfachleute, denn ich erwartete von ihnen eine Berichtigung meiner Karten. Von den Landmessern aber war nur noch einer vorhanden, dieser aber machte einen klugen Eindruck und schien von starkem Willen zu sein. Er hieß Fokke Paliso und stammte aus Norrland. Ich lud ihn ein, bei meinem See mit der heißen Quelle mein Gast zu sein, aber auch die anderen Herren bat ich, zu kommen. Sie waren leider hinter ihren sicheren Palissen etwas schlagscheu geworden und begaben sich nicht gerne ins Freie. Einige jüngere Männer von ihnen, die zur ursprünglichen Besatzung der Vogtei gehörten, arbeiteten für die gelehrten Herren und gingen für sie auf die Jagd,

sorgten im allgemeinen auch für ihre Sicherheit, und nur in wenigen Notfällen hatten auch die Federfuchser zur Waffe greifen müssen.

Hier fehlte eigentlich gar nichts als eine straffe Führung. Es war nicht nötig, daß in dieser starken Festung der Hunger zu Gaste war, es war nicht eine Folge der Eisesnot, daß Wäsche und Kleidung dieser Atlanter so hoffnungslos abgerissen aussahen, ja daß sogar sehr mit Wasser zum Waschen gespart wurde. Wenn ich Herrn Gerdung von Gaardepoort mit zwei oder drei von meinen straffen Nordlandsburschen in die Vogtei legte, so sollte es doch mit unrechten Dingen zugehen, wenn die gelehrten Herren nicht im Laufe des Winters zu brauchbaren Menschen erzogen waren.

Ja, der Ritter Gerdung mußte hierher ziehen!

Ich war in Gedanken zugleich ein wenig hinterhältig. Ich hatte die Tochter Ragild des Markschreibers draußen vor dem Tore nur kurz gesehen. Aber was ich da gesehen hatte, genügte mir. Wenn ich Herrn Gerdung in die Vogtei legte, befahl ich ihn gleichzeitig in die Nähe dieses schönen, schlanken Kindes. Vielleicht vergaß mein Freund dann die hoffnungslose Sache mit Katte Hogger und ließ sein Herz von diesem lieblichen Menschenkinde fangen. Ich erkläre an dieser Stelle feierlich, daß ich mich in meinem bisherigen Leben nicht mit Stiftung von Ehen befaßt habe, daß ich auch nicht die geringste Neigung oder natürliche Anlage hierfür besitze, aber als Führer und Herzog eines Volkes, das wachsen mußte, um durchzukommen, war ich dazu gezwungen, nicht nur Ehen zu vermitteln, sondern auch Frauen zu diesem Zweck für die Meinen zu gewinnen, sei es aus friedlichem Wege, sei es durch offenen Raub. Nur so ist es zu verstehen, daß ich auch für Herrn Gerdung sorgen mußte, weil es bedauerlich gewesen wäre, wenn dieser Mann, dessen Wert ich erkannt hatte, ohne Nachkommen blieb.

Es war grade keine Heldenschar, die ich in der Feste Orlin vorgefunden hatte, und es war eine Schande, daß sich eine burggeschützte Macht von dreißig atlantischen Männern im Laufe der Jahre zu vierzehn hatte zusammenschlagen lassen, wenn man von

den Todesfällen durch Krankheit absehen will. Ich kannte Herrn Gerdung. Er war taktvoll, aber stark im Willen. Er würde nicht dazwischenfahren wie ein zorniger Bär, sondern von Tag zu Tag seine Anforderungen steigern. Dafür würden die Leute dann ausreichende Ernährung bekommen, durch Jagd und Fischfang, durch Einsammeln von Bucheckern als Gemüse, durch Graben von Wurzeln als Zukost. Besaßen diese Menschen doch nicht mehr als zehn Hühner, die dabei einen warmen Stall hatten! Aber wenn man zu träge war, Grassamen und die entarteten Körner des Roggens von den verlassenen Feldern zu holen und auszudreschen, so konnte man eben nicht mehr Geflügel halten.

Ich schlug Herrn Sasborg vor, ich wolle ihm helfen, wenn er sich seinerseits bereit erklärte, im nächsten Sommer unter meiner Führung mit nach Hellas zu wandern. Seine Familien und ledigen Männer könnten natürlich mitkommen. Doch müsse meine Führung schon im Winter einlegen, da ich ihn und seine Leute in diesem Zustande nicht mitnehmen könne.

Der Markschreiber hatte keine große Neigung meinem Vorschlag zuzustimmen. Die Sommer seien zu kurz geworden, und die Winter, die man früher in der Drudenmark nicht gekannt habe, seien furchtbar hart. Es bedeute den Beginn des Unterganges, wenn man wandere und dazu noch mit einem so weiten Ziel, wie ich es angegeben habe. Was wandernd an der Vogtei vorübergekommen sei, habe einen elenden und verkommenen Eindruck gemacht. Vielfach habe sich es um verwahrlostes Raubgesindel gehandelt, das sich das Nötigste zum Leben durch Mord und Diebstahl verschafft habe. In gleicher Weise würde es auch uns gehen, wenn wir eine so starke Burg wie Orlin einfach aufgäben. Was in aller Welt ich denn in Hellas wolle? Ich solle froh sein, wenn ich mein Leben hätte.

Ich dachte, solche Ansichten würde ich dem heruntergekommenen Herrn schon austreiben und antwortete, ich beabsichtige, mich mit dem König Balder von Atlantis zu treffen.

Da wurde nicht nur er munter, sondern alle Herren, die sich

inzwischen eingefunden hatten, wurden plötzlich lebendig, und die matten, hoffnungslosen Augen bekamen Glanz.

König von Atlantis!

Das war ein Klang der glanzvollen Vergangenheit, das war wie ein Lockruf ans einer Zeit, da der Gelehrte in Frieden und unter dem Schutz des mächtigen Reiches arbeiten und forschen durfte, ohne je selbst zur Klinge greifen zu müssen. Die versunkene Kultur leuchtete in den Augen der armen vornehmen Menschen, und auch die Frau des Markschreibers wagte ein freundliches Lächeln.

Wo der König sei, wurde ich von allen Seiten gefragt. Man habe doch gleich nach dem Riesenunglück der Erde erzählt, der König sei mit seinem Reich in den Fluten des atlantischen Meeres untergegangen. Ich erzählte ihnen darauf von Aztlan und dem Acora Balder, der nun Reichskönig sei und der mich an der Dreiecksinsel im südlichen Thyrrenischen Meer erwarte, dort, wo die große, schuhförmige etrurische Landzunge aufhöre. Wie ich den König kenne, werde er an diese Stelle mindestens einen Turm mit Wache legen, auch dann, wenn er selbst etwa nach dem Nilgau gesegelt sein sollte. Aus alle Fälle nötigten mich Treue und Freundschaft, über Hellas das Meer Mitteland zu gewinnen. Dort würde es sicher möglich sein, eine Galeere zu bekommen und nach der Dreiecksinsel zu segeln. Ich habe seebefahrene Männer bei mir, die gewohnt seien, auf dem Atlantik zu fahren, also würden sie mit Leichtigkeit jede Galeere meistern können, die aus dem Mitteland-Meere zu Hause sei. Daß ich meine Landreise über Hellas nehmen wolle, erkläre sich daraus, daß die Meeralpen und ihre ostwärtigen Formungen so stark vereist wären, daß ein Überschreiten ihrer Pässe mit meinen geringen Hilfsmitteln nicht möglich sei, zumal ich Frauen und Jungkinder bei mir habe, die geschont werden mußten. Herr Gurtur Ase Sasborg werde mich nun besser verstehen als zuvor. Ich habe meinem König eine Zusage gemacht und müsse sie erfüllen oder untergehen. In diesem Kreise werde es wohl als Selbstverständlichkeit gelten, wenn ich dies sage. Ehre und Treue seien selbstgewählter Zwang, der aber die höchste Frei-

heit bedeute, weil sie aus Gottes bewußter Seele käme und nicht unter der Drohung von Schwertern oder gar von Peitschen. Ich halte es daher für richtig, daß alle Atlanter, die von dem König wüßten oder erfahren hätten, wo er sich aufhalte, ungesäumt zu ihm aufbrächen. Der Herrscher brauche jeden Schwertarm, aber auch ganz besonders jeden Kopf und jede Fähigkeit der versunkenen Kultur, um es zu ermöglichen, eine neue aufzubauen, die allen anderen Menschengruppen überlegen sei. Um die Trümmer des Reiches auf meiner Wanderung zu sammeln, deshalb sei ich auch hier in Orlin. Meine Atlantergruppe sei zwar kaum größer als die der Vogtei, aber sie sei eine geschlossene Kernschar von ausgebildeten Fechtern und rücksichtslosen Draufgängern. Das seien sie auch nicht immer gewesen. Derartige Fähigkeiten könnten erlernt werden, und ich habe dafür gesorgt, daß sie erlernt würden. Für den Erfolg könne ich heute schon gutsagen. Ich verlange ja nicht, daß die Herren von heute auf morgen vollendete Kriegsleute würden. Ich wisse genau, daß sie als Beamte des Reiches und als Gelehrte nur kurz und unvollständig im Kriegsdienst ausgebildet seien, aber ich wisse auch, daß ich dem König und dem kleinen Volk den größten Nutzen brächte, wenn ich ihm Fachleute der Verwaltung, der Landwirtschaft, des Bauwesens, der Vermessungskunst und des Bergbaus zuführen könne. Es sei einfach die Pflicht der Herren aus Orlin, sich meiner Gruppe anzuschließen, da sie nun wüßten, daß der König sie gewissermaßen erwarte. Es handele sich durchaus nicht darum, daß wir froh sein könnten, unser Leben zu behalten, sondern es gehe um höhere Dinge. An ihren Diensteid brauche ich sie wohl nicht zu erinnern. Kein Erdbeben und keine Vereisung entbinde von der Königsverpflichtung. Die Erde habe den Nordleuten einmal gehört. Nun seien sie zerschlagen und zerstreut und irrten am Eisrande von Thule wie die Singschwäne ihrer Heimat, doch die Lanze der Seele ziele immer noch nach den Gipfeln und Höhen. In der tiefsten Not seien sie entschlossen, der zerstörten Erde erneut den Rundruck ihrer Seele aufzuprägen. Deshalb sei ich überzeugt, daß grade sie,

die die besten des Volkes seien nach Bildung und Blutadel, meinem Rufe folgen würden.

Ich konnte gut beobachten, wie meine Worte auf die Männer mit der Untergangsbestimmung wirkten. So hatte seit Jahren niemand mehr mit ihnen gesprochen. Sie waren wie betäubt, so sehr hatte ich ihre Seelen durcheinandergeschüttelt. Und der Sproß aus ältestem atlantischen Adel, Herr Gurtur Ase Sasborg, schluckte und rang nach Luft, wie mir schien von innerer Erschütterung und vielleicht auch Beschämung. Es war lehrreich zu sehen, wie sich die Haltung der Männer in den wenigen Zeittakten geändert hatte. Vergessene Jugenderziehung im Kriegsheere des Reiches wachte auf, die Köpfe reckten sich hoch und die Nacken wurden sichtbar steifer. Der unbändige Stolz war in diesen Herren erwacht, zu dem nordischen Volk von Thule zu gehören, das, wie wir glauben, der uralte Freund im All mit seiner besonderen Liebe bedacht hat.

Gurtur Sasborg erwiderte nach einer Weile des Schweigens, er wolle mit seinen Herren des Rates pflegen, ich aber lachte, nicht so unhöflich und laut, wie ich es gerne getan hätte, aber doch so, daß eine ganze Reihe der zuhörenden Herren mit einstimmte. In solchen Lagen müsse er kurz fragen, ob einer der Notgenossen noch etwas Wichtiges vorzubringen habe, sagte ich dann. Wenn dies nicht der Fall sei, so sei er der Führer und habe zu entscheiden. Ich nähme doch an, daß dies bei atlantischen Männern immer so gehalten worden sei?

Nein, das war hier ganz sicher nicht so gewesen. Ich wußte es wohl. Aber nun plötzlich konnte Herr Sasborg befehlen, und er befahl das, was ich erwartet hatte, und fand keinen Widerspruch. Die Besatzung von Orlin wollte zu Beginn des nächsten Sommers mit mir nach Hellas zum König reisen. Den wenigen Druden der Vogtei sollte freigestellt werden, ob sie sich uns anschließen wollten oder nicht.

Ich hatte dann noch kurze Zeit Gelegenheit, mich mit dem Vermessungsfachmann zu unterhalten, Herrn Fokke Paliso aus Norrland, dem nördlichsten Teile des Teutenlandes. Ich ließ mir seine

Karten zeigen und freute mich wie ein Kind, weil ich nun endlich genau wußte, an welcher Stelle der südlichen Drndenmark ich mich befand. Ich konnte auch ungefähr zurückrechnen, wo die „Windbirge“ auf Land geschoben worden und wie unser Marschweg im vergangenen Sommer gewesen war. Herr Paliso stimmte auch meiner Ansicht bei, daß sich die Flußläufe in der gesamten Mark völlig verändert, und daß die Karten insofern keinen Anspruch mehr auf Richtigkeit hätten. Paliso zeigte mir seine Vorräte an Schreibleder und Nilpapyr, auf die ich nicht wenig neidisch war. Er schenkte mir einen kleinen Stapel, den ich wie einen kostbaren Schatz entgegennahm. Der Vermessungsbeamte erzählte mir, diesen Vorrat habe er aus der Schreibkammer des Markschreibers genommen, weil sein hoher Vorgesetzter ein wenig Mißbrauch mit dem kostbaren Gut getrieben habe. Ich dachte nicht anders, als daß Herr Gurtur Sasborg ebenfalls ein Gelehrter sei, der schriftliche Aufzeichnungen machte, erfuhr aber später, wie die Äußerung Palisos wegen des Mißbrauches zu verstehen war.

Herr Sasborg stellte mich dann den übrigen Frauen und Mädchen der Vogtei vor und rief auch die Kinder herbei, die nur darauf gewartet hatten und schon vor der Türe standen. Die Kleinen waren sprachlos und staunten den juwelengeschmückten Godda Apacheta an wie einen Kriegsgott. Herr Sasborg fragte mich dann, ob ich wünschte, einen Rundgang durch die Räume der Vogtei zu machen. Er sagte das, als sei ich schon der Führer und Herr in Orlin und habe ein Anrecht darauf, alles zu besichtigen. Ich freute mich über solche schnelle und stillschweigende Anerkennung meiner Befehlsmacht und hatte den Eindruck, als sei der Burgherr froh, unter den gegenwärtigen Umständen die Verantwortung für die Vogtei und seine Männer und Frauen an mich abgeben zu können. Er war auch in der Notzeit ein Beamter des Reiches geblieben, der am blauen Tuch der Besprechungstische seine Heimat hatte, nicht aber am Schildrande und auf der Schärfe seines Schwertes.

Der Hausherr führte mich durch die Burg. Ich wünschte vor allem, meiner Lage gemäß, das wichtigste Gut, die Waffen und Geräte zu sehen, die noch vorhanden waren. Leider war nicht mehr allzuviel Brauchbares dabei, aber es war doch so viel, daß mein alter Saland etwas daraus machen konnte. Immerhin waren die Schwerter der atlantischen Herren aus gehärteter Bronce, glatt und vorzüglich geschmiedet, wenn auch etwas zierlich, weil sie den Reichsbeamten weniger zur Wehr als zum Schmuck gedient hatten. An Schießgerät war wenig vorhanden, was gut war. Da die Burg vor der Besetzung durch die Orliner Beamten schon in fremder Hand gewesen war, gab es nichts Gutes mehr, und die wertvollen Waffenbestände der Vogtei waren geraubt. Ich fand deshalb nur einfache und wenig wirkungsvolle Eibenbogen eigener Anfertigung vor und dachte, ich hätte mich vor solchen Schießwaffen wirklich nicht so vorsichtig benehmen brauchen, wie ich es am Morgen vor dem Tor der Feste getan hatte. Der kleine Jagdbogen meiner Katte hatte allein die dreifache Schußleistung wie diese einfachen Waffen!

Dafür war das Schriftenzimmer des Markschreibers sehr vollzählig gefüllt und gut in Ordnung. Das erfüllte mich als ehemaligen Reichsbeamten mit Rührung, aber ich konnte ein Lachen doch nicht unterdrücken, als ich das sah. Es waren ganze Stöße von uralten Steuerbogen, von Gemeindeschriften über Schulbauten, Lehreranstellung, Bürgermeistersachen, von Bauplänen und Kostenanschlägen, von geheimen Karten für die Kriegseinberufung, für das Nachrichtenwesen, für Brücken- und Straßenbau des Reiches und tausend anderer Dinge mehr. Leider waren die Leder und Nilpapyre beschrieben und dadurch für mich unbrauchbar, aber ich beschloß heimlich, einen Teil dieser wertvollen Handschriften abzuschleifen und für meine Aufzeichnungen zu verwenden. Im Drudenlande zahlte kein Mensch mehr Steuern, und Tausende von Gemeinden lagen unter Eis und Schnee begraben. Die anderen aber, im eisfreien Süden der Mark, waren zum großen Teil von räuberischen Horden zerstört oder verbrannt

und nur zu einem winzigen Teil erhalten. Ich wußte zwar, daß mein Entschluß, die wertvollen Schriften über Erteilung von Schankgenehmigung durch die Vorstände der Untergaue oder über die Zulassung von neuen Bullen in einem Gemeindeverbande zu vernichten und abzuschleifen, strafbar war, und daß bei Vernichtung von Reichsschriften mindestens Gefängnis verwirkt war, aber ich war schon so verworfen und heruntergekommen, daß ich die Stimme des amtlichen Gewissens nicht mehr hörte. Ich dachte ja mitunter auch mit Bedauern an meine schönen Sternkarten und Himmelspläne, an die Rechenschriften über die Bewegungen der Wandelsterne oder die Wechsel der Lichtstärken einzelner veränderlicher Sonnensterne! Ich verstand es also ein wenig, daß Herrn Sasborgs Herz an diesen Schrifthaufen hing. Trotzdem war ich fest entschlossen, den unnötigen Wust nicht mit zum König zu nehmen. Ich hätte den Park meiner Hundeschlitten verzehnfachen müssen!

Vorsichtig erkundigte ich mich, was Herr Sasborg mit diesen Schriften zu tun beabsichtige. Er erwiderte, er habe nichts mit ihnen vor, sie seien aber wertvoll und enthielten die Vorgänge und Geschehnisse eines Teiles der Mark. In den langen Wintern habe er sich oft damit beschäftigt, die Stücke durchziehen und den Gegenstand festzustellen. Er habe diese Stücke dann selbständig bearbeitet und habe sich gefreut, wenn er seine Entscheidung mit der seiner Amtsvorgänger verglichen habe. Er sei allerdings mitunter auf andere Beschlüsse gekommen als diese, aber oft habe seine Entscheidung mit der seiner Vorgänger übereingestimmt.

Ich verschluckte mich, bezwang mich aber und bat ihn, wenn er das im kommenden Winter weiter mache, um sich zu zerstreuen, so möge er mir seine Bearbeitung zur Unterschrift zuleiten.

Zwischendurch wollte Herr Sasborg immer wieder etwas von der Familie des Königs wissen. Viele seiner adligen Verwandten waren im Königsdienst verwendet worden, und auch er selbst hatte Aussicht gehabt, eines Tages nach Atlantis an den Hof versetzt zu werden. Das war durch das furchtbare Unglück der Mond-

fesselung an die Erde verhindert worden. Er erkundigte sich, ob der Herrscher verheiratet sei und mit wem. Ich erzählte ihm, die Königin Atlanta Framer, die Tochter des Reichsgrafen von Akapana, sei gestorben, und der Herr habe bisher nicht wieder geheiratet. Aber er habe einen Sohn, den jungen Godda Acora, der jetzt sechs Jahre alt sei. Ich sagte das mit gewollter Gleichgültigkeit, aber mein Herz machte eine rasche Bewegung, als ich von meinem eigenen Sohne sprach, den mir meine Königin Atlanta geschenkt hatte. Ich war entschlossen, mein Geheimnis für immer zu wahren, wie ich es dem königlichen Freunde versprochen hatte. Der Acora Godda galt als Königssohn, und so sollte es bleiben. Ich verstummte und lächelte vor mich hin, ganz versunken in die aufleuchtenden Gedanken an vergangene Zeiten. Was würde mein Godda Acora sagen, wenn er den armen einäugigen Steuermann wiedersah, an dem sein kleines Herz voller Liebe gehangen hatte? Ja, der einäugige Fahrmann hatte nun wieder zwei Augen, wenn auch das eine ein Geschenk der Katte Hogger bildete und aus kostbaren Edelsteinen zusammengesetzt war, so daß man es fast nicht erkennen konnte, wie starr und tot es in der Höhle unter dem Stirnknochen ruhte.

Ob der Knabe mich wiedererkennen würde, wenn ich nach vielen Jahren zu ihm kam? Würde ich nicht den Edelstein aus der Augenhöhle herausnehmen müssen, damit ihm die Erinnerung an den Einäugigen wiederkäme? Und wie groß wurde der Thronfolger dann geworden sein? Ein junger Held würde vor mir stehen mit klaren Blauaugen und gewölbter weißer Brust, ein Juwel aus Atlantas adligem Blut, ein Schwertritter mit stolzer, langsamer Seele, die schwer und unwillig auf Reize antwortet, aber sicher und stark ist und die nach dem Entschluß blitzschnell zu handeln versteht! Oder ein nachdenklicher, gelehrter Kopf mit tausend Sternen darin und noch mehr Sonnen? Wer konnte es wissen, wie Atlantas Sohn aus der Notzeit des Unterganges hervortreten würde?

„Folge mir in den Stall, Herr Apacheta“, bat Sasborg.

Ich fuhr zusammen. Weit fort war ich gewesen und hatte den letzten Erklärungen des Hausherrn kaum mehr gelauscht.

Sechs Pferde standen im Stall und zwei magere Fohlen. Im vergangenen Winter seien allein acht Pferde eingegangen, erzählte der Markschreiber. Ich antwortete nicht, weil ich nicht wissen konnte, wie die großen Verluste möglich gewesen waren. Vielleicht hatte es an Futter gefehlt. Wenn der Hausherr Dienstschriften vergangener Jahrhunderte neu bearbeitete, so war anzunehmen, daß er sich auch nicht die Zeit genommen hatte, rechtzeitig das Futter für seine Tiere zu schlagen. Wenn der Führer nicht auf Tätigkeit drängt, so kann man vom Gefolge nicht viel verlangen.

Im Nebenstall brummten acht Kühe. Das ließ sich sehen! Unsere Frauen und Kinder bekamen Renmilch. Vielleicht konnte ich diese wertvollen Milchtiere ebenfalls mitnehmen. Die Reise meines kleinen Volkes ging ja langsam genug vor sich, so daß die trägen Kühe wohl mitkommen konnten, ohne daß sie Schaden litten. Wie ich dann für die Winterställe sorgen würde, mußte erst die Zukunft zeigen. Hatte ich doch dann auch mehr Hände zur Arbeit als bisher. Und wachsen wollte ich ja.

Ich war nicht unzufrieden mit dem, was ich gesehen hatte und verabschiedete mich von der kleinen Gemeinde in Orlin. Ich versprach, ich werde in wenigen Tagen den Ritter Gerdung von Gaardepoort schicken, der den kommenden Winter hindurch für die Vorbereitungen zur Durchführung der Hellasreise sorgen würde. Ich bat Herrn Sasborg, den Freund freundlich aufzunehmen und ihm behilflich zu sein. Er werde schnell erkennen, daß ich ihm keinen schlechten Mann zuschicke und er werde sicher in kurzer Zeit mit ihm befreundet sein. Im übrigen sei ich immer selbst noch da, um Unstimmigkeiten zu schlichten, auch wenn ich zwei Tagereisen von der Vogtei entfernt säße. Ich würde hohe Wegezeichen mit roten Bannern aufrichten lassen, die auch der Schnee nicht zudecken könne, so daß der Weg von Orlin zum See und zurück zu jeder Tageszeit und selbst bei Nacht leicht gefunden werden könne.

Katte und Lutbrand standen noch immer unweit des Tores und sprachen freundschaftlich mit der Tochter des Burgherrn, der jungen Ragild Sasborg. Die Zeit war ihnen allen recht lang geworden. Katte war schon mißtrauisch gewesen, weil ich so lange in der Vogtei geblieben war. Sie hatte aber mit ihren scharfen Augen gesehen, wie ich mit den Burginsassen den Rundgang durch die Wirtschaftsräume gemacht hatte und war wieder ruhig geworden. Auch hatte Ragild Sasborg versichert, ihr Vater denke nicht an Verrat, sonst hätte er seine eigene Tochter nicht als Geisel vor das Burgtor gegeben, außerdem sei er glücklich gewesen, endlich einem vornehmen Atlanter zu begegnen, statt immer wieder abgerissenen und verdächtigen Menschen. Ich lachte meine Katte an, und sie verstand mich. Die Edelsteine der Hogger hatten ihre Wirkung nicht verfehlt.

Wir verabschiedeten uns von Ragild Sasborg und entließen sie mit freundlichen Worten. Katte schenkte ihr einen goldenen Ring, um die Freundschaft zu besiegeln. Ich sah dem jungen Mädchen nach und freute mich über seinen federnden, schönen Gang.

„Sie gefällt mir“, sagte ich leise zu Katte. Meine Frau sah mich fragend an. Ich lachte und sagte nur einen Namen: „Gerdung.“

Da lachte auch sie und bat mich, ich möge sie vor mich auf den Gaul nehmen. Dann winkten wir zur Vogtei zurück und ritten langsam heimwärts. Lutbrand führte das Pferd am Zügel, ich hielt Katte Hogger umschlungen und legte meine Hand nur lose auf die Trense.

Ich war sehr zufrieden mit dem heutigen Tag. Ich hatte eine Gruppe Atlanter gewonnen, die zwar auf den ersten Blick nicht viel taugte, aber mit Geduld und straffer Zucht zu einem brauchbaren Teil meines kleinen wandernden Volkes werden konnte. Vierzehn atlantische Männer waren eine Macht, die ins Gewicht fiel, wenn sie gut geführt wurde, und die vorhandenen Frauen und Kinder würden bei guter Pflege ebenfalls eine erwünschte Verstärkung meines Wanderzuges werden.

Die Erde ruckte unter unseren Füßen. Der Gaul hielt an und

schnaubte vor Angst. Katte klopfte ihm den Hals. Ja, wir ritten und wanderten über unsicheren Boden, und Tiere gewöhnen sich noch schwerer an Erdbeben als Menschen. Gleichwohl hatte ich heute das Gefühl, es sei eine Lust zu leben, wenn man das Leben jeden Tag neu sichern mußte. Ich war immer ein alter, etwas einseitiger Gelehrter gewesen, und nun hatte mich die Not zu einem Meister der Gefahren gemacht, der für Sein und Nichtsein eines kleinen Volkes verantwortlich ist! Mit diesem Sommerende aber war meine schiffbrüchige Schar zu einer Macht angewachsen, die sich am Eisrande der Nordmarken sehen lassen konnte! Mit der Macht aber wuchs auch meine Sicherheit und mein Zutrauen zur eigenen Kraft.

Fokke Paliso, der Vermessungsbeamte des Reichsstatthalters der Drudenmark, hatte mir eine wertvolle Landkarte geborgt, nach der ich die meinige berichtigen konnte. Ich war sehr glücklich über diesen Mann, denn er war ein Kenner der nördlichen Länder und ihrer Bodenbeschaffenheit und hatte schon in früheren Jahren im Teutenlande im Auftrage der Reichsregierung vermessen. Er verfügte mit seinen fünfundvierzig Jahren über reiche Erfahrungen und konnte ohne Prüfung als kenntnisreich gelten, sonst wäre er nicht in der nächsten Umgebung des Statthalters angestellt gewesen. Auch er hatte das sonderbare Verhalten der mannigfachen Eisströme beobachtet, die von Norden her in das Drudenland südwärts drängten, und kannte die Stirnwälle von Schutt und Gestein, von Kies und Schlamm, die sich vor ihnen herwälzten. Er hatte auch die Perioden festgestellt, in denen der Vorschub wechselte. Meine Ansicht, daß der neue Begleiter der Erde dies bewirke, löste bei ihm allerdings ein Lächeln und ein Kopfschütteln aus, als ich kurz davon sprach. Nun, er war kein Sternweiser von Beruf wie ich und hatte die furchtbaren Folgen des Erscheinens des Wandlers Mond nicht in Gleichernähe erlebt, wie es mir geschehen war. Deshalb konnte ich nicht von ihm verlangen, daß er mir sofort beipflichtete, als ich meine Ansicht sagte; es war sogar ein gutes Zeichen, daß er es nicht tat und selbständig denken und schließen wollte.

Daß die landwirtschaftlichen Sachverständigen in Orlin es nicht fertiggebracht hatten, die um die Vogtei liegenden, verlassenen und verkommenen Acker zu bebauen, war ein bedenkliches Zeichen für die Tatkraft dieser Männer. Es ist allerdings zu allen Zeiten etwas anderes gewesen, den Pflug selbst in die Hand zu nehmen, etwas anderes aber, gelehrt über ihn zu sprechen.

Ich schüttelte den Kopf und lachte vor mich hin, wie es Leute zu tun pflegen, die langsam alt werden. Meine Katte wollte wissen, warum ich vor mich hinbrumme?

„Weißt du Katte, ich brumme deshalb, weil ich in den letzten Jahren so wunderliche Erwerbungen gemacht habe", erwiderte ich. „Einmal fand ich dich, und ich habe dich als Tochter angenommen und dich gleichzeitig geheiratet, aber du läufst doch schon ein Menschenalter vor mir her! Nun habe ich eine ganz komische Gesellschaft dazu gewonnen, die läuft ein Menschenalter hinter mir her! Mit ihnen allen aber muß ich mich vertragen, mit dir und mit ihnen. Und beides geht. Kann man da nicht lachen?"

Meine Frau fand, es ginge doch mit uns recht gut, und außerdem denke sie nicht immer an die Zukunft wie ich und an den Altersunterschied. Gewiß, es sei richtig, sie laufe ein Menschenalter vor mir her, aber das sei immer noch besser, als nachzuhinken, wie die Leute, die ich in der Vogtei gefunden habe. Leider habe sie sie nicht kennengelernt, außer der kleinen Ragild Sasborg. Diese aber sei sehr brauchbar, nur ein wenig verschüchtert. Ob die Männer denn gar nichts taugten?

Ich antwortete, das könne ich heute noch nicht sagen. Es handele sich fast durchweg um gelehrte Häufer, die ich in Orlin getroffen habe, und solche Gelehrten hätten fast immer einen Mangel, der gradezu natürlich zu nennen sei. Sie seien zu einseitig und für ein Leben der harten Tat wenig geeignet. Ich sei ja selbst solch ein Stubensitzer gewesen, ein Sternweiser, der seine Gedanken immer mehr bei Haarsternen und Raumwandlern, bei Nebeln und Sonnen gehabt habe, als bei den Menschen und den Dingen der Erde. Mir sei es allerdings in der harten Schule des Reichs-

grafen Framer von Akapana beigebracht worden, daß man die Nase hochtragen und die Augen offenhalten muffe, wenn man Wert darauf lege, ungeschoren durch das Leben zu kommen. Ich habe da eine Vorzugsstellung gegenüber den Männern in Orlin erworben. Auch habe ich auf der Seereise vom Gleicher bis in die Sturmbucht der Drudenmark den Steuermann machen müssen, und der Seewind lüfte die Gedanken recht durch! Wer weiß, wenn ich in Orlin gesesen hätte, wie die anderen …

„Dann hättest du den anderen das Genick gerade gestreckt“, lachte Katte. „Mache dich nicht kümmerlicher als du bist, mein alter Herzog! Wenn ich schon mitunter Furcht vor dir habe – und das ist bei einer Katte Hogger recht viel – so kann es nicht stimmen, was du von dir vermutest, wenn du in Orlin gewohnt hättest. Ich kenne dich nun besser.“

„So, du fürchtest dich mitunter vor mir?“, fragte ich belustigt und küßte sie unter der Lederkappe hinter das Ohr. „Wenn das wahr ist, so hebt es mein Selbstbewußtem nicht wenig.“

Katte nickte und beugte sich zu Lutbrand hinab:

„Sieh einmal, Junge! Steht dort am Waldrande nicht ein Wolf?“ Und während der junge Bursche eifrig mit seinen scharfen Augen den buschigen Waldrand zur Linken absuchte, ohne etwas finden zu können, warf Katte Hogger den Kopf zurück und küßte mich auf den Mund.

„Es war doch kein Wolf, Lutbrand“, sagte sie dann ruhig, aber sie atmete doch einmal tief auf.

Ich geriet in eine unendliche Heiterkeit und lachte, daß ich den Gaul anhalten mußte. Lutbrand sah zweifelnd und fragend zu mir auf und klopfte dem Pferd den struppigen Hals. Auch Katte tat erstaunt und schüttelte tadelnd den Kopf.

„Und da sagst du oft, wir jungen Frauen und Mädchen seien albern und lachten ohne Grund!“, meinte sie vorwurfsvoll.

Der Fall mit den Gelehrten in Orlin wurde meiner Mutter sofort nach Rückkehr in mein Zeltlager am See vorgetragen. Sie hatte trotz ihrer neunzig Jahre noch ein vorzügliches Urteil.

„Du mußt sie rücksichtslos anfassen, Godda“, sagte sie. „Du weißt selbst, daß du sie nicht mehr wegschicken kannst, wenn du sie einmal aufgenommen hast. Am Eisrande müssen einzelne Menschen untergehen, und erst recht dann, wenn ihnen die Tatkraft lahm ist. Diese Männer sollen gehorchen lernen, und das können solche Schriftgelehrten selten. Sie müssen wissen, daß Kattes Schießzeug bei Gehorsamsverweigerung nicht nur für Tiere da ist, sondern auch für unbrauchbare Menschen.“

Ja, meine alte Mutter kannte keine Schwäche, wenn es um mich und um die Sippe ging.

Die beiden Raben, die auf der Lehne ihres Sessels saßen und mit aufmerksamen Augen den Worten meiner Mutter zu folgen schienen, krächzten und flatterten mit den Schwingen, als stimmten sie ihr zu. Als ich das Zelt meiner Mutter verließ, flogen sie auf meine Schulter, so daß ich sie abnehmen und der Mutter zurückgeben mußte.

„Sie lieben dich schon, mein Godda, diese Weisheitsvögel!“, lächelte die alte Frau.

Herr Gerdung war nicht sehr begeistert, als ich ihm den Auftrag gab, als Zuchtmeister in die Vogtei Orlin zu gehen.

„Da komme ich ja in eine reizende Umgebung, Herr Herzog“, sagte er mit einem verzweifelten Lachen, denn ich hatte ihm die Lage so dargestellt, wie ich sie gesehen und erlebt hatte und wollte sie ihm nicht beschönigen.

„Ich versichere dir, die Umgebung ist in der Tat reizend“, erwiderte ich hinterhältig, weil ich an Ragild Sasborg dachte. Ich veränderte allerdings mein Gesicht dabei nicht, Katte aber tat einen kleinen Schnaufer und schlüpfte schnell aus dem Zelt. Sie war ein Kindskopf und lachte gerne, wußte aber, daß sie Herrn Gerdung nicht mißtrauisch machen durfte.

Der Ritter aber hatte sich schon mit der neuen Aufgabe abgefunden. Er bat mich nur, erst in zehn bis zwölf Tagen nach Orlin gehen zu dürfen, weil er mit der Winterversorgung unserer eigenen Gruppe noch reichlich zu tun habe. Die Leute in der Vogtei

säßen vorläufig warm und sicher. Ich sah es ein und schob seine Reise auf. Dann berichtete mein Freund, in meiner Abwesenheit sei ein Stoßzahn-Dickhäuter in die Grube gegangen, ein gefährlicher Bulle mit langen, wolligen Grannen am ganzen Leibe und mit gedrehtem Stoßelfenbein, daß es eine Wonne für den Jäger sein könnte, wenn die Art, den Riesen zu fällen, nicht so unedel sei. Es sei nicht ganz ungefährlich, in die Grube hineinzuschauen, denn der Dickhäuter passe scharf auf und fahre blitzschnell mit dem Rüssel zu, da er sich anders nicht wehren könne. Unsere Sippe aber benötige sein Fleisch für den Winter, und deshalb müsse das Tier irgendwie getötet werden. Es sei jetzt grade an der Zeit, weil es in den letzten Nächten schon gefroren habe. Von nun an werde wahrscheinlich jeden Tag Schnee fallen, und das Fleisch könne in Schnee- und Eispackungen gelegt werden, damit es nicht verderbe. Dieses riesige Tier erspare unseren Männern zwanzig andere Jagdzüge, die doch sehr viel Zeit in Anspruch nähmen und immer etwas gefährlich seien. Wir müßten aber die Zahl unserer Verwundeten möglichst niedrig halten, damit wir allesamt im nächsten Sommer reisefähig seien. Der junge Haburd läge noch immer an der Bißwunde, die ihm der Höhlenbär am vergangenen Vollmond beigebracht habe, und das sei schon drei Wochen her. Eine größere Zahl von Verletzten könnten wir auf unseren Fahrzeugen nicht mitnehmen, die ohnehin unzureichend seien.

„So müssen wir den Dickhäuter blenden und ihn dann mit einem Stoß der Lanze durch eine Augenhöhle zu Tode bringen“, sagte ich, obschon mir selbst bei dem Vorschlag grauste. Herr Gerdung schüttelte sich. Er gab aber zu, daß es nötig sei, so zu handeln, wenn er auch einige Zweifel am Erfolge habe. Das Tier würde trotz seiner Blendung dem Stoß nicht still halten, sondern den mächtigen Schädel drehen, so daß der Stoß nicht ins Leben dringen würde. Er habe einen anderen Vorschlag, der zunächst ebenfalls sehr grausam klinge. Er wolle den Dickhäuter in einer der folgenden Frostnächte einfrieren, so daß er den sanften Tod der Kälte erlitte. Es ließe sich ermöglichen, von einem höher-

gelegenen Bach aus Wasser in die Grube zu leiten. Es dürfe allerdings erst dann geschehen, wenn der klirrharte Frost einsetzte, wie er im vergangenen Jahre gewesen sei. Bis dahin wolle er den Dickhäuter mit Heu und mit Blättern füttern lasten. Das könne unsere Jugend besorgen, natürlich unter Aufsicht, damit das edle Wild nicht geneckt und gequält würde.

Ich äußerte Bedenken, weil ich nicht daran glaubte, daß Wasser selbst bei hartem Frost in der Grube erstarren werde. Es würde wahrscheinlich nur an der Oberfläche hart werden. Herr Gerdung aber meinte, dies würde genügen, mindestens dazu, den Kopf des Dickhäuters einfrieren zu lassen. In derartig gefesseltem Zustande könne eine scharfe Lanze schnell und leicht in das Gehirn des Willdes getrieben werden.

Ich mußte einsehen, daß es so gemacht werden mußte, aber ich hatte ein schlechtes Gewissen dabei, nicht minder wie Herr Gerdung auch, und wir kamen uns beide wie unritterliche Gesellen vor, als wir das beschlossen. Mein Freund führte mich zu der Falle, damit ich mir die Beute ansehen konnte.

Es war wirklich ein furchterregender Anblick, der sich mir darbot. Ich hatte solche Tiere in der letzten Zeit oft in freier Wildbahn gesehen und war ihnen immer aus dem Wege gegangen, weil ich die Waffen nicht hatte, um mit Aussicht auf Erfolg den Angriff zu wagen. Dieser Riese, der in unserer Grube saß, war mißtrauisch und sehr wachsam. Er stieß einen wilden Trompetenton aus, als wir uns näherten, einen Ton, der eine Gänsehaut hätte erzeugen können, wenn das Tier nicht so hoffnungslos fest in der tiefen Falle gesessen hätte. Es hockte auf der Hinterhand, offenbar weil es beim Sturz in die Tiefe einen Knochenbruch erlitten hatte. Es war eine unwürdige Quälerei, was ich da sah, aber es blieb uns nichts übrig, als so zu handeln. Wir hatten das Fleisch dieses gewaltigen Säugers unbedingt nötig, und darum mußten wir unweidmännisch und grausam sein. Ich konnte in der Tiefe den furchtbaren Schädel des urigen Wildes erkennen mit seinen lederteppichgroßen abgespreizten Ohren, dem schmalen, knochigen

Stirnteil und dem baumdicken, mit Wolle bewachsenen Rüssel, der ab und zu blitzartig aus der Grube auf uns zu schoß, um uns zu fassen.

Ja, hier blieb nur der Vorschlag des Herrn Gerdung übrig. Wir mußten den Riesen einfrieren und den Wehrlosen dann auf schmachvolle Weise mit der Lanze zu Tode bringen.

Das war immer noch menschlicher als die tagelangen Quälereien, von denen die Druden mir erzählt hatten die solche Tiere ebenfalls in Gruben fingen und sie dann mit Felsblöcken langsam zu Tode steinigten. Die Steinwaffen der Druden waren erst recht nicht geeignet, solche Großtiere schnell und ohne Grausamkeit zu erlegen.

Der Entschluß blieb. Ich brauchte das Fleisch nun doppelt nötig, da ich die Besatzung der Vogtei wahrscheinlich wenigstens zusätzlich ernähren mußte, um den Hunger aus der Festung fern zu halten, der früher in den Wintern oft Gast gewesen war. Dies mußte so lange geschehen, bis Herr Gerdung aus den Gelehrten furchtlose Jäger gemacht haben würde, die sich ihr Fleisch selbst aus der freien Wildbahn holten, wie es rechte Männer tun. Sie hatten es ja ab und zu getan, wie mir Gurtur Ase Sasborg erzählt hatte, aber sie waren keine Jäger und waren höchstens an Renwild herangegangen; an den gefährlichen Rothirsch oder gar den Höhlenbären hatten sie sich nicht herangetraut. Bei den Männern meiner kleinen Sippe war es, wenigstens für die Jungburschen, Ehrensache, daß möglichst ein jeder den Eber oder den Rothirsch allein mit dem Spieß anging, und die Erlegung eines Höhlenbären war der stolze Traum eines jeden rechten Jungmannes.

Diese Gesinnung verdankte ich, das wußte ich wohl, der harten, ritterlichen Zucht des Herrn Gerdung von Gaardepoort. Ich selbst hatte schon zweimal des Weidmanns Heil erlebt und hatte den Höhlenbären unverletzt bestanden, einmal allerdings, wie bekannt mit Frau Kattes und Herrn Gerdungs Mithilfe. Und eigentlich dürfte ich als Weidmann diesen Schuß meiner jungen Katte nicht erzählen, aber wir lebten am Rande des Nordlandeises und nicht

im blühenden Atlantis. Es änderten sich da die Auffassungen von Ehre nach zwei Seiten hin, sie steigerten ihre Anforderungen auf der einen und minderten sie auf der anderen Seite. Aber ich habe auf meiner langen Wanderung nach Hellas erkannt, daß diese Änderungen keinen Schaden an unserem Adel brachten, ja, daß sich ein neuer, harter und kühler Adel mit ungeschriebenen, unnachsichtlichen Gesetzen herausbildete, der den Forderungen einer unglaublich harten und bitteren Zeit entsprach.

Auch ich unterlag diesen neuen Gesetzen und hatte später Gelegenheit, in der schwersten Stunde meines Lebens, sie mit der Tat durchzustehen, wobei der uralte Bruder im All mir den furchtbarsten Streich spielte, den er sich ausdenken konnte. Ich zweifele allerdings daran, ich, der Erbe der freien Geister einer freien Zeit, daß der uralte Freund derartige Eigenschaften hat als sei er ein Mensch. Aber ich bin daran gewöhnt, menschlich von ihm zu sprechen, weil es die anderen auch tun, und ich würde vielleicht nicht verstanden werden, wenn ich so von ihm sprechen würde, wie ich es weiß.

Die freien Geister mit dem zehntausendjährigen Erbe in der Seele haben keinen Glauben. Sie kennen nur ein Wissen um die Gottheit, und Wissen ist mehr als Glauben. Aber da es auch mich mitunter freut, vom Göttlichen als von meinem Freunde zu sprechen, so möge mir der Namen des Uralten weiterhin ein vornehmes Recht sein, ihn zu kennen, aber ein stilles Recht, ihn zu wissen, ohne ihn zu nennen.

In einem Gehölz nahe der Grube standen drei Wölfe und starrten unverwandt zu uns herüber. Sie witterten wohl, daß hier eine todgeweihte Beute in der Falle saß. Ja, auch sie waren Räuber von Beruf, und wenn ich die Wölfe früher nicht gerade mit Hochachtung betrachtet hatte, so gestand ich mir ein, daß sie nicht anders waren, als ich nun geworden war. Ein Räuber um Beute, zur Stillung des Hungers und zur Mehrung der eigenen Macht. Ich ertappte mich auf dem Gedanken, daß dies rücksichtslose Niederwerfen des Widerstandes, das beinahe jeden dritten Tag zu

unserem Beruf gehörte, einen jähen Stolz in der Seele erzeugte, einen Hochmut gewissermaßen, den ich früher nicht gekannt hatte. Der hochgemute Stand der Seele wirkt sich bei wissenschaftlichen Erfolgen anders aus, mindestens weniger wuchtig und strahlend. Es fehlt bei der Wissenschaft des Geistes und seinem Siege der überwundene Gegner, der mit Pelz, Fang und Krallen vor uns liegt und unseren Fuß auf sich dulden muß. Bei allem Stolz aber war ich mir nicht darüber im unklaren, daß unser nordisches Geschlecht am Beginn einer neuen Kultur stehe, also mit den geringsten Mitteln von vorn anfangen müsse. Die wenigen Männer und Frauen, die aus dem allgemeinen Untergang gerettet worden waren, mußten schon in wenigen Jahrzehnten verschwunden sein, ohne die Möglichkeit zu haben, durch Unterricht der Nachommen die Erkenntnis und Hilfsmittel einer vergangenen hohen Kultur zu vermitteln und dadurch zu erhalten. War es doch schon in den ersten Jahren unserer Wanderung nicht mehr möglich, der heranwachsenden Jugend etwas anderes zu geben als grade die Muttersprache. Es war einfach nicht daran zu denken, sie im Lesen, im Schreiben, im Rechnen zu bilden, ihnen also die geringsten Grundlagen zu schenken, die früher selbstverständlich waren. Die langen Winternächte der Eiszeitgrenze hätten zwar dazu verlocken können, die Jugend zu schulen, doch verbot sich dieser Versuch schon durch den Mangel an ausreichender Beleuchtung, durch die Notwendigkeit, die Jugend in die dringendsten Arbeiten zur Erhaltung des Lebens und seiner einfachsten Bedürfnis einzuweisen. Kann sich doch niemand eine Vorstellung davon machen, welche Zeit nötig war, ein gewöhnliches Lederwams zu nähen, das man früher beim Schneider bestellte, oder ein Fell zu gerben, das man noch vor sieben Jahren in den Kulturmittelpunkten des Reiches in reicher Auswahl und in Sammlungen aus allen Ländern der Erde in sauberen, gut verwalteten Kaufläden erwerben konnte.

Das Nähen mit einem mühsam bearbeiteten Knochenstück, das die Form einer groben Nadel hatte und dessen Öhr man in tage-,

ja in wochenlanger Reibarbeit mit dem steinernen Schleifstift durch den spröden Knochen bohren mußte, erforderte unendliche Geduld und vielleicht größere Kunstfertigkeit, als die Handhabung der früher in Mengen hergestellten zierlichen Broncenadeln. Unsere Jugend mußte im Winter aus den Wollhaaren der Tiere Fäden drehen, sehr grobe Fäden nur, weil weder die Kunstfertigkeit bekannt noch die Geräte dazu vorhanden waren. Gewiß, wir hatten den tüchtigen Saland, der uns einen kleinen Webstuhl herstellte, der zerlegbar war und deshalb mitgenommen werden konnte, doch es war nur möglich, auf ihm sehr schmale Stücke Tuch zu weben, und das Zeug war dann so grob, daß man es nur mit Schaudern anziehen mochte. Wohl sprach man am Feuer von Atlantis, von der goldenen Zeit, und man hoffte auch noch auf Besserung unserer Lage, weil es doch nicht sein konnte, daß so alle Kultur vernichtet war! Ich aber wußte genau, daß wir in wenigen Jahren auf eine sehr tiefe Stufe der Menschheit absinken würden, und daß es wieder Jahrtausende dauern konnte, bis sich bei wachsendem Wohlstand und bei einer gewissen Beruhigung der Beziehungen der Menschen untereinander eine Neukultur herausbilden könne. Die wenigen Atlanter der versunkenen Zeit wurden dadurch immer einsamer. Das nachwachsende Geschlecht verstand uns nicht mehr. Es fühlte wohl die turmhohe Überlegenheit unseres Geistes und unserer Kenntnisse, es ließ sich willig von uns führen, weil es mit seiner natürlichen Klugheit einsah, wie gut die Sippe dabei abschnitt, aber die Kluft erweiterte sich mehr und mehr. Mir ging es jedenfalls so, daß ich im Laufe der Jahre mit einer abergläubischen Scheu betrachtet wurde, ja, daß man mich sogar fürchtete und doch zugleich liebte. Ich galt, und in dieser einfachen Umgebung mit Recht, als die Verkörperung der Weisheit einer versunkenen Kultur und als Inhaber und Verwalter von Kenntnissen vergangener Jahrtausende. Als ich mein Auge durch den Pfeilschuß des Cuzco auf der Platte der Festung Akapana in Aztlan verlor, erwarb ich im Fiebertraum die Klarheit über das Wesen und die Beschaffenheit des neuen Begleiters der Erde, des

Mondes. Ich wußte, daß ich nur im Fieber jenen wunderlichen Flug durch den kalten Garten des Alls zu dem neuen Stern geflogen war, aber da ich mitunter zu Herrn Gerdung und anderen Freunden mehr im Scherz als im Ernst geäußert hatte, ich habe für eine große Erkenntnis ein Auge hingegeben, so verbreitete sich die Sage in meiner Sippe, ich sei auch ein Herr der Himmelsräume und wisse mehr von Sternen und Sonnen, als ein Mensch von Fleisch und Blut wissen könne.

Wenn unsere fischenden Jungmänner, die für uns die Nahrung aus dem See mit dem wechselnden Wasserstand holten, leichtsinnig waren und ihr Fischereigerät am Ufer liegen ließen, so warnte ich mitunter und sagte, dann und dann, in dieser bestimmten Anzahl von Tagen, werde das Wasser steigen und sie sollten deshalb ihre Angeln und Netze rechtzeitig in Sicherheit bringen. Das Eintreffen solcher Warnung wurde mir als übernatürliches Wissen ausgelegt, weil es zuverlässig und natürlich immer richtig war. Daß ich den Umlauf des neuen Mondes inzwischen durch jahrelange Beobachtungen kannte und auch die Zeiten seiner Annäherung an die Erde und die seiner Erdferne, daß es sich also nur um eine Sternkenntnis handelte und dazu um eine sehr einfache, konnte der junge Nachwuchs nicht wissen und verstehen. Waren doch selbst die Männer, die Atlantis noch gesehen hatten, wie Herr Gerdung von Gaardepoort, der Stellmacher Saland, der Galeerenruderer Forsanti, der Bauer und Arbeiter Luhre keine gelehrten Menschen, sondern nur tüchtige, allgemeingebildete Handwerker und Kriegsleute, die mir in solchen Dingen auch nicht folgen konnten.

Solange meine hochgebildete alte Mutter lebte, war ich nicht ganz allein, aber auch sie genoß im Laufe der Jahre die Verehrung einer Seherin, weil ihre Weisheit für die Erhaltung der Sippe in ungezählten Fällen reichen Segen gebracht hatte. Als später meine Mutter gestorben war, lebte ich in wirklicher Vereinsamung des Geistes wie unter Fremden, die man zwar von Herzen liebt, an die man aber nicht herankommen kann, weil die Kluft zu groß ge-

worden ist. Sie hingen alle an mir, und ich weiß nicht, ob es Ausnahmen gab, aber ich glaube es nicht, und Katte Hogger als meine Frau und Herzogin überschüttete mich mit ihrer jungen Liebe, die von Jahr zu Jahr wuchs, statt zu schwinden. Aber auch Katte litt mitunter an einer dumpfen Furcht, wie sie mir einmal eingestanden hatte. Sie war an der Schwelle ihres Jungmädchendaseins aus dem Ring einer uralten Kultur herausgebrochen und unvermittelt in das Nichts einer zerstörten Zeit gestellt worden. Ihre Bildung war gering geblieben, sie war über die Schulwissenschaft ihrer Kinderzeit nicht mehr hinausgekommen, aber sie stand doch hoch über der der anderen, weil sie wenigstens schreiben und lesen konnte. Jedoch, was mich auf der Erde und an den Sternen bewegte, was ich dachte und sann, verstand auch sie nicht mehr. Sie war ein Kind der neuen Zeit, sie lief ein Menschenalter vor mir her, sie war ein Beginn aus den Tiefen menschlicher Kultur, und die Kluft zwischen ihr und mir war in dieser Hinsicht nicht zu füllen. Dafür war sie aber den harten Anforderungen der Not voll gewachsen, war zuverlässig und ehrenhaft, und sie war der Ansicht, sie sei vom Glück ganz besonders begünstigt worden, daß sie den alten Godda Apacheta gewonnen hatte, den einäugigen, etwas unheimlichen Gelehrten und Freund des Sternhimmels. Sie war vielleicht die einzige meiner Sippe, die es wußte, daß sich mit der Gottähnlichkeit des Weisen von Aztlan mindestens ein gutes Stück fröhlicher Menschlichkeit verband.

Der Winter fiel über das Land der Drudenmark.

Wie kurz, aber wie schön war der Sommer gewesen! Kaum drei Monate waren vergangen, da rieselte schon wieder täglich der Schnee vom grauen Himmel, da heulte der Sturm um das Winterlager, da schlich der erbarmungslose Frost von Norden her über die kahlen Wälder und schneebedeckten Matten. Nun kam die lange Nacht mit den wenigen aufgelichteten Stunden, nun kam das Verkriechen in der warmen Höhle, wie der Bär es tat, um sich durch die harten Zeiten hindurchzubringen.

Fast täglich ruckte die alte Erde in kurzen harten Stößen, gekne-

tet vom Flutzuge des neuen Mondes, dessen wechselnde Schwerkraft die Kruste unseres Sternes in ständiger Beunruhigung hielt. Mir fiel es fast nicht mehr auf, daß es so war, und auch die anderen schienen sich daran zu gewöhnen, wenn sich auch immer wieder die Köpfe gespannt hoben, sobald sich der Boden unter uns bewegte. Es war erstaunlich, mit welcher Entschlossenheit und fröhlichen Zuversicht alle die Menschen, für die ich sorgen mußte, dies Leben ertrugen. Der Zwang war ein vorzüglicher Lehrmeister! Sie kannten es nun nicht mehr anders. Aber sie wußten, daß ich sie eines Tages in wärmeres, südlicheres Land führen würde, wo der König auf uns wartete und die Sonne warm vom Himmel schien; wo die Eiszeit ihre kalten Arme nicht mehr hinstrecken würde und wo das große Ausruhen kam nach langer Entbehrung und schwerer Not. Das hatte ich ihnen zwar nicht versprochen, aber die Menschen verbanden mit dem Begriff Hellas ein gerettetes Stück des Reiches, ein Teil des goldenen Atlantis, der blühenden, sonnenbestrahlten Heimat und hofften unentwegt auf Hellas.

^ber mir zogen die Singschwäne nach Süden.

Wie metallenes Sausen klang es von ihren ausgebreiteten Schwingen. Die schönen Tiere verließen wieder einmal ihre Heimat, um im folgenden Sommer zurückzukommen, unentwegt und treu, und wenn es nur für einen kurzen Sommer war, den sie am Rande der Nordlandvereisung verbringen durften.

O ihr Singschwäne von Thule!

DER ROSENSTEIN

Ein geballter Schneesturz ist Godda Apacheta geworden, eine Eiswalze, wie sie von den Schroffen des Alpengebirges niedergeht, au dessen Fuß wir weiter wanderten, nach Osten, nach Nordosten, dem fernen Ziele zu, dem Lande Hellas. Ein Sammler ist der Sternweise von Aztlan geworden, ein Wahrer des Alten und Schöpfer des Neuen. Wie eine Schneewalze war in den letzten sieben Jahren das kleine Volk angewachsen, je weiter es wanderte, und ich sammelte die Trümmer am Wege, die aus dem großen Schiffbruch der Menschen liegengeblieben waren. Meine Mittel waren Gewalt und freundliche Überredung, je nach dem, doch gelang es mir, je stärker ich wurde, immer häufiger auf die Gewalt zu verzichten.

Nicht ohne schwere Opfer war das immer abgegangen! Herr Gerdung von Gaardepoort verlor den rechten Arm und hatte es lernen müssen, mit der Linken zu fechten, mein alter Zimmermann Saland war gefallen, Gurtur Ase Sasborg, der Burgherr von Orlin im Drudenlande, verlor ein Bein bis ans Knie, saß aber von der Zeit seiner Genesung an wieder im Sattel wie vordem und war ein tapferer Fechter geworden, ein ehrenhafter und tüchtiger Mann, ohne Untergangsstimmung und ohne Tadel. Der Kampftod hatte manche schwere Fehlstelle in unserem kleinen Wandervolk gebracht, aber die Verluste wurden mehr als ausgeglichen durch den wachsenden Zustrom, den wir auf dem Wege nach Hellas erhielten. Ganze Gruppen bis zu dreißig und mehr Menschen atlantischen Blutes stießen zu uns, sogar mehrere kleinere Gemein-

schaften von Frauen, die sich zu Kampfverbänden zusammengeschlossen hatten, um nicht durch Raub von einer in die andere Hand zu geraten! Ich behandelte diese Frauen mit einer ausgesuchten Ehrfurcht, weil ich mit Recht eine adlige Gesinnung bei ihnen vermuten durfte. Ich gab ihnen natürlich volle Freiheit der Wahl, wie sie alle Frauen meines Volkes hatten, und sie wurden in gar nicht langer Zeit unsere Freunde und heirateten, obschon sie in ihrer Kampfgruppe, als sie noch selbständig war, das Gegenteil gelobt hatten. Auch in späteren Jahren traf ich auf solche Verbände, die nur aus Frauen und Mädchen bestanden – die Hellenen nannten sie Amazonen – und es gab auch Kampfverluste im Hader mit ihnen. Ich denke mit Bewunderung an ihre Tapferkeit, die aus dem Gefühl geboren war, daß es eine Grenze gäbe, über die hinaus eine Frau Schmach und Vergewaltigung nicht mehr dulden dürfe. So hatte auch Katte Hogger gedacht, als ich ihr auf dem Eise vor der „Windbirge“ begegnete.

Im achten Jahre unserer Wanderung entschloß ich mich, vom Fuß der Alpen aus nach Norden zu ziehen, und zwar geschah dies nach einer gewonnenen Schlacht gegen Teutenvölker, die sich in größeren Gruppen zusammengeschlossen hatten und die ihre Burgen aus dem Wasser hatten, in großen Seen und Flußläufen, die von den Gewässern der Eisströme des Alpenlandes genährt wurden. Diese Burgen standen auf Pfählen, und die Bewohner hatten sich zu einer recht hohen Kultur emporgearbeitet, was in der Kürze der Zeit, die ihnen nach dem Unglück der Erde zur Verfügung gestanden hatte, bewunderungswürdig war.

Ich wurde mitten im Sommer auf der Wanderung angegriffen, erst von kleinen Gruppen, deren Kampfwucht mir zu denken gab. Gleichzeitig aber wuchs auch mein Mißtrauen, so daß ich später nicht mehr überrascht werden konnte, als meine auf fast zweihundert nordische Männer angewachsene Kriegsmacht von etwa der gleichen Zahl Teutenmänner angefallen wurde. Gerdung hatte mit meiner Zustimmung Frauen atlantischen Blutes geraubt und auch einige gefangene Teuten eingebracht. Auf friedliche Verstän-

digung war aus diesem Grunde nicht mehr zu rechnen, an ein Ausweichen wegen meines ungeheuren Trosses von Frauen und Gepäck, von Gerät und Lebensmitteln nicht zu denken, deshalb ließ ich mich auf den ersten großen Kampf ein, der für den Bestand des Volkes entscheidend sein konnte. Führung und Manneszucht bei den Meinen errangen den Sieg und führten achtzig nordische Männer in meine Gefangenschaft, unter ihnen auch eine Anzahl Atlanter. Auch die Beute an Frauen und Kindern war sehr groß. Willkommen waren mir besonders die Wagen und Schlitten, die auf ein recht gut entwickeltes Handwerk bei dem Gegner hinwiesen.

Ich begnügte mich mit dem errungenen Erfolge, weil das Land nördlich der Alpen sehr volkreich zu sein schien. Eine zweite Schlacht konnte mir den Untergang bringen, weil ich wegen der Gefangenenbewachung dann nicht alle Männer in die Gefechtslinie bringen konnte. Ich wich deshalb nach Norden aus, um näher an die Eisgrenze zu gelangen. Dort würde ich nicht mehr unter der ständigen Bedrohung einer aufgerüttelten Bevölkerung stehen, die ebenso wie ich entschlossen war, ihren Lebensanspruch mit der Waffe zu beweisen. Außerdem handelte es sich hier am Alpenrand um die Reste einer starken, kampfgewohnten Gruppe nordischer Menschen, die zum Teil noch, wie die meine, mit Waffen atlantischer Herkunft ausgerüstet waren. Meine Männer verstanden nicht recht, warum ich nach errungenem Siege an die Eisgrenze ausweichen wollte. Sie hofften auf noch reichere Beute und hätten darum gerne noch einen großen Waffengang gewagt. Einige der neu hinzugekommenen Jungmänner versuchten, mich deshalb zur Rede zu stellen. Ich mußte blitzschnell durchgreifen und zum ersten Male in unserer fast achtjährigen Wanderung fünf Todesurteile vollstrecken lallen.

Meine alte Mutter, mit der ich von meinem Entschluß sprach, fünf Jungmänner enthaupten zu lassen, sagte. „Katte soll sie erschießen.“ Sie dachte noch an die „Windbirge“ und an die erste Zeit unserer Wanderung. Ihre achtundneunzig Jahre lasteten

schwer auf ihr, und ich dachte oft mit tiefer Trauer an die Möglichkeit ihres Todes. Bei allen schweren Entschlüssen war ich daran gewöhnt, ihre Meinung zu hören, aber nun sah ich die Zeit kommen, in der ich ohne den Rat meines treuesten Lebensfreundes wurde auskommen müssen.

Katte Hogger hatte mir zwei Söhne geboren. Sie war eine strahlende, überglückliche Mutter und freute sich auf den dritten Sohn, den sie erwartete. Es würde nach ihrer Ansicht natürlich wieder ein Sohn sein, und sie behielt später recht. Katte machte sich übrigens nicht so große Sorgen um die Zukunft der Sippe, wie meine alte Mutter. Sie meinte:

„Lieber alter Herzog! Ich schenke dir fünf, und wenn du willst auch noch mehr Göttersöhne und Eiskönige, Herzöge und Schwertritter. Was du mit ihnen und den anderen unseres großen Volkes machst, weißt du doch nur allein. Du tust immer, was du für richtig halst, und bisher ist es auch immer richtig gewesen. Was du als Recht erklärst, ist Gesetz der Sippe, und so soll es bleiben. Wenn es anders wäre, kämen wir nie nach Hellas. Ich habe inzwischen eingesehen, wie lange solche Wanderung am Eisrande dauern muß, daß wir im Jahre kaum zwei volle Monate zum Wandern haben und den dritten Sommermonat jedesmal zur Vorbereitung für den Winter brauchen. Du wußtest das alles zuvor, und es ist gut, daß wir es nicht gewußt haben. Mir tun die fünf Jungmänner von Herzen leid, weil du sie töten willst, denn es sind schöne starke Burschen, aber sie müssen weg von der Erde, weil ich keine Lust habe, eines Tages meine Söhne zu verlieren nur dadurch, daß du zu weich gewesen bist. Ich habe selbst einen Sohn ermordet. Das war sehr schwer, mein Godda; du weißt nicht, wie schwer es war, und ich Wünsche dir das Leid nicht, das im Herzen bleibt, wenn die Jahre es auch mildern. Du wirst es nie nötig haben einen Sohn zu erschlagen, weil du zur rechten Zeit unerbittlich und hart sein kannst.“

Als Katte Hogger das zu mir sagte, saß sie auf einem Holzsessel mit hoher Herzogslehne auf einem Wiesenhang. Im Grunde des

Tales lagerte meine Sippe wie ein riesiger Heerhaufen an einem Flüßchen, und das Führerzelt, das mit erbeutetem roten Seidenstoff ausgeschlagen war, stand weit offen, um die Sommersonne hineinzulassen. Im Zelt lag meine alte Mutter auf einem schönen weichen Bett, das ihr Saland noch angefertigt hatte, ehe er im Kampfe fiel. Sie hörte schweigend zu, wie ich mit Katte sprach. Die Mutter schwieg in den letzten Jahren immer mehr. Sie wollte wohl still aus der Welt gehen. Nur wenn ich sie fragte, gab sie kurze und harte Antwort, weil es sich fast immer um Entschlüsse zur Härte handelte, wenn ich ihren Rat erbat.

Meine kleinen Söhne spielten mit den Hunden auf dem Wiesenhang. Sie schossen mit kleinen Bogen ihre Pfeile in die Weite, und die Hunde mußten ihnen die Stäbe unversehrt wieder zurückbringen und mit erhobenen Pfoten überreichen. Die Raben meiner Mutter beteiligten sich an dem Spiel und versuchten, den Hunden die Stäbe wegzunehmen. Das war sehr komisch, besonders dann, wenn es ihnen gelang, und das Gelächter und der Jubel der Kinder klangen rein und hell über den Wiesenhang, so daß auch meine Mutter lächelte. Wenn die Raben wegen ihrer Keckheit allzusehr von den Kindern und den Hunden gezaust wurden, so flüchteten sie auf meine Schultern und sahen stolz und frech auf die springenden und kläffenden Hunde hinab, die sie zu erreichen suchten, aber höhere und entscheidende Sprünge aus Hochachtung vor dem Herzog Godda Apacheta doch nicht wagten.

Die Kinder hatten es an solchen Sommertagen sehr gut. Die Knaben waren herrlich gepflegt und so sauber, wie Kinder sind, wenn sie zum Spielen entlassen werden. Wie sie nachher aussahen, will ich nicht beschreiben, weil sie immerhin die Knaben des Sternweisen und Herzogs Apacheta waren.

Katte Hogger hielt meinen schwarzen Gelehrtenmantel auf den Knien, den Mantel, den meine Königin fünf Jahre lang getragen hatte. Dies verschlissene Kleidungsstück war eine schmerzliche Erinnerung. Auch Herr Gerdung von Gaardepoort sah es nicht gerne. Er hatte mir den Mantel in Aztlan abgenommen in der

Annahme, ich sei gefallen, und hatte ihn Atlanta Framer als Andenken an den toten Sternweisen von Aztlan gebracht. Dann hatte Atlanta mir den Mantel wiedergegeben, aber die fünf Perlen auf dem Brustschild, die Abzeichen meiner Würde als staatlicher Sternweiser, waren verloren gegangen.

Nun saß Katte Hogger in der Sonne des Nordsommers und nähte mit roten Wangen ihre eigenen Perlen an den alten Seidenmantel, der verschlissen und häufig gestopft war und eigentlich kein richtiger Mantel mehr war. Aber meine Frau wünschte es sehr, daß ich ihn im Sommer trug. Sie meinte, die schwarze Seide sähe sehr vornehm aus, und ich ginge so schlank und rank darin einher, daß ich von rückwärts gesehen wie ein jugendlicher Held aussähe. Als sie das sagte, hob sie das glatte, blühende Antlitz zu mir auf und lächelte.

„Wo jetzt die Sonne gerade auf dein Gesicht scheint, auch von vorn“, meinte sie. Sie hielt es aber für gut, mir wegen dieser ehelichen Bosheit den roten Mund hinzustrecken, der in solchen Fällen immer als vollwertiger Ausgleich dienen mußte. Katte Hogger war sechsundzwanzig Jahre alt, und ihre liebliche Frische machte für mich jedes Wort, das sie sprach, und jede Handlung von ihr zu einem liebenswerten Erlebnis. Daß ich noch einmal eine Frau so stark und innig lieben könnte, hatte ich nicht geahnt, aber es war nötig, daß ich diese Liebe besaß, weil mein Leben als Herzog sonst sehr hart gewesen wäre. Katte und die Knaben knüpften mich persönlich an mein kleines Volk – Katte nannte es ein großes Volk – und durch sie und die Kinder fühlte ich eine verwandtschaftliche Verbundenheit mit jeder der Familien, die mit mir nach Hellas wanderten.

„Ragild Sasborg wird Herrn Gerdung nächstens auch einen Knaben schenken“, erzählte Katte, was ich schon lange wußte. „Bisher hat der Ritter nur ein Mädchen. Knaben sind heute wichtiger.“

Das stimmte. Es waren in den letzten Jahren so viele Mädchen herangewachsen oder durch Beute an uns gekommen, daß wir

einen Überschuß an Frauen hatten. Dazu waren nun die gefangenen Mädchen und Frauen von der Nordgrenze der Alpen gekommen. Die Männer, die sich nach der Schlacht hatten ergeben müssen, waren fast durchgehend Jungleute, die noch nicht verheiratet waren. Wenn diese sich später in mein Volk eingewöhnt hatten und lebendige Teile unserer großen Sippe geworden waren. so hatten sie sogar eine Auswahl, und gerade solche Wahlmöglichkeit hielt ich für wünschenswert. Katte Hogger stichelte an den Perlen. Sie hatte sie durchbohrt, und ich ahnten welche Arbeit das gewesen sein mußte. Viele Wochen mochte sie dazu gebraucht haben! Aber ihr alter Herzog sollte erhaben, und, wenn es einigermaßen anging, auch schön aussehen. Ich beugte mich über meine Katte und küßte ihre blonden Flechten, die sie um den Kopf gewickelt hatte.

„Ich brauche einen Namen für deinen dritten Sohn“, sagte Katte. Ich dachte nach. Eigentlich war dazu ja noch Zeit, aber warum sollte man nicht über die Namen nachdenken, die man seiner Nachkommenschaft geben wollte? Der älteste Junge, der nun vier Jahre alt war, hieß wie der König, nämlich Balder, mein zweiter, ein Bübchen von drei Jahren, hatte den Namen Lund erhalten, wie der Vater der Katte Hogger genannt worden war, und der erwartete dritte Sohn sollte Ruder heißen, wie mein alter Baumeister und Bildhauer in Aztlan.

„Ich will nun endlich einen Godda haben“, widersprach mir Frau Katte. Ich konnte ihren Wunsch verstehen, aber ich fürchtete ihn sehr, weil ich den Namen nicht noch einmal vergeben wollte.

Daß ich schon einen Sohn dieses Namens hatte, durfte ich Katte nicht sagen. Ich war dem König zu unverbrüchlichem Schweigen verpflichtet. Es gab keinen Sohn des Apacheta und der Königin Atlanta Framer, es gab nur den Thronfolger Godda Acora, den Sohn des Königs. Ich wurde fast immer rot, wenn Katte wegen meines Namens fragte.

„Du, da stimmt etwas nicht“, sagte sie mißtrauisch. „Warum willst du einem deiner Söhne deinen Namen nicht geben?“

„Ich muß erst den König fragen“, sagte ich kalt. „Der König hat seinem eigenen Sohn meinen Namen gegeben. Ich kann nicht ermessen, ob er damit einverstanden ist, daß ich nun auch einem meiner Söhne diesen Namen schenke. Es wäre jedenfalls sehr unhöflich und unritterlich, wenn ich es täte, ohne ihn zu fragen.“

Wenn ich auch nicht grade log, so kam ich mir doch wie ein Lügner vor. Es war eine schwere Last, daß ich grade meiner Frau von meinem Sohne Godda nichts erzählen durfte. Hier ging aber die Königsverpflichtung vor. Ich schwieg.

Hinter mir, vor dem Führerzelt, knatterte das blaue Banner mit dem silbernen gehakten Kreuz im Winde. Ich führte die Reichsflagge mit dem Recht des königlichen Lehnsmannes.

Ich sah mich um. Nein, ich würde unverbrüchlich schweigen, was auch kommen würde. Mein König sollte sich in Godda Apachetas Treue nicht irren.

Die beiden riesigen Wachmänner, die unter dem Banner standen, reckten die Köpfe höher, als mein Blick auf sie fiel. Sie gehörten zu meinem ausgesuchten Führernachwuchs, den Herr Gerdung mit ritterlicher Härte heranzog. Gleichzeitig dienten diese jungen Menschen als Kernmannschaft für die Entscheidung in Gefechten, eine Einrichtung, die ich aus dem Heere des Reichskönigs kannte und die sich gut bewährt hatte.

Sie mußten ihre Vorzugsstellung in schärfster Manneszucht und mit Leistung schwer erdienen. Aber sie waren stolz wie die Adler und hätten mit niemandem um des weicheren Lebens wegen getauscht.

Ich selbst rückte als Führer immer höher in die Einsamkeit. Nur vor größeren Entscheidungen sprach ich zu ihnen oder zum ganzen Volk. Das war vorläufig noch möglich, weil meine Stimme grade noch ausreichte, um von einer Menschenmenge von siebenhundert Nordleuten verstanden zu werden. Ich begründete dann die Entschließungen, die ich angeordnet hatte, vor oder nach der Ausführung, das war gleich, weil ich es für gut hielt, daß die Männer immer wußten, um was es ging, und warum die unnachsicht-

liche Härte nötig sei, die ich ihnen auferlegen mußte. Ich erklärte ihnen, daß sie nur so die stolze Freiheit in der Notzeit der Wanderjahre sich erhalten könnten, nämlich die Freiheit des ganzen Volkes und die Gewißheit, ans Ziel zu gelangen gegen alle Widerwärtigkeiten des Schicksals. Nur der könne Herr seines Lebens auf der Erde bleiben, der beides mit scharfem Schwerte schütze, in Angriff und Abwehr, am besten aber immer im Angriff. Es handele sich bei uns nicht um eine Frage des Rechtes. Dieses liege allein durch unsere Gegenwart vor, sondern um eine Frage der Macht. Die Macht aber müsse erkämpft werden, weil sie nie verschenkt worden sei. Wenn hundertmal die alte Erde unter uns bebe und rüttelte, wenn die Eisriesen von Norden noch so hart und unerbittlich drohten, der freie Mann aus Thule stehe neben dem Bruder, dem Freund, dem Vater und erzwinge mit des Schwertes Spitze, was freiwillig nicht gegeben werde. Ich wolle lieber wie ein Gott frei und unabhängig der Erde meinen Willen aufdrücken, und dabei hart und voller Gefahren leben, als ein Knecht anderer sein, und dafür ein behagliches Dasein eintauschen. Und so wie ich dies wolle, der ich alt sei und vielleicht deshalb einen Anspruch auf stille Beschaulichkeit habe, so erwarte ich es doppelt und dreifach von ihnen, die jung seien und Entbehrungen leichter tragen könnten als alte Männer.

„So, Herr Herzog!", pflegte dann Herr Gerdung zu mir zu sagen. „Nun hast du mir wieder einmal geholfen und ich werde es für viele Monate sehr leicht mit den jungen Burschen haben. Du bist ein Zauberer des Wortes. Godda Apacheta, der Sternweise von Aztlan, rückt selbst an die Sterne, die er so lieb hat. Mit dir kommen wir nach Hellas und bringen dem König zweitausend Menschen mit, Menschen, die nordischen Blutes sind und die hartgeschmiedet am Eisrande von Thule den neuen Adel des Volkes gründen werden."

Ich war der Ansicht, daß zu solchem neuen Adel noch viel mehr gehöre, als ich den Männern in der Notzeit des Nordwinters geben konnte, aber warum sollte ich meine Freunde mit solchen Gedan-

ken belasten? Heute galt es, durchzustehen und die Macht zu erringen. Wann sich eine neue adlige Kultur bilden würde, wußte ich nicht. Aber jede größere Kultur hat wohl mit der Macht begonnen. Erst in ihrem Schatten, im Schatten der Schwerter, würde die Blume der Kultur erblühen.

Bis dahin aber würde noch manches Jahrhundert, vielleicht sogar manches Jahrtausend vergehen müssen. Der Abstieg erfolgte immer schneller als der Aufstieg. Mitunter nahm ich es an mir selbst wahr, wie gründlich und ohne namhaften inneren Widerstand ich zum Raubtier geworden war. Ich wunderte mich auch nicht, daß andere es ebenfalls waren, blieb allerdings gerecht genug, den anderen dies zuzubilligen, wenn ich auch meinen eigenen Raubwillen dagegen setzte und auch setzen mußte. Die uralte atlantische Kultur war bis auf wenige und geringfügige Reste so gründlich zerstört, baß ein Anknüpfen an sie nur in den seltensten Fällen möglich war. Ich hatte erwartet, daß in den Lebensinseln der Eiszeit innerhalb der Gebiete nördlich der Alpen eine einigermaßen fest gegründete Kultur noch vorhanden war, mußte aber einsehen, daß der Macht- und Verzweiflungskampf, der seit zwölf Jahren in diesen Gegenden tobte, daß die Beutezüge hungernder Horden und Flüchtlinge aus den vereisten Gebieten Thules auch hier schonungslos vernichtet hatten, was so wichtig gewesen wäre zu erhalten. Wohl hatten sich in den Ländern nördlich der teutischen Alpen Gruppen zusammengefunden, die gut geführt wurden, vermutlich auch von älteren Männern, die sich der atlantischen Staatsführung noch erinnerten. Es stellte sich aber heraus, daß die Macht des Reiches in diesen Gegenden, denen ich gerade auswich, immer sehr locker gewesen war. Fokke Paliso, mein Vermessungsbeamter aus Orlin, konnte da aus eigener Erfahrung sprechen, da er das Teutenland bereist hatte. Die bäuerliche nordische Bevölkerung, die hier saß, und die aus Druden und Teuten bestand, also rassisch recht gut war, hatte schon immer einen starken Hang nach Unabhängigkeit auch gegenüber dem Reich gezeigt, und das Reich war klug genug gewesen, diesen wertvollen

Rassen nicht aufzuzwingen, was sie nicht haben wollten. Dafür lohnten diese Rassen die Zurückhaltung des Reiches mit einem vertrauensvollen Handel, der sich auf Ausfuhr von Lebensmitteln und Häuten, von Farbstoffen und ein wenig schwarzem Brennstein, von Metallen und Salz beschränkte und der als Gegengabe eine Einfuhr von fertigen Gegenständen aller Art erhielt. Nun war dieser Verkehr jäh unterbrochen. Die sofort einsetzenden Raubzüge und Kleinkriege aller gegen alle vernichteten in wenigen Jahren, was der Handel aufgebaut hatte. Dafür waren die Teuten aber weniger abhängig von unserer Kultur und hatten es daher schnell fertiggebracht, sich trotz der Verwirrung bald zu größeren Gruppen zusammenzuschließen, deren Kriegsmacht ich noch vor kurzem bewundern gelernt hatte. Allerdings reichte die innere Wucht ihrer Führung nicht dazu aus, uns zu verfolgen, wie ich anfangs gefürchtet hatte. Sie waren offenbar froh, daß ich mit meinem rücksichtslosen Heerhaufen gegen Norden verschwand.

Offenbar hatten sie schon vor unserem kriegerischen Zusammentreffen eine abergläubische Furcht vor meiner Gruppe oder vielmehr vor meiner Person gehabt, denn die Gefangenen sagten aus, es sei das Gerücht bei ihnen umgegangen, ein Göttersohn mit übernatürlicher Macht, der von den Sternen stamme, werde in ihr Land einbrechen und alles zerstören, was er auf seinem furchtbaren Wege fände. Da war es viel an Tapferkeit, daß sich die Menschen zum Kampf gestellt hatten. Ich war regelrecht stolz auf solche Feinde, die meines Blutes waren. Das war nordische Art, auch die Götter nicht zu fürchten, sondern gegen sie anzugehen ohne Hoffnung, nur um der Ehre willen. Und ich bat Herrn Gerdung, sich der Gefangenen besonders anzunehmen, bei ihrer Behandlung jede Kränkung zu vermeiden und sie so bald als möglich als vollwertige Mitglieder meinem Volke einzureihen.

Unter diesen Umständen konnte ich meine Absicht, bis an die Eisgrenze zu wandern, um dort unbehelligt von jedem Feinde das Winterlager zu beziehen, abändern. Das war mir sehr lieb, denn ich wollte unter allen Umständen am Ostrande der teutischen

Alpen nach Süden abbiegen, um auf gleicher Marschrichtung Hellas zu erreichen.

Fokke Paliso machte mir einen Vorschlag. Er warnte davor, noch einmal in die gleichen Gegenden einzubrechen, in denen ich soeben heftigen Widerstand gefunden hatte, er riet mir aber, das sogenannte Erzgebirge zu überschreiten, das nicht sehr hoch und mit Wald bestanden sei. Es schließe einen weiten, ländergroßen Talkessel beinahe im Kreisrund ein, und man könne an seinem Südende an die Donau gelangen, auf diesem Flusse aber viele Tagereisen weit talwärts fahren. Ich habe ja aus der Vogtei Orlin tüchtige Bauleute zur Verfügung, die Herren Tormun und Ragmut, die die Entwürfe für die Fahrzeuge mit Leichtigkeit geben könnten, und die auch imstande wären, die Durchführung der Bauten zu überwachen. Diese Männer hätten mir schon bewiesen, daß sie tüchtig und brauchbar seien, denn ich sei bei der Anlage der Winterlager für mein Volk immer mit ihnen zufrieden gewesen. Auch er selbst werde seine Kenntnisse gerne zur Verfügung stellen, da er auf seinen Vermessungsreisen öfters Flüsse befahren und im Bau von Schiffen und Flößen große Erfahrung gesammelt habe. Vermutlich sei die Donau durch die Schmelzwässer aus den Alpen an ihrem Quellgebiet sehr wasserreich und reißend. Deshalb müßten die Fahrzeuge fachgemäß und fest gebaut werden. Glücklicherweise habe unser Volk nun die Köpfe und Fäuste in größerer Zahl, um das durchzuführen, was kleineren Gruppen und Horden nicht möglich sei.

Ich sah mir die Sache auf der Karte an und beschloß, im folgenden Jahre während der beiden Sommermonate an die Waldberge des Erzgebirges heranzugehen, sie aber erst im darauf folgenden Sommer zu überschreiten. Ich wußte aus dem Zustand der Alpen, die völlig unter Eis begraben lagen, daß auch das Erzgebirge ähnlich aussehen mochte, dennoch wollte ich zum ersten Male den Versuch wagen, ein größeres Gebirge mit einem ganzen Volk nebst Frauen und Kindern zu überqueren. Ja, mein Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Meinen war sehr groß geworden, und

ich dachte mit Stolz daran, daß die Zeit immer näher kam, da ich das Meer Mitteland erreichen und dann versuchen wollte, irgendwo meinen König zu finden. Der König war zuverlässig und treu. Nie hatte ich einen ehrenhafteren Freund besessen als diesen adligen Mann. Wenn ich zu Schiff die Dreiecksinsel im Thyrrenischen Meer erreichte, so war ich gewissermaßen am Ziel, denn dort erwartete mich die Nachricht des Herrschers, wo er sich aufhalte. Wenn ich dies feste Vertrauen zu meinem König nicht gehabt hätte, so wäre meine Treuefahrt nach Hellas eine Torheit gewesen. Die Lebensinseln der Eisgrenze lockten mich oft, zu bleiben und ein Reich der Thulemänner zu gründen, das Aussicht auf Bestand hatte. Allerdings hielt solche Lockung vor der rechnenden Vernunft nicht stand. In den Lebensinseln der Eisgrenze gab es nur drei Monate Sommer, und von diesen waren Anfang und Beginn recht unfreundlich. Ich hatte in den Wanderjahren, die hinter mir lagen, es einmal erlebt, daß dem letzten Schnee des vergangenen Winters der des neuen fast unmittelbar folgte! Gewiß, es war eine Ausnahme gewesen, denn die anderen Sommer waren warm und sonnig gewesen. An einen regelrechten Ackerbau aber, der die Grundlage seßhafter Kultur ist, wäre auch in den guten Sommern kaum zu denken gewesen, weil es zu häufig geschehen mußte, daß die Ernte nicht eingebracht werden konnte. Dagegen hätte ich im großen Umfange Viehzucht treiben können, dazu natürlich Jagd, aber das bedingte wegen der Weideverhältnisse ein Wanderleben. Die unendlich langen und klirrharten Wintermonate fielen für das tätige Leben fast ganz aus. Nicht, daß ich es geduldet hätte, wenn eine stumpfsinnige Untätigkeit Platz gegriffen hätte, aber ich hätte ein Volk in derartigen drückenden Umständen nicht zu einer höheren Kultur führen können, wie es mein Ehrgeiz war. Die Vereisungsgrenze lag eben zu nahe, und die sommerliche Sonnenstrahlung kam gegen die mondbedingte Verdünnung der wärmenden Lufthülle über den polnahen Gebieten nicht auf. Die Länder, in denen man mit Aussicht auf Erfolg ein Volk für längere Zeit ansiedeln konnte, klagen eben doch viel weiter südlich. Thule

selbst war und blieb uns wahrscheinlich für Tausende von Jahren verschlossen. Schon deshalb mußte ich weiter wandern, auch dann, wenn meine Verabredung mit König Balder mich nicht dazu gezwungen hätte.

Als zwei Monate unseres Wanderlebens dieses Sommers vergangen waren, ließ ich das Winterlager schlagen. Holz stand uns in reichem Maße aus den Wäldern zur Verfügung, sowohl zum Bau der Unterkünfte als zur Feuerung. Ausgedehnte Jagdzüge sorgten für den Wintervorrat an Lebensmitteln und Pelzen, und die Talgründe hallten wider vom Hörnerklang und dem Gebell der Hunde. Bei der mit den Jahren stark angeschwollenen Volkszahl gab es allerdings gegen Ende der Winter immer Schwierigkeiten mit dem Brennstoff. Zu Beginn der kalten Jahreszeit wurde trotz meiner Mahnungen gerne verschwendet, namentlich von den neu dazu gekommenen Volksgenossen, und dann fehlte der Vorrat und mußte im strengen Frost draußen geschlagen und gesammelt werden. Nun hatten mir die beiden Fachleute für den Bergbau aus Orlin, die Herren Vaage und Galeta, mitgeteilt, daß wenige Tagereisen weiter nördlich, jenseits eines Waldgebirges von geringer Höhe das sogenannte rote Land läge, das bis tief in den Schoß der Erde hinein, und zwar bis in unbekannte Tiefen, zwischen mächtigen Lagern von Sandstein den schwarzen Brennstein berge, der früher einmal ein wichtiges Ausfuhrgut der Teuten gewesen sei. Die Kupferschmelzen des Reiches hätten sich dieses Brennstoffes bedient, der einen hohen Heizwert besitze und wenig Raum beanspruche. Dort, im Lande der roten Erde, lägen an manchen Stellen die Brennsteine frei zutage, so daß sie unmittelbar und ohne große Mühe gewonnen werden könnten. Sie hätten den großen Vorzug, daß sie auf Wagen und Schlitten leicht befördert werden könnten. Es handele sich um verhärtete pflanzliche Lager, in denen man mitunter Versteinerungen ganzer Blätter, ja auch von ganzen Baumstämmen finden könne. Dies Brennsteinlager habe früher an einer tief ins Teutenland einschneidenden Meeresbucht gelegen, die mit dem Nordmeere in Verbindung

gestanden habe. Heute allerdings, bei dem gesamten Rückgang des Ozeans auf der Nordhalbkugel der Erde, müsse dies ehemalige flache Meer trockenes Land geworden sein. Vermutlich sei es allerdings vereist. Sie schlugen mir vor, mit einem größeren Spähtrupp dorthin zu gehen, weil ein solcher ja sehr schnell reise und keinen wesentlichen Troß mitzuführen habe. Mein leichter, hundebespannter Schlittentroß sei so schnell, daß er fast mit den Reitern schritthalten könne. Zwanzig Hundeschlitten voll Brennstein würden als Ergänzung zu unserem Brennstoffvorrat genügen. Es sei möglich, daß wir mit dem Anbruch des Winters wieder zurück sein könnten.

Da mir der Vorschlag einleuchtete, so entschloß ich mich schnell, stellte einen starken Spähtrupp von ausgesuchten Männern zusammen und ritt mit ihnen nach Norden, während das Volk sich für den Winter vorbereitete. Als Führer der Sippe blieb Herr Gerdung von Gaardepoort zurück. Unter seiner sicheren Leitung durfte ich ohne Sorge sein, daß den Daheimgebliebenen etwas zustieße.

In meiner Begleitung befanden sich die beiden Bergbausachverständigen Vaage und Galeta, der Landmesser Fokke Paliso und als persönlicher Gehilfe der junge Lutbrand, der inzwischen zu einem tüchtigen Ritter herangewachsen war. In meinem Gefolge befanden sich sechzehn Reiter der Führerschule. Luhre hatte den Schlittentroß, der etwas langsamer voran kam als die Reiter, aber auch der Troß war schnell und beweglich, weil er mit Hunden bespannt war. Die Hunde hatte ich schnell schätzen gelernt. Sie waren eifrig und treu und zogen die Schlitten mit Begeisterung, auch über Land, auf dem kein Schnee lag. Es wurden jedesmal acht Hunde vor einen Schlitten gelegt, so daß die Last für das gesamte Gespann nicht zu schwer war. Auf den Schneestreifen der Nordhänge verursachte der Zug fast gar keine Schwierigkeiten, und die braven Tiere bellten dann vor Vergnügen, wenn das leichte Gefährt hinter ihnen herglitt, als sei es nicht vorhanden. Spähfahrten solcher Art waren für meine ausgesuchte Jungmannschaft eine

helle Freude. Schon die Möglichkeit, die Gäule traben zu lassen und nicht immer hinter oder vor den schneckenartig kriechenden Wagenzügen des Volkes herzutrotten, war eine Erholung und ein seltenes Glück. Für die Nächte führten wir pelzgefütterte kleine Zelte mit uns, in denen wir zu drei Männern dicht aneinandergedrängt übernachten konnten. Dagegen hatten wir unsere Schlafsäcke zurückgelassen, weil sie zu viel Platz im Gepäck eingenommen hätten. Gegen die Bodenfeuchtigkeit nahmen wir dünne Lederteppiche mit. Lebensmittel wurden in den Packtaschen der Pferde untergebracht, und im übrigen mußte die Jagd für frisches Fleisch sorgen. Ein kleines, kunstvoll gearbeitetes Reibefeuerzeug nebst Zunder sollte es ermöglichen, täglich Feuer zu haben. Ja, wir waren inzwischen schon etwas kultivierter geworden! Eine Gemeinde von zweihundert Männern und siebenhundert Frauen und Kindern hatte schon andere Hilfsmittel als eine winzige Wandergruppe von notleidenden Menschen.

Das Waldgebirge, das südlich dem Rote-Erde-Gebiet vorgelagert war, hatte schon Frühwinter, als wir es überschritten, und das war uns gar nicht unlieb, denn der Boden war meistens hart gefroren und ermöglichte ein schnelles Vorwärtskommen. Die Schlitten hatten es ebenfalls gut, weil fast überall eine ausreichende Schneedecke lag. Der kleine Troß holte uns Reiter daher jeden Abend ein, wenn wir die Gäule grade mit Pelzen zugedeckt und das Lager mit den kleinen Zelten aufgeschlagen hatten. Die Schlittenmannschaften Luhres schliefen unter den umgestürzten Fahrzeugen und klagten nie über Kälte, weil sich die Hunde jedesmal an die Führer schmiegten und mit ihrer Körperwärme für die nötige nächtliche Behaglichkeit sorgten. In unserem Raubtierdasein war die Spähfahrt zu den schwarzen Brennsteinen also ein angenehmer Ausflug.

Wir brauchten nur elf Tage, um das Ziel zu erreichen, das unter der sicheren Führung des Landmessers Fokke Paliso ohne Umwege gefunden wurde. Paliso war ein vorzüglicher Kenner der Bodenstoffe. Er hatte auf der Hochschule in Schoongard, einer Stadt

und Insel des versunkenen Reiches, die Prüfungen als Landmesser und Bodenforscher gemacht. Zwar hatte er sich vorwiegend auf die Bodenstoffe seiner Heimat Norrland hoch im vereisten Norden beschränkt, aber seine Reisen durch Teutenland hatten ihm auch hier reiche Kenntnisse vermittelt. Er kannte den schwarzen Brennstein und bestätigte die Angaben der beiden Herren Vaage und Galeta, daß es Stellen gäbe, an denen der Stein im Tagebau gewonnen worden sei. Ob diese Stellen heute allerdings eisfrei wären, könne er nicht sagen.

Im Waldgebirge fanden wir eine kleine Menschengruppe von wenigen Mitgliedern, Männern und Frauen, mit nur einem einzigen Kind, weil ihnen die anderen Kinder im vergangenen Winter gestorben waren. Es waren ältere Atlanter, aber so heruntergekommen und verwahrlost, daß sie Tieren ähnlicher sahen als Menschen. Sie stellten sich sofort mit verbissener Wut zum Kampfe. Unsere Annäherung hatten sie wegen des schalldämpfenden, weichen Schnees nicht gehört, und die bellenden Hunde, die uns hätten verraten können, waren noch fern. Die Leute waren zu verhungert und erschöpft, um den Willen aufzubringen, Wachen und Späher auszustellen. Sie wußten, daß sie Raubmenschen begegneten und waren entschlossen, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Ein abgemagerter, riesiger Kerl schleuderte einen Steinhammer gegen mich, und so hätte der Krieg eigentlich sofort ausbrechen müssen, wie wir es gewohnt waren. Meine Männer aber sahen mich zweifelnd an und lockerten nur langsam und widerwillig die Schwerter. Ein solcher Kampf schien ihnen doch wenig Ehre und Ruhm zu bringen. Ich freute mich über diese Regung nordischer Herzen und winkte den Fremden, zum Zeichen, daß ich den Hammerwurf nicht übelgenommen habe, zumal er mit leisem Dröhnen an meinem starke Schild abgeprallt war. Lutbrand zog die Lederhülle von meinem Banner und entfaltete es, damit die heruntergekommenen Leute sehen konnten, daß wir Reiter des Reichskönigs von Atlantis seien. Die Wirkung blieb auch nicht aus. Der Riese, der den Hammer auf mich geworfen

hatte, humpelte heran. Offenbar hatte er keine Zehen mehr. Er hob die Hand zum Gruß und ich erkannte, daß ihm auch einige Finger abgefroren waren, und daß die ganze Grußhand geschwollen und vereitert war. Mit solcher Faust konnte er allerdings keinen Steinhammer schleudern! Mit seinen tastenden, wankenden Schritten machte der große Mensch einen schrecklichen Eindruck. Er war in rohe Wolfspelze eingenäht oder eingebunden, seine Gestalt sah daher plump und unförmig aus. Der Kopf steckte in einer großen Fellhaube, die seitlich bis auf die Schultern abgeschlagen war, so daß man nur das verwilderte, bärtige Gesicht erkennen konnte, in dem die Nase fast ganz fehlte. Sie war jedenfalls abgefroren. Dieser Mann mußte Unmenschliches gelitten haben.

Ich forderte den Mann auf, sich mit den Seinen zu ergeben und die Waffen abzulegen. Das wollte er nicht. Er wolle lieber kämpfen und sterben, als sich fremden Menschen anvertrauen. Der Mann sprach ein recht gutes Atlantisch, mit norrländischer Wechselart, deshalb wandte ich mich an Fokke Paliso, der aus Norrland stammte und bat ihn, mit dem Fremden weiterzusprechen. Nun ging die Sache schon besser. Der Mann entsann sich dunkel des Namens des Landmessers, dessen Familie in Norrland bekanntgewesen war und viele Zweige besaß. Der Fremde stammte von einer Insel der Nordersee, hoch gegen das Polland Thules, und war ein Schiffsführer mit Siegel auf weite Fahrt. Das war ich auch, wenn auch ohne Siegel, denn ich hatte wirklich eine weite Fahrt auf der Königsgaleere gefahren und konnte auch ohne Prüfung und Siegel mich einen Schiffsführer auf weiter Fahrt nennen! Was der Fremde erzählte, klang glaubhaft, und seine Angaben waren sehr genau und sicher. Ich erklärte ihm, ich beabsichtige nicht, seine Ehre zu kränken, und er und die Seinen möchten immerhin ihre Waffen behalten. Ich wolle ihm helfen, da wir eines Blutes seien.

„Du führst die Flagge des Reiches, Herr Herzog“, sagte der Fremde mit einem Blick auf das blaue Banner mit dem silbernen gehakten Kreuz, das ehedem auf der „Windbirge“ geweht hatte.

Ich erklärte ihm kurz, wie das käme, und da faßte er Vertrauen. Und es geschah, was ihm sicher seit langer Zeit nicht mehr geschehen war, daß ihm die Tränen über den weißen, verfilzten Bart rannen. Meine Jungleute lächelten, aber sie bekamen sehr schnell ernste Mienen, als mein Blick sie traf. Sie schämten sich sofort, einen Mann ihrer Rasse, der in Not und Elend war, verlacht zu haben, und nun wetteiferten sie, den Gästen so viel Gutes zu tun, wie es eben möglich war.

Ich ließ das Lager schlagen und wartete auf den Schlittentroß, auf dem noch einige Ersatzpelze lagen. Lutbrand sorgte für ein mächtiges Feuer, das im Windschutze einer kleinen Schlucht entfacht wurde, und dann standen die armen, heruntergekommenen Landsleute staunend und ungläubig um die Flammen und hielten die eiternden Hände in die strahlende Wärme, obschon dies Verfahren bei Frostschäden schädlich sein soll. Ich hinderte sie diesmal aber nicht daran, denn viel schlimmer konnten ihre Frostwunden dadurch nicht mehr werden. Sie heulten aber allesamt, so daß auch wir ergriffen waren. Das einzige noch vorhandene Kind, ein zehnjähriger Junge mit alten, vergrämten Zügen, der wie die Erwachsenen an allen Gliedern Frostschäden trug, wurde von meinen Männern sofort eingekleidet, wenn es auch etwas seltsam aussah, wie der kleine Kerl in den zusammengestückten Männerkleidern umherhumpelte. Dann bekamen die Fremden gebratenes Fleisch, gemahlene Bucheckern in Suppe und breiartiges Wildgemüse, dazu Brot aus erbeutetem Magerkorn, eine Seltenheit, die wir aber gerne hingaben, um das Vertrauen der Gäste zu erringen.

Ich hätte die Angliederung dieser kleinen Menschengruppe an mein Volk wegen der Geringfügigkeit der gewonnenen Zahl nicht erwähnt, wenn unsere Gäste nicht ein Schicksal erlitten hätten, das mehr als merkwürdig genannt werden muß. Der Schiffsführer, der den Namen Wulf Quaden hatte und der ein leidlich gebildeter Mann war, erzählte, er habe vor dreizehn Jahren mit seinem Frachtschiff „Ragnir“ an der Flachküste des Roten Landes, gar nicht weit von der jetzigen Lagerstelle meines Spähtrupps ent-

fernt, schwarzen Brennstein geladen und sei im Begriffe gewesen, nordwärts zu segeln, um die Fracht zu einem Hafen in Vinland zu bringen, wo die Kupferschmelzen Bedarf an solchen Steinen gehabt hätten. Bei Ausbruch der Erdbeben, die auch ihm deutlich gezeigt hätten, um welches erdumspannendes Unglück es sich handeln mußte, sei in wenigen Tagen das Wasser der Nordersee, in deren südlichster Bucht sein Schiff an der Küste des Roten Landes gelegen habe, weggegangen, und seine Galeere habe dadurch bald auf dem Trockenen gelegen. Zuvor aber sei sie ein beträchtliches Stück von der ablaufenden Flut mitgezogen worden, so daß er schließlich auf einer weiten Ebene, deren Grund aus weißem Sand bestanden habe, sitzen geblieben sei. Er habe eine Schiffsbesatzung von vierzehn Seeleuten gehabt und dazu einige Familien, die gegen geringes Entgelt mit nach Vinland hatten reisen wollen. Das Schiff sei für die weite Fahrt nach Vinland, die fast um den halben Erdball herumführe, wie ich wohl wisse, reichlich mit allem versehen gewesen.

Ja, ich kenne Vinland, erwiderte ich, wenn ich auch nicht persönlich dort gewesen sei. Dort läge ja der magnetische Pol der Erde.

Nun sei bald die Vereisung eingetreten, fuhr Wulf Quaden fort. Schnee sei gefallen, und in welchen Mengen das geschehen sei, wisse ich aus eigener Erfahrung, wie er wohl annehmen könne. Aber das alles habe der kleinen Besatzung des „Ragnir“ nicht geschadet, denn sie sei an Bord gut aufgehoben gewesen und habe sich mit den Jahren daran gewöhnt, über den ehemaligen Meeresboden der Norderseebucht zum früheren Küstenland der Roten Erde hinüberzugehen, um Wild zu schießen und um Früchte zu sammeln. Sie hätten auch festgestellt, daß jenseits der grünen Berge der Sommer erträglich gewesen sei, hätten aber darauf verzichtet, dorthin überzusiedeln, weil sie gesehen hätten, wie es unter den wandernden Menschen zugegangen sei. Die Galeere habe weit im unfruchtbaren Flachland des ehemaligen Meeresbodens gelegen, aus den sich Menschen und Tiere nicht gewagt hätten,

weil es dort nichts zu holen gab, und das Schiff sei so weit vom früheren, bewachsenen Ufer entfernt gewesen, daß es nicht gesehen werden konnte. Außerdem sei es gleich zu Anfang zur Hälfte in den Sand eingesunken, da es sehr schwer gewesen sei wegen der Ladung schwarzer Brennsteine, und dann sei es an der gleichen Stelle eingefroren. Es habe also geduckt und wegen der weiten Entfernung von der Küste wohl gedeckt gelegen und sei ein brauchbarer Aufenthalt für die Schiffsladung gewesen. Die langen Winter hindurch habe es wegen der Ladung Brennsteine an Feuerung nicht gefehlt, und an Nahrung ebenfalls nicht, da sie immer wieder durch die Beute aus Jagdzügen ergänzt werden konnte. So habe sich die kleine Gruppe Atlanter gradezu wohlgefühlt, er selbst habe als Führer für Ordnung gesorgt und habe sogar für seine Männer im Laufe der Jahre aus den Resten halberfrorener Menschengruppen Frauen bekommen. Die Galeere, die nun auf dem Lande lag wie ein hölzernes Haus, habe er wie eine Festung ausgebaut und habe einige Male, aber das sei sehr selten gewesen, räuberische Männer abgeschlagen. Diese seien auch nie sehr lange vor der Galeerenfestung liegen geblieben, weil es zu schwer war, auf dem öden Meeresboden ohne Schutz und Nahrung zu liegen und gleichzeitig zu belagern. Die Besatzung und die Reisenden der „Ragnir" hätten zwölf Jahre lang keinen Mangel gekannt, es wären viele Kinder geboren worden, und die kleine Gemeinde sei sehr glücklich gewesen, sofern man glücklich sein könne, wenn man die Heimat verloren habe.

Im dreizehnten Jahre sei dann das Unheil angebrochen. An der schneeweißen Kimmung im Norden habe sich eines Tages ein flacher, unscheinbarer Hügel gezeigt, es sei grade Sommerende gewesen, das heißt also milder Frost und wenig Schneefall, und sie hätten den Hügel wohl gesehen, sich aber keine Gedanken über ihn gemacht. Dann sei der Winter gekommen mit seiner Dunkelheit, mit seinen Erbbeben, seinen wilden, eisigen Stürmen und dem unbarmherzigen Frost, der jedem ungeschützten Menschen das Mark aus den Knochen sauge.

An einem Tage gegen Winterende habe er, der Schiffsführer Quaden, bei gutem Wetter einen Ausflug gemacht, um an Land nach Fleisch zu suchen. Da habe er im Norden, nicht sehr weit von der Galeere entfernt, einen riesigen, breitgelagerten Berg gesehen, der weißgrau ausgesehen habe und der von einem schwärzlichen Wall unterlegt gewesen sei, von einem Wall, der vor der Stirne des weißgrauen Berges gelegen habe. Dieser Wall habe eine Höhe von mindestens hundert Fuß gehabt, und seine Ausdehnung sei nach beiden Seiten bis fast zur westlichen und ostwärtigen Kimmung gegangen. Er habe dann festgestellt, daß dieser Berg gleichsam die Spitze eines ungeheueren Eisstromes sei, der den Wall von Schlamm und Schutt vor sich herschob, weil er sich in gewissen Zeitabständen südwärts wälzte, grade auf die Galeere zu. Es war natürlich eine furchtbare Drohung, als er gefunden hätte, daß der bergehohe Strom von schmutzigem Eis sich langsam, etwa mit der Schnelligkeit eines langsamen Wanderers, vorwärts bewegte, als sei er lebendig. Er habe den Eindruck gehabt, als kröche eine unerhört große und lange Riesenschlange über das ebene vereiste Feld. Dann habe die Bewegung eines Tages aufgehört, und er und die Besatzung der „Ragnir" hätten wieder Mut geschöpft. Aber die Ruhe sei eine trügerische gewesen. Wie hätte er, der einfache und ungebildete Schiffsführer auch ahnen können, daß sich der Eisstrom eines Tages wieder in Bewegung setzen werde, wo er doch eigentlich über eine tafelglatte und ganz ebene Fläche, wie der Meeresgrund des nordischen Seichtmeeres es gewesen sei, nicht weiterrutschen konnte. Handelte es sich doch um ein ganzes, wuchtiges Gebirge von übereinandergestautem Eis und Schlamm, von Steinen und Schotter, von Sand und Kies in wilder Mischung! An der Stirne des eisigen Riesenstromes aber sei an den wärmeren Tagen das Wasser herausgeflogen und habe regelrechte Flüsse gebildet, die irgendwohin in breiten Betten seitlich abgeflossen seien.

Der Anblick des furchtbaren, ruckweise herannahenden Eisgebirges sei schlimmer gewesen als alles, was sie bisher an Erdbeben und frostklirrenden Wintern durchgemacht hätten. Die

Erdstöße vor dreizehn Jahren seien ja derartig heftig gewesen, daß sie alle geglaubt hätten, der Boden werde unter ihnen aufbrechen und sie verschlingen. Anderen Menschengruppen sei dies auch tatsächlich geschehen. Das Sandsteingebirge des schwarzen Brennsteines habe sich nämlich damals an verschiedenen Stellen aufgewölbt und habe seine riesigen Gesteinsschollen gegen- und übereinander geschoben, daß man das Krachen über Tagereisen weit gehört habe. Aber auf dem ehemaligen Meeresboden, auf dem die „Ragnir" festgesessen habe, sei das glücklicherweise nicht der Fall gewesen. Der Sand habe sich zwar in stoßenden Wellen aufgebäumt und sei wieder zusammengefallen, so daß die Schiffsbesatzung mitunter übereinander gestürzt sei, aber ein Aufbruch des Bodens sei damals nicht erfolgt. Und da trotz der unvermindert heftigen Erdbeben zu jener Zeit eine unmittelbare Gefahr nicht vorhanden gewesen sei, so hätten sie sich an die Lage gewöhnt, und die Erdstöße seien ja auch von Jahr zu Jahr geringer an Heftigkeit geworden.

Nun aber, da das gleitende und ruckende Eisgebirge mit dem riesenhaften Stirnwall aus Schlamm und Schotter auf die Galeere zugerollt sei, hätten sie eingesehen, daß ihre warme und gesicherte Zuflucht bald vernichtet und begraben sein würde, denn der wandernde eisige Strom ebnete jedes Hindernis ein und fraß alles wie ein ungeheuerer schlangenartiger Riese.

Noch einmal hätten sie aufatmen können. Wenige hundert Schritte von der Galeere entfernt habe das Ungeheuer Halt gemacht und sei dort etwa vierzehn Tage lang still liegen geblieben. Wegen des harten Winterendes sei kein Wasser mehr aus dem Stirnwall geflossen, sondern es sei alles starres Eis gewesen, und auch die alte versandete Galeere habe bis an die Reling im Eis gesteckt. Dazu sei sie von Schneemassen haushoch überdeckt gewesen, wie es immer in den langen Wintermonaten der Fall gewesen sei.

Eines Tages, zu Beginn des letzten Frühlings, also noch bei hartem Frost, aber bei schon längeren, hellen Tagen, hätten sie an dem rollenden Dröhnen des eisigen Ungetümes gemerkt, daß sich

der Strom von Schutt und Eis wieder in Bewegung gesetzt habe. Nun sei nichts anderes übrige geblieben als eilige Flucht. Die Vorbereitungen dazu habe er schon seit längerer Zeit treffen lassen, und die Leute seien auch vernünftig gewesen und hätten Tag und Nacht gearbeitet, um das Nötigste für die Wanderung über den vereisten Meeresboden des Roten Landes zum ehemaligen Ufer mitführen zu können. Sie hätten reichlich Pelze und Kappen aus Wolfs- und Bärenfellen besessen, hätten Schlitten mit Lebensmitteln und Gerät beladen und seien guten Mutes gewesen, daß sie auch unter den neuen Umständen würden durchhalten können. Auch atlantische Waffen aus gehärteter Bronce seien vorhanden gewesen, wenn auch nicht in ausreichender Zahl, denn die „Ragnir" sei ein Frachtschiff gewesen, das Waffen nicht führte. Sie seien bis zum letzten Augenblick geblieben, seien aber dann von Bord gegangen, als die Schiffswände zu knacken anfingen. Auch hätten sie noch zugesehen, wie der Schuttkegel des Eisstromes die Galeere umgestürzt und dann langsam, schrittweise, schubweise unter sich gewalzt habe, als sei sie nicht vorhanden. Man habe ja wegen des frosterstarrten Bodens dicht dabei stehen können, und der Vorschritt des Eisstromes sei langsam genug gewesen, um vor ihm ausweichen zu können. Ständig seien auf dem Schuttwall aus der oberen Hälfte Brocken von Stein und Schottermassen niedergegangen, wie bei einem steilen Gebirge in Grünland, das Donnern und Mahlen des Stromes aber habe sie auf ihrer Wanderung nach Süden ständig verfolgt, und es sei erst innerhalb etwa weiterer vierzehn Tage verstummt. Viel weiter werde der Eiswall wohl nicht wandern können, weil sich bald hinter dem ehemaligen Ufer der Meeresbucht der Roten Erde ein Gebirgsrücken erhebe, der sehr schmal, aber langgestreckt sei und deshalb von den wandernden Horden und den eingeborenen Teuten des Waldgebirges mit einem Strang von Haaren verglichen würde. An diesem Haarstrang werde das Ungeheuer von Schutt und Eis wohl seinen Meister finden, denn bergauf werde auch das Eis nicht kriechen können.

Ich wurde sehr nachdenklich, als ich diese Beschreibung hörte und dem sonderbaren Verhalten des Eisstromes mit dem vorgelagerten Schuttwall nachsann. Ich zweifelte keinen Augenblick an der Richtigkeit der Darstellung, so abenteuerlich sie auch klang, weil ich solche Eisströme wiederholt selbst gesehen und untersucht hatte. Hier schien es sich allerdings um ein besonders gewaltiges Naturspiel zu handeln, und ich war entschlossen, den Stirnwall und den Eisstrom aufzusuchen, um festzustellen, ob seine ruckweisen Vorwärtsbewegungen auch in diesem Falle mit der Erdnähe des Erdbegleiters Mond zusammenhingen. Zunächst aber bat ich den Schiffsführer Wulf Quaden, mir seine Schicksale zu Ende zu erzählen.

Sie seien im scharfen Frost des Frühlings glücklich, wenn auch mit leichten Frostschäden an allen Gliedern, in das Waldgebirge gekommen, berichtete der Mann weiter. Sie hätten sich dort in überdeckten Gruben vor dem Winter verkrochen, der allerdings und zum Glück bald zu Ende war. Wochenlang hätten sie kein Feuer gehabt. alle Bemühungen seien anfangs vergeblich gewesen, durch Reibung und mit dem Feuerstein eine Flamme zu entfachen, und deshalb seien ihnen fast alle Kinder zugrunde gegangen. Endlich sei es gelungen, die rettende Flamme zu erzeugen, und das habe ihnen allen das Leben gerettet, aber nur, um in noch größeres Elend zu geraten. Seine Gruppe sei klein gewesen, habe nur dreißig Menschen gezählt, und nur zwölf kampfkräftige Männer, wenn man nach einer Ruhezeit von dreizehn Jahren auf einem sicheren Schiff und unter behaglichen Verhältnissen von kampfkräftigen Männern reden wolle. In Wirklichkeit seien sie alle an Kampf nicht gewöhnt gewesen, und die Gruppen, die im Bergwalde lebten, seien ihnen hoch überlegen gewesen. Deshalb habe es so kommen müssen, wie es gekommen sei. Sie seien auf der Jagd angegriffen worden, nicht von wilden Tieren, das sei oft geschehen und sei einmal nicht anders, sondern von gut bewaffneten und rücksichtslosen Menschen. In dem ausbrechenden Kampf seien acht seiner Männer erschlagen worden, und die Räuber hätten

auch die Gruben mit den Frauen und ihren wenigen Kindern gefunden und hätten die vier jüngsten und gesündesten Frauen mitgenommen, ebenso alles Gut, auch die Broncewaffen. Er sei daher gezwungen gewesen, sich mit den wenigen Menschen, die ihm geblieben seien, Steinwaffen zu besorgen oder selbst herzustellen. Da die Räuber auch die guten Pelze mitgenommen hätten, so wäre die Not furchtbar geworden. Bis er für die Seinen und namentlich für die wenigen ihm gebliebenen Frauen und Kinder rohe Wolfspelze erbeutet hätte, oft mit der bloßen Faust gegen diese grimmigen Raubtiere, seien ihnen die Glieder erfroren, und deshalb sähen sie alle so heruntergekommen aus, wie ich es erkennen könne. Es sei ein Glück gewesen, daß nun der Sommer gekommen wäre, denn ohne die warme Sonne wären sie allesamt zugrunde gegangen. Als ich sie getroffen habe, seien sie auf dem Wege nach Süden gewesen, weil sie an der Eisgrenze einen neuen Winter nicht hätten durchhalten können. Es sei ihnen gleichgültig gewesen, was dann in den südlicheren Ländern mit ihnen geschehen wäre. Er als Führer habe es wohl gewußt, daß jedes Zusammentreffen mit anderen Gruppen zum Untergange führen mußte. Deshalb habe er, als er auf meine Reiter gestoßen sei, sofort das Steinbeil geschleudert, um dem Leid ein Ende zu machen und in Ehren zu sterben. Er habe wohl gewußt, daß er keine Aussicht hatte, zu siegen, aber er habe auch nicht mehr siegen, sondern nur das Ende herbeiführen wollen.

Ich fragte ihn, ob er und die Seinen entschlossen seien, bei mir zu bleiben. Sie unterständen dann meinem Befehl, da ich der Herzog meines fast ganz aus Atlantern bestehenden Volkes sei. Wenn er sich unterordnen könne, so sei er willkommen. Habe er sich aber einmal bereit erklärt, mit mir zu ziehen, so unterstände er meinen harten Gesetzen und müsse sich damit abfinden, nach dreizehn Jahren seine ehemalige Führerstelle niederzulegen. In meiner Gruppe gebe es nur einen einzigen Mann, der Befehle erteile, und der sei ich. Dafür habe er meinen Schutz und die Sicherheit, die geübte und zahlreiche Schwerter in dieser Notzeit böten,

in der Beil und Schwert, Hammer und Keule die Gesetze schrieben. Er käme in ein kleines, aber festgefügtes Reich, dessen Herr der letzte König, Herr Balder von Atlantis sei.

Als sich der Schiffsführer damit einverstanden erklärt hatte, fragte ich ihn, ob in der Nähe der Eisgrenze und des wandernden Schuttstromes namhafte menschliche Horden umherzögen. Dieses verneinte er. Nur im Waldgebirge säßen einzelne Gruppen, von denen die stärkste nicht über dreißig bis vierzig Menschen zählte, die aber bei weitem nicht so vorzüglich bewaffnet und ausgerüstet seien wie meine Reiter. Einen Zusammenstoß mit solchen Horden brauche ich nicht zu scheuen. Ich ließ Herrn Paliso rufen, der grade den Waldboden untersuchte, denn der Untergrund, auf dem die Kiefern standen, bestand aus Sandstein, und nur in den mitunter waldfreien Tälern bestand er aus weicherem, verwittertem Ton, dem Zwischenlager des Schwarzsteingebirges. Paliso war der Ansicht, hier stehe schon das Gebirge des schwarzen Brennsteines an, es sei aber lagerleer, und der eigentliche Brennstein sei an dieser Stelle nicht zu finden.

Ich erzählte ihm kurz, was mir der Schiffsführer der „Ragnir“ berichtet hatte und sprach die Ansicht aus, dieser Eisstrom sei wieder einer derjenigen, die wir so oft gefunden hätten und die alle vier Wochen vom Flutzuge des Mondes südwärts gerollt und geschoben würden, sobald nämlich der Mond auf seiner gestreckten Umlaufbahn um die Erde in Erdnähe sei. Dann sei seine Flutwucht, die sich in einem Ziehen zum Gleicher auswirke, so stark geworden, daß der Eisstrom aus seiner glitschigen Unterlage von Eis und Schlamm einfach südlich gleite, nicht anders, als gleite er bergab und werde vom Schube eines Eisgefälles aus hohen Bergen weit in die Ebene getrieben.

Fokke Palifo, der immer ein Gegner meiner Ansicht gewesen war, wurde nun doch nachdenklich, weil eine Gebirgshöhe nach seiner Kenntnis der Bodenbeschaffenheit des Teutenlandes bis hinaus zu den Bergen seiner Heimat Norrland nicht vorhanden war. Und dennoch rollte der Glitscher nach Süden! Ja, der Gelehr-

te war so überrascht, daß er lange schwieg. Er bedauerte es, die Erzählung des Schiffers nicht selbst angehört zu haben. Ich sagte ihm, er könne sich die Sache ja noch einmal von Wulf Quaden erklären lassen, ich jedenfalls beabsichtige, morgen weiter zu reiten, um mich selbst zu überzeugen, was es mit dem Eisstrom auf sich habe. Luhre solle die Gäste auf unsere Schlitten verteilen, sie mit warmen Pelzen versehen und ihnen fünfmal am Tage zu essen geben, damit sie wieder schnell zu Kräften kämen und die Frostschäden mit gut ernährten Leibern besser überständen. Zurücklassen wolle ich sie nicht, um sie nicht in die Gefahr zu bringen, anderen schweifenden Gruppen in die Hände zu fallen. Natürlich sei und bleibe es unser Hauptziel, den schwarzen Brennstein zu finden, dessen Lager Fokke Paliso kenne.

Meine Reiter waren inzwischen Feldschere geworden. Sie hatten die Verbandskästen mit ihrem Inhalt von kostbaren Leinenstreifen von den Schlitten geladen und beschäftigten sich damit, die zum Teil furchtbaren frostverstümmelten Fremden zu verbinden. Das war ungefähr das Einzige, was wir in unserer Lage tun konnten. Die regelrechte Pflege konnte erst einsetzen, wenn wir in das Winterlager zurückgekehrt waren, wo eine Gruppe junger Mädchen und Frauen dafür ausgebildet war, Wunden zu pflegen.

Einige unserer Gäste nahmen so viel von dem heißen Fleischsaft zu sich, daß sie sich erbrachen. Vielleicht waren sie auch nicht mehr an das Salz gewöhnt, das ich den Speisen zusetzen ließ. Salz war ein kostbares Gut, und wir hatten es auch oft und lange entbehren müssen. In den letzten Jahren allerdings erbeutete ich es in ausreichenden Mengen, so daß seither ein Mangel hieran nicht mehr eingetreten war.

Abends, als die Unglücksmenschen von der „Ragnir“ schlafend um das Feuer lagen, betrachtete ich sie nachdenklich. Es kamen mir doch Zweifel, ob es klug gewesen sei, solche heruntergekommenen Leute in meinen Volksverband aufzunehmen. Würden sie nicht eine schwere Belastung für meine Wandergruppe werden? Ich war eine Weile unzufrieden mit mir, dachte aber dann,

ich könne mir unter meinen heutigen Machtverhältnissen einmal ein wenig Großmut leisten und war am Ende froh, daß ich nicht immer ein rücksichtsloser und grausamer Raubmensch zu sein brauchte, sondern mich einmal wieder des schönen und glücklichen Atlantis erinnern durfte, nicht nur in den Gedanken, sondern auch in meinen Handlungen. Ich habe die Aufnahme dieser verkommenen Menschen übrigens später nicht bereut. Der Schiffsführer Wulf Quaden hatte zwar keine Zehen mehr, und keine ärztliche Kunst konnte sie ihm wiedergeben, und auch die riesigen Fäuste wurden nie wieder voll leistungsfähig, aber er gewöhnte sich daran, als Seemann auf die von diesen Leuten nur mit Hochachtung und Ängstlichkeit betrachteten Pferde zu steigen und sich an das Schwert eine mit Schnallen versehene Lederkappe zu heften, die dem Griff in der verstümmelten Hand eine feste Lage gab. Er war später einer meiner besten und tapfersten Fechter in der Schlacht und nützte mir auf dem Meere Mitteland auch als Schiffsführer.

Am folgenden Tage hatten wir das Waldgebirge überquert und standen auf dem letzten Höhenrücken, von dem der Fremde gesprochen hatte und den die wandernden Horden mit „Haarstrang“ bezeichneten. Paliso sagte, diese Bezeichnung sei schon uralt und würde wohl immer so bleiben. Er habe sie früher schon in Karten eingezeichnet gefunden und könne sich des Namens erinnern.

Hier, an dem langgestreckten Gebirgsrücken, erlebte ich das Erstaunlichste während meiner langen Wanderfahrt. Wulf Quaden hatte nicht zu viel erzählt.

Es handelte sich um einen Riesenglitscher aus Eis und Steinschotter, der wie ein hohes Gebirge aussah, das sich weit hinten an der Kimmung wie ein niedriger Hügel verlor. Man konnte aber genau feststellen, daß es sich um einen langgestreckten, wenn auch ungeheuer breiten Eisstrom handelte, der seine Ausläufer auch seitlich hinstreckte, denn wir konnten vom Kamm des genannten schmalen Gebirgsrückens seinen Verlauf gut verfolgen.

Der Vergleich mit einem Ungeheuer von Schlange, das alles fraß, was ihm in den Weg kam, war von Wulf Quaden nicht schlecht gewählt worden. Vor diesem kriechenden Eisfluß war kein Baum, kein Wald, ja nicht einmal ein Felsenrücken sicher. Alles malmte der Strom in seinen Schotterberg hinein und walzte rücksichtslos nieder, was er aus seiner Straße fand. Da es grade Mondnähe war, als wir ans dem Waldgebirge heraustraten, so mußten wir eine Reihe von stärkeren Erdbeben über uns ergeben lassen, aber wir hatten auch das unvergleichlich schöne und doch schauerliche Schauspiel, den Glitscher wandern zu sehen. Und zwar wanderte er nicht mehr über die Ebene des ehemaligen Meeresbodens der Nordermeerbucht, sondern er hatte sich am Fuße des Vorgebirges angestaut, war dadurch riesenhoch geworden und stieg mit kaum wahrnehmbarem, aber doch vorhandenem Vorschritt mit ohrenbetäubendem Rollen und Mahlen den Hang empor. Wenn man mehrere Stunden in der Nähe des Eisstromes gestanden hatte, konnte man den Fortschritt deutlich erkennen. Ich war von dem Anblick so erschüttert, daß ich lange Zeit kein Wort sprach und nur voll dumpfen Staunens auf dies nie gesehene Bild starrte. Ich empfand kaum die Kälte, die wie ein vernichtender Hauch von dem Ungetüm ausging, so gefesselt wurde ich von seinem Anblick. Ein gebirgehoher Eisstrom stieg bergan!

Ja, er hatte über die Hälfte des Hanges schon erklettert und machte keine Anstalten, liegen zu bleiben! Zwar ging der Vorschritt sehr langsam und dann nur mit kleinen Rucken vor sich, und so schnell, wie der Schiffsführer es mir erzählt hatte, ging es ja nicht. Mit dieser geringen Geschwindigkeit und den langen Ruhezeiten, die zwischen den Vorwärtsbewegungen lagen, würde der Glitscher noch viele Jahrzehnte brauchen, um den Kamm zu gewinnen. Vermutlich ging es damit immer langsamer, je mehr er sich dem Gipfel näherte.

Ich stand nun schon mehrere Stunden am Fuße des mahlenden Eises. Der Ausstieg des Stirnschuttes ging sicher nicht schneller als höchstens fünf Schritte weit am Tage. Die Erzählung des Schiffs-

führers der „Ragnir“ bezog sich aber auf die fortschreitende Bewegung in der Ebene.

Fokke Paliso lief aufgeregt hin und her. Die Begeisterung des echten Gelehrten hatte ihn gepackt. Er kannte solche Eisströme in kleinen Ausmaßen ans seiner Heimat Norrland, wo sie aus den Gebirgen zu Tal glitten und in gewisser Tiefe zu Flüssen wurden. Was er dagegen hier sah, war ein ungeheueres Wunder der Natur. Paliso kratzte und grub an dem Hang des Schuttwalles und wurde dabei naß wie eine Ratte, weil trotz des harten Frostes etwas durch Druck erzeugtes Eiswasser aus dem Schotterwall drang. Ich mußte den Freund wiederholt zurückholen, weil im oberen Hangteil lockere Steine saßen, die jeden Augenblick abstürzen konnten. Immer wieder aber kehrte Herr Paliso zu dem Wall zurück. Er betrachtete die riesigen Steinbrocken, die in dem schlammigen Schutt saßen wie Trockentrauben im Kuchen. Diele Steine waren völlig rund abgeschliffen, und man konnte es mit eigenen Augen sehen, wie sie sich bei jedem ruckweifen Vorschub rollend gegeneinander und gegen die kleineren Steinmassen drehten und abschliffen. Verständigen konnten wir uns allerdings nur mit Mühe, und obschon mir Fokke Paliso mitunter etwas ins Ohr schrie, so verstand ich ihn doch nur schlecht. Der Schuttwall dröhnte und rollte mit mahlendem Knirschen, als sei er eine riesige Steinmühle, die aus hartem Felsen Gesteinsstaub mahlen müsse. Die inneren Pressungen im Schuttgebirge, das vor der Stirne des Riesenglitschers lag, mußten ganz ungeheuerlich sein, denn wir vernahmen aus seiner Tiefe hier und da ein donnerndes Krachen oder ein knallendes Geräusch, als würden hausgroße Steinklötze gegeneinander gepreßt und wie weicher Ton zerdrückt.

Der Hang des Vorgebirges war von magerem Gehölz bestanden, und dies Gehölz, das immerhin mit einigen richtigen Baumriesen durchsetzt war, wurde niedergewalzt, als handele es sich um Strohhalme. Man hörte von ihrem Untergang im Dröhnen der mahlenden Gesteine kein Knacken, man vernahm keinen Laut. War ein solcher Baum erreicht, so neigte er sich langsam, ganz langsam

zurück, als schaudere er vor dem furchtbaren Tode, den ihm der Glitscher bereiten wollte, und dann gab es nach einiger Zeit einen kleinen Ruck. Der Baum war mitsamt dem riesigen Wurzelstock, mitsamt dem felsigen Grunde, auf dem er gewachsen war, ausgerodet und wanderte, zum unteren Drittel im Schutt steckend, mit bergauf. Dann neigte er sich beim nächsten Schube wieder ein wenig und rutschte abermals mit, und als ich dann am nächsten Tage noch einmal an den gleichen Platz kam, war der Baum schon halb zugedeckt, und an der Stelle, an der er im Schutt steckte, war er gesplissen und zerrieben, knickte um, wurde ganz erfaßt und ward schließlich unter den Steinwall geschluckt. Hier und da schaute noch ein Stückchen Splitterwerk und weißer Bast aus dem Schotter hervor, und dann war der Waldriese gefressen. Er war ja nur ein machtloser kleiner Halm für den Ungeheuerstrom des wandernden Eises, der von Norden über die Ebene gekommen war, weit her, sehr weit her, denn die Ebene im Teutenlande war im Norden unendlich weit, und erst hoch in Norrland standen wieder nicht allzu hohe Gebirge. Unter dem Eis- und Schotterwall lag also auch die Galeere des Schiffsführers Quaden, und es war klar, daß nun von ihr kein Stückchen Holz mehr vorhanden war, außer vielleicht einem Haufen zerriebener Splissen, der mit Schlamm und Steinen untermischt im Stirnwall des Glitschers den Haarstrang emporstieg.

Ich hatte leider keine Zeit, allzulange an dem furchtbaren Eisstrom zu verweilen, ganz abgesehen davon, daß er eine unangenehme Kälte mit sich führte, die ganz vergessen ließ, daß wir noch Spätsommer hatten. Ich klopfte Fokke Paliso auf die Schulter, und er nickte und ging mit mir auf den Höhenkamm zu den Pferden zurück.

„Die Fundstätte des schwarzen Brennsteines ist vereist“, sagte er mit großer Trauer. „Sie lag dort in der Nähe des ehemaligen Ufers, eine halbe Tagereise von hier, doch ich sehe, daß hier alles unter Eis liegt und daß dies auch der Fall gewesen wäre, wenn wir im hohen Sommer an diese Stätte gelangt wären. Wir sind also umsonst hierher geritten.“

Das war natürlich ein niederschmetterndes Ergebnis. Ich hatte sehr auf einen reichen Fund des schwarzen Steines gehofft. Mit ihm hatte ich einen zusätzlichen Heizstoff für mein Winterlager gehabt, der mehr als erwünscht gewesen wäre. Auch hätte ich in diesem Falle die erbeuteten Vorräte an Bronce zu Schwertern und Helmen umschmieden können, weil in meinem kleinen Volk die atlantischen Waffen immer seltener geworden waren. Ich wollte nun unverrichteter Sache zurückreiten, weil jeder Tag den harten Winter bringen konnte. Fokke bat mich aber, noch einen Tag bleiben zu dürfen, denn er habe am Stirnwall etwas gesehen, was er genauer untersuchen wolle.

Er sagte, die ganze Angelegenheit sei so rätselhaft, daß eine Aufklärung ihm sehr am Herzen läge. Die Bergbausachverständigen Vaage und Galeta waren unzufrieden, daß sie kein Lager von schwarzen Brennsteinen gesehen hatten und baten mich, am folgenden Tage an eisfreien Stellen, namentlich an den Abhängen der Talgründe suchen zu dürfen. Wenn, wie Paliso gesagt habe, der Brennstein hier in der Gegend im Tagebau gefördert worden sei, und Wulf Quaden ihn auf seine Galeere geladen habe, so sei es möglich, daß er auch an anderen Stellen der näheren Umgebung aufträte. Sie hätten im Waldgebirge bereits den tauben Sandstein gefunden, wie ich wisse, und es müsse doch sonderbar zugehen, wenn sie nicht auch den brennstoffführenden Stein fänden. Ich gab den Herren zwei Tage Frist und sagte ihnen, sie möchten zu ihrer Sicherheit fünf Reiter mitnehmen. Auf alle Fälle sollten sie rechtzeitig, wie ich es befohlen habe, wieder im Waldlager sein. Ich wolle mit Fokke Paliso in der Nähe des Glitschers bleiben. Dann zeigte ich den Herren noch die Stelle, an der ich mein Lager schlagen wollte und entließ sie.

Wulf Quaden kannte übrigens selbst die Lagerstätten des Brennsteines nicht, wie man vielleicht hätte annehmen können. Er hatte nur im Hafen geladen und hatte sich als echter Seemann nicht um andere Dinge gekümmert, die mit dem festen Lande zusammenhingen. Seine Kenntnisse gingen deshalb nicht über das

Weichbild der Siedlung hinaus, an der der Hafen für seine Galeere gelegen hatte. In der Nähe des Hafens sei der Stein jedenfalls nicht gebrochen worden, erklärte er, denn das hätte er sehen müssen. Der Brennstoff sei vielmehr auf Wagen und auf Tragetieren gekommen und auf Haufen gelegt worden. Von diesen Haufen hätten die ankommenden Schiffe geladen.

Die ganze Nacht hörte ich das ferne Grollen und Mahlen des Riesenglitschers, hörte das krachende Bersten der Felsen, die er bei seinem Aufstieg auf den Hang des Vorgebirges abschürfte und mitschleppte, und spürte das häufige Beben und Zittern des Bodens, der bei Erdnähe des Mondes besonders unruhig war. Ich wußte, daß die Schwerekraft des gewaltigen Erdbegleiters bis in die tiefsten Tiefen der Erdkruste und noch tiefer griff, und daß die Unruhe durch die Schwereverlagerung auf der Erde selbst erzeugt wurde, wahrscheinlich aber auch dadurch, daß das Wasser in den tiefen Gründen durch unzählige Bruchspalten der Erdkruste an die heißen Teile des inneren herankam und heftige, stoßartige Dampfbildungen brachte. Das häufige Auftreten heißer Quellen, das ich währen meiner achtjährigen Wanderung durch die Drudenmark und durch das Land der Teuten beobachtet hatte, bewies jedenfalls, daß Wasser an die heißen Teile des Erdinnere gelangte und wahrscheinlich unter Dampfdruck an die Oberfläche befördert wurde.

Die feste Schale unseres Heimatsternes, die wir früher – vor Untergang des Reiches – für unbeweglich gehalten hatten, war durch die Erdbeben zerklüftet und zerrissen worden, und wir wohnten nun auf einem unsicheren Boden. Wir hatten uns aber auch daran gewöhnt, wie wir uns an vieles hatten gewöhnen müssen, was uns zur Zeit des Reiches unerträglich gedünkt hätte.

Die kommende Nacht war schon bitter kalt. Ich fragte meine Gäste am anderen Morgen, wie sie geschlafen hätten, und sie antworteten, sie hätten die Nacht nicht gespürt, so fest hätten sie geschlafen. Ja, sie hatten zum ersten Male seit langer Zeit in Sicherheit und Wärme übernachtet, und man sah es ihnen auch

schon an, daß ihre Gesichter frischer und lebhafter waren und die Bewegungen kräftiger. Als sie aber ihr Frühmahl einnahmen, wunderte ich mich doch, denn sie aßen so viel, als hätten sie am vergangenen Tage nicht einen Bissen bekommen. Ich muß gestehen, daß mein Ausdruck „sie aßen" sehr wohlwollend ist, denn unsere Gäste benahmen sich beim Esten wie die Raubtiere, die sie ja auch in einem halben Jahre der Not geworden waren, und verzehrten ihre Nahrung auch wie diese, selbst die Frauen.

Meinen Männern hatte ich schon ein besseres Benehmen beigebracht. Auch Herr Gerdung von Gaardepoort, der stille, vornehme Mann mit dem ehernen Willen, hielt auf anständiges Verhalten auch beim Essen. Solche Äußerlichkeiten waren gar nicht so unwichtig, auch nicht in einer Notzeit, wie es die unsere war. Sie gaben den jungen Leuten unwillkürlich Haltung, die auch außerhalb des Dienstes nicht versagen durfte. Es war gewiß nicht leicht für die Jungmannschaften, meine Forderungen zu erfüllen, die sich auf guten Anzug und Sauberkeit bezogen, aber grade weil die Erfüllung solcher Forderungen schwer war, bestand ich darauf und fand in meinem Freunde Gerdung einen verständnisvollen Mitarbeiter. Insofern waren wir eben doch die Erben einer alten Kultur und versuchten mit Erfolg, sie in der neuen Zeit aufrecht zu erhalten.

Fokke Palifo konnte die Zeit kaum erwarten. Er war schon vor Tagesanbruch auf den Beinen und stapfte durch frischgefallenen Schnee im Lager umher, ging zu den Wachen, streichelte die Pferde und spielte mit den Hunden, die um diese frühe Stunde unter den umgestürzten Schlitten hervorkamen. Ich konnte das sehen, weil ich selbst schon früh wach war und durch die Spalte des Zeltvorhanges spähte. Fokke machte sich aber auch nützlich, indem er das Feuer zu hellen Flammen schürte und Holz auflegte. Er wollte wahrscheinlich mit der Bereitung des Morgenmahles möglichst wenig Zeit verlieren.

Dann standen wir wieder wie am vergangenen Tage am Fuße der Schutthalde, die in seltenen Rucken den Berg hinaufkletterte.

Selbstverständlich hielten wir uns in sicherer Entfernung, denn der Schuttkegel war unberechenbar und ließ mitunter einen Schlamm- und Steinhagel niedergehen, der jeden unbarmherzig unter sich begraben hätte, der zu nahe herangekommen wäre. Der Landmesser lief wie ein Kind an der Grenze des Stirnwalles hin, halb geduckt und die Augen unverwandt auf die Schottermassen gerichtet, die sich wie ein steiles Gebirge vor ihm auftürmten. Er lief immer weiter, und ich, der ich nicht wußte, was er eigentlich feststellen wollte, ging langsam hinterher. Luhre, der mich gebeten hatte, sich den Eisstrom auch einmal ansehen zu dürfen, begleitete mich, dazu zwei junge Riesen aus meiner Sondertruppe. Sie machten große Augen, als sie den furchtbaren, rollenden Wall sahen.

Ich merkte, daß Fokke Paliso etwas gefunden hatte. Er war schon weit von mir entfernt, so daß ich nicht erkennen konnte, an was er sich schleppte, aber es mußte sehr schwer sein, was er vor sich her rollte, um es aus dem Gefahrenbereich des Schuttkegels zu entfernen.

„Herr Paliso rollt einen runden Stein“, lachte einer meiner Jungleute, dem das Benehmen des Gelehrten komisch vorkam.

Es stellte sich auch heraus, daß der junge Bursch mit seinen adlerscharfen Augen richtig gesehen hatte. Fokke saß wie ein Sieger vor einem rundgeschliffenen Stein von rötlicher Farbe und wusch ihn mit Eiswasser blank. Mir taten seine Hände leid, denn dies Wasser war sehr kalt. Es schien ihn aber nicht zu stören, und er wusch seinen fast kugelförmig geschliffenen Felsen von der Größe eines Männerkopfes unentwegt weiter, auch dann, als ich herangekommen war und erwartungsvoll neben ihm stand. Offenbar hatte Paliso die Absicht, mir den Stein in blitzsauberem Zustande vorzuführen, obschon ich zufrieden gewesen wäre, wenn er nur eine kleine Fläche sauber gewaschen hätte. Er benutzte zu dem Säuberungsgeschäft sein wollnes Halstuch, das er, wie wir alle, zum Schutze gegen die Wirkung des Frostes trug. Ich sagte, er werde erkranken, wenn er das gewohnte Tuch nun naß und

schmutzig gemacht habe. Er verstand mich aber nicht, weil das Dröhnen und Mahlen des Eisstromes jedes Wort übertönte. Fokke Paliso merkte deshalb auch nicht, daß ich etwas boshaft war.

Als er mit dem Waschen fertig war, nahm er den Stein auf die Schulter und trug ihn den Hang empor. In einer Mulde hinter grauen Sandsteinfelsen warf er seine Last ab. Hier standen wir im Schallschatten gegen den dröhnenden Glitscher und betrachteten den Stein, der wie eine große rote Frucht im Schnee lag.

„Es ist unglaublich!“ stieß Fokke Paliso hervor und stand da wie einer, der träumt und doch weiß, daß er wach ist.

Ich fragte nach einer Weile, was es denn für eine Bewandtnis mit dem rosenroten Stein habe, denn umsonst werde er ihn nicht den Berg hinaufgetragen und zuvor gewaschen haben. Fokke antwortete, der Stein stamme ans Norrland. Es sei ein sogenannter Rosenhartstein, so genannt wegen seiner Farbe, und er wisse, daß diese Steinsorte nur in Norrland vorkomme und im ganzen Teutenlande nicht. Und dann hockte er neben dem runden Stein nieder und klopfte und streichelte ihn, als habe er ein lebendiges Wesen vor sich. Dieser Gelehrte am Eisrande von Thule war regelrecht außer sich! Das war also noch möglich nach solchen Jahren bitterster Not. Ich gestehe, daß ich fast ergriffen war, denn dieser Mann war ein echter Gelehrter und Forscher, nicht anders als ich selbst. Auch ich konnte außer mich geraten, wenn ich über die Wirkung eines Sternes, wie es der neue Mond war, nachdachte, weil ich ein Sternweiser war, und dieser Fokke Paliso war ein Erdforscher und konnte über den Fund eines Rosenhartsteines Zeit und Raum vergessen.

„Herr Herzog!“, sagte er nach einer Weile, immer noch atemlos, weil das Schleppen des schweren Steines nicht einfach gewesen war. „Kennst du den Umfang der Erde am Gleicher? Ja, ich nehme an, du kennst ihn. Du weißt natürlich auch, daß wir Gelehrten im versunkenen Reich mit einer Maßeinheit rechneten, die dem vierzigmillionsten Teil dieses Umfanges entspricht.“

Ich nickte, und meine Reiter machten große Augen. Sie hielten

den Landmesser für nicht ganz gesund. Außerdem kannten sie die Zahl Vierzigmillionen nicht. Sie waren Kinder gewesen, als das Reich unterging und wußten nichts mehr von seiner hohen Kultur und seiner reifen Wissenschaft, die ihresgleichen nicht auf dem Erdball gekannt hatte. Ich antwortete dem Landmesser, ja mit dieser Einheit sei auch auf den staatlichen Sonnenwarten seit Jahrtausenden gerechnet worden, und unsere Bausteine hätten dies Maß dann innegehalten, wenn es sich um Kultbauten gehandelt habe. Selbst aus dem Hochlande von Tiahusinju seien die Bauten von Puma Punku in Aztlan auf dieses Maß abgestimmt gewesen, und die künstlerisch gemeißelten Werksteine trügen in Höhe und Breite dies Einheitsmaß. Der Landmesser zog sein Schwert und zeichnete mit der Spitze einen stachen Kreisbogen in den Schnee, der am Hange lag, nahm die Waffe dann in die linke Hand und strich sich mit der Rechten über den Kopf, als müsse er einen unsinnigen Gedanken abwehren.

„Herr Herzog, ich kenne die Entfernung dieser Stelle von Norrland Westspitze", sagte er mit rauher Stimme. „Ich kann sie dir auch auf der Karte weisen, wenn wir im Lager sind. Sie beträgt ungefähr den vierzigsten Teil des Erdumfanges am Gleicher. Diese Entfernung kann man also nicht mehr als grade Linie in den Schnee zeichnen, sondern als bedeutende Krümmung der Erdoberfläche, wie ich es hier getan habe."

In diesem Augenblick wußte ich, was Fokke Paliso meinte. Der Eisstrom reichte von Norrland bis in das Land der Roten Erde im Teutenlande. Der Strom war also um den vierzigsten Teil des Erdumfanges nach Süden gekrochen.

„Und dieser Rosenhartstein, der vor uns liegt, stammt aus Norrland", fuhr der Gelehrte fort. „Es handelt sich nicht etwa um einen vereinzelt vorkommenden Stein, der auf irgendeine Weise, etwa auf einem Schiff hierhergebracht worden sein kann, denn ich habe schon gestern und auch heute eine Reihe anderer, aber gleichartiger Rosensteine im Schutt des Stirnwalles gesehen, ja schon gestern, Herr Herzog, an einer anderen Stelle, die heute

zugerollt war. Deshalb bat ich dich auch, noch einen Tag bleiben zu dürfen. Es besteht also für mich kein Zweifel, daß der Rosenhartstein aus Norrland von dem Eisstrom bis an diese Stelle verfrachtet worden ist. Das ist innerhalb eines Zeitraumes von dreizehn Jahren geschehen, nämlich seit der Weltwinter über die Erde eingebrochen ist, seit Atlantis versank. – Weißt du, Herr Herzog, wie hoch die höchsten Berge des norrländischen Gebirges sind?“

Ich erwiderte, genau wisse ich es nicht, aber ich habe gelernt, es handele sich nicht um sehr bedeutende Höhen, jedenfalls seien sie nicht zu vergleichen mit den erhabenen Anden des Hochlandes Tiahusinju oder mit dem Gebirgsklotz von Abessien.

Fokke pflichtete mir bei. Die norrländischen Höhen seien zwar sehr schroff und steil, aber ihre tatsächliche Höhe betrage im äußersten Falle zweitausend Gleichermaßeinheiten. Diese Höhe aber genüge nur für einen Eisschub, der nur wenige tausend Einheiten in die Ebene reiche. Es sei daher völlig ausgeschlossen, daß die geringen Höhenunterschiede in Norrland den Eisstrom mit dem Rosenhartstein über den vierzigsten Teil des Erdumfanges hinweg schieben könnten, zumal weder der Meeresgrund noch die nordteutische Tiefebene ein Gefälle aufweise, das den riesenhaften Eisstrom mit seinem Schotterwall südwärts treiben könne. Daß dies aber geschehen sei, stehe außer Zweifel. Ich möge mir den flachen Kreisbogen noch einmal ansehen, den er in den Schnee gezeichnet habe. Um diese Erdkrümmung herum sei der Strom geflossen, und es sei einfach ein Rätsel, wie das geschehen sein könne. Hier sei etwas erfolgt, was mit den einfachsten Naturgesetzen im Widerspruch stehe und er wisse nicht, was er dazu sagen solle.

Als ich nun meine Ansicht zum besten gab, daß die Schwerewirkung des neuen Erdbegleiters nicht danach frage, ob ein natürliches Gefälle vorhanden sei oder nicht, sondern daß der Mond, wenn er in Erdnähe sei, das Gefälle durch seine Zugwirkung nach Süden einfach neu schaffe, während in Erdferne diese Wirkung des Mondes aufhöre, da bemerkte ich eine eigentümliche Wirkung meiner Worte. Meine Reiter und auch der brave Luhre sahen mich

an, als sei nun auch der alte Godda Apacheta schwachsinnig geworden.

Der Landmesser antwortete mir darauf nicht. Er sah auf den rundgeschliffenen Rosenhartstein und wehrte sich innerlich, meine Gründe anzuerkennen, aber er konnte offenbar keinen anderen mitdenkbaren Grund den meinen entgegensetzen. Wohl kannte er meine Erzählungen von der mondbedingten Driftfahrt im Eisgebiet des atlantischen Meeres, aber es ist etwas anderes, ob man solche Naturkräfte selbst gesehen und erlebt hat, oder ob man nur von ihnen erzählt bekommt. Schließlich sagte er, er werde meine Ansicht als Arbeitsannahme versuchsweise übernehmen und die Sache zu Hause durchrechnen. Wenn er mit einer solchen Annahme weiter käme als bisher, so bestehe kein Grund, sie abzulehnen, nur weil sie neu und unerhört sei. Wenn der Eisstrom innerhalb dreizehn Jahren von Norrland zum Rote Erde-Land vorgedrungen sei, so müsse er überaus schnell gewandert sein. Ich lachte, als ich das hörte und bat ihn, die Rechnung ohne Leder und Schreibstift vorzunehmen, nur mit dem Kopfe, denn diese Rechnung sei sehr einfach. Wenn, wie er ja von mir gehört habe, die Zugkraft der Mondesschwere nach Süden nur alle vierzehn Tage wirksam werde und vierzehn weitere Tage abklinge bis zur Unwirksamkeit, so könnten für den Vorschritt des Glitschers nur etwa hundertfünfzig Tage im Jahr angenommen werden, und von diesen auch nicht alle besonders vollwertig, weil die größte Wirkung innerhalb vier Wochen doch nur in den fünf Tagen der größten Erdnähe eintrete. Eine einfache Teilungsrechnung in Jahre und Tage aber ergebe, daß der tägliche Vorschritt des Eisstromes nur fünfhundert Gleichereinheiten betragen habe, also in der Ausdrucksweise der Einwohner des Teutenlandes etwa sechshundert Schritte. In den genannten einhundertfünfzig Tagen des Jahres ergäben dies fünfundsiebzigtausend Maßeinheiten, und innerhalb dreizehn Jahren etwa tausend mal tausend Maßeinheiten, also die tatsächliche Entfernung der norrländischen Gebirge bis an die Stelle, an der wir ständen und an der sich auch der Glitscher befinde. Wenn Wulf

Quaden von einem Fortschritt gesprochen habe, der dem eines Wanderers gleiche, so müsse der Vorglitt des Eisstromes im hohen Norden sehr viel geringer gewesen sein, das hieße, der Glitscher sei in den letzten Jahren schneller gelaufen, weil er da vermutlich in die wirkungsvollste Zuggegend der Mondesschwere geraten sei. Ähnlich habe ich es auch auf dem Meere erlebt, wo ich mit der Königsgaleere innerhalb dieser wirkungsvollsten Zuggegend des Mondes hin- und hergedriftet sei. Hier allerdings, wo der Eisstrom genötigt sei, über den Rücken des schmalen Haarstranggebirges zu steigen, sei der Voranschritt sehr langsam geworden, so daß man ihn fast nicht mehr erkennen könne. Nur das Mahlen und Dröhnen in seinem inneren, die häufigen Gesteinsabstürze an seiner Stirnseite, das bergehohe Aufstauen des Eises beweise, daß er an Ruhe vorläufig noch nicht denke, und daß er vermutlich innerhalb der nächsten hundert Jahre auch über das kleine Gebirge hinweggestiegen sein werde. Mein Vortrag wurde allerseits mit achtungsvollem Schweigen angehört, weil ich ja schließlich der Herzog war. Ich sah mir die Männer nacheinander an, forderte einen meiner jungen Reiter auf, den Mund zu schließen, der ihm offen stand und bat Herrn Paliso, mir noch einmal zum Glitscher zu folgen. Luhre schickte ich zum Lager mit dem Auftrage, sämtliche Schlitten mit Hunden zu bespannen und nachzukommen. Denn während Fokke Paliso, versunken in seine Gedanken, wie wohl der Rosenhartstein in diese Gegend gekommen sein könne, an der Trümmerschwelle des Glitschers entlanggelaufen war, hatte er etwas übersehen, was in diesem Augenblick für unser Leben an der Eisgrenze wichtiger war, als alle Erkenntnis eines Gelehrten.

Ich lächelte vor mich hin, als ich zum Fuße des Eisstromes hinabstieg, denn ich mußte an die Reise meiner beiden Bergbausachverständigen Vaage und Galeta denken, die nach dem schwarzen Brennstein suchten und ihn wahrscheinlich nicht finden würden. Ich war ziemlich überzeugt, daß seine ehedem zutage liegenden Fundstätten heute von Eis und Schnee überschichtet

sein würden, und daß die Erkundungsreise der Herren ergebnislos verlaufen werde. Ich hatte mir eine Stelle im Schuttwall des Glitschers gemerkt, weil sie meine Aufmerksamkeit erregt hatte, und fand sie augenblicklich wieder. Ich gebe allerdings zu, daß man an ihr vorübergehen konnte, ohne etwas Wesentliches zu bemerken, und ich war nur durch eine Bewegung in halber Höhe des Walles aufmerksam geworden. Dort ragte nämlich eine mächtige Sandsteinplatte aus dem Schuttwall hervor. Sie war an den Rändern schon rundlich gemahlen, konnte aber noch nicht lange vom Glitscher gefressen worden sein, weil sie nicht völlig zermahlen oder rund geschliffen war. Sie zeigte noch deutlich die Form einer geschichteten Platte, wie sie der Sandstein und die anderen Niederschlagsgesteine ebenfalls aufweisen. Vor kaum zwei Stunden, als ich Herrn Paliso am Rande des Schuttwalles folgte, hatte ich an einer Bruchfläche des grauen Steines einen tiefschwarzen breiten Streifen gesehen. Ich war auch einen Augenblick stehen geblieben, um den Streifen zu betrachten, dachte mir aber nichts dabei, und war weiter gegangen. Erst als ich Fokke bergan folgte, um mir in der Mulde den Rosenhartstein anziehen, fiel mir ein, es könne sich bei dem schwarzen Streifen innerhalb der riesigen Sandsteinplatte um den gesuchten Brennstein handeln. Da sich der Sandsteinblock bewegt hatte, als ich vorüberging, so mußte er wohl in kurzer Frist abstürzen.

Und in der Tat hatte uns die gewaltige, angeschliffene Sandsteinplatte den Gefallen schon getan und war inzwischen niedergegangen, wobei sie in viele Stücke zersprungen war. Am Fuße des Glitscherstirnwalles lag in für uns großen Mengen ringsumher das verstreut, was wir gesucht hatten.

Der schwarze Brennstein des Teutenlandes!

Die Wucht des Sturzes hatte die verhärtete Pflanzenschicht ziemlich reinlich von den tauben Sandsteinlagern getrennt, ja, die Lager waren in regelrechten Schichtungen auseinandergeplatzt.

„Brennstein!“ sagte Fokke Paliso heiser. „Und ich bin an ihm vorübergegangen, ohne ihn zu sehen!“

Ich lachte wieder, weil er so unglücklich aussah, und meinte, dafür ergänzten sich die Gelehrten mitunter auf eine wunderliche Weise, auch dann, wenn sie grade ihr eigenes Fach betrieben und versehentlich aus dem Gebiete des anderen eine Perle fänden. Er habe sein Fach betrieben und den Rosenhartstein gefunden, ohne den Grund angeben zu können, wie er aus Norrland hierhergekommen sei. Er habe also unbewußt gefunden, was ich schon lange vermutete, nämlich daß der Rosenhartstein durch die Gewalt der Mondflutkraft hergezogen worden sei. Dafür habe er den anderen Fall aus seinem Fach nicht beachtet, aber der Sternweise habe ihn bemerkt, und nun betätigte der echte Fachmann Paliso, daß es sich um Brennstein handele.

Der Landmesser war außer sich vor Freude, hob mit beiden Händen den nassen, schwarzen Kleinschlag auf und beschmutzte sich sehr, denn der dunkle Schlamm hinterließ recht deutliche Spuren. Fokke bemerkte das in seinem Glück gar nicht. Er umarmte mich auch ohne Scheu und sah erst jetzt zu seinem Entsetzen, was er an meinem weißgrauen Pelzrock angerichtet hatte.

Dann kamen die Schlitten mit lustigem Hundegebell den Hang hinabgefahren. Die Spaten wurden von den Seitenflächen losgeschnallt, und in kurzer Zeit waren zwanzig Schlitten hoch mit Brennstein geladen. Viel mehr war auch nicht vorhanden, so daß die Zahl meiner Fahrzeuge grade ausgereicht hatte.

Des anderen Tages kamen die Bergleute Vaage und Galeta ohne Erfolg von ihrer Erkundungsfahrt zurück. Sie waren sehr niedergeschlagen, aber schließlich doch zufrieden, daß sie wenigstens gesucht hatten und feststellen konnten: Die Brennsteinlager befanden sich unter Eis und waren mit unseren geringen Hilfsmitteln nicht zu erreichen. Ich sagte ihnen, das stimme, aber der Glitscher sei stärker als die Menschen gewesen, habe die Lager der Brennsteine überrollt und habe den lagerführenden Stein herausgerissen und mitgeschoben.

Die beiden Bergleute ließen es sich nicht nehmen, noch einmal zum Stirnwall des Glitschers hinabzureiten. Abermals hatte sich

eine Sandsteinplatte etwa an der gleichen Stelle aus dem oberen Hangteil des Schuttwalles herausgelöst und war am Fuße des Trümmerkegels zerschellt. Nun lagen die kostbaren Brennsteine in weitem Bogen um die Sturzstelle verstreut und konnten uns nicht mehr nützen, denn die Schlitten waren bis über ihre Ränder hinaus gefüllt. Es war aber nicht möglich, wegen des drohenden Winters, noch einmal hierher zu reisen. Wir mußten das wertvolle Gut liegen lassen.

In der letzten Nacht unseres Aufenthaltes am ehemaligen Rande der Nordersee fiel hoher Schnee, aber am Tage wurde es klar und sonnig, allerdings gleichzeitig bitter kalt. Da ging es mit Hussa und Hundegebell nach Süden, mitten durch das verschneite Waldgebirge hindurch, eine wilde fröhliche Jagd. Unter Lachen und Zurufen ging es dahin, mit einem Wettlauf zwischen den Schlittengespannen und den Pferden. Die Schlitten hatten wundervolle Bahn, und die Hunde zogen ihre Brennsteinlasten ohne große Mühe hinter sich her. Bergauf und bergab, durch schweigende Tannenwälder, über sanfte Hänge und gefrorene Tümpel flog das wilde Heer des einäugigen Gode – so nannten mich die Teuten – dem Winterlager meines Volkes zu. Einmal stoben unterwegs wandernde Horden fluchtartig auseinander, als wir herannahten, und wir faßten einen der Männer, der trotzig, aber dennoch zitternd vor mir stand. Ich fragte ihn, warum er sein Wanderlager so Hals über Kopf verlassen und aufgegeben habe? Wenn ich jetzt seine Zelte und Habseligkeiten an mich nähme, was mein gutes Recht in dieser Beilzeit sei, so müßten seine Sippen im kommenden Winter sterben. Da erwiderte der Mann, der vor Furcht und Entsetzen kaum sprechen konnte, es sei bekannt, daß ich der wilde Gode sei, der mit seiner reisigen Schar und der Hundemeute wie ein Sturmwind durch die Wälder brause und der kein sterblicher Mensch sei, sondern von den Sternen gekommen sei. Gegen überirdische Wesen zu kämpfen aber sei nicht möglich. Ich solle nicht denken, daß seine Sippe feige sei, doch habe sie alle das Entsetzen gepackt, als ich mit den Hunden dahergekommen sei, und nur deshalb seien sie geflohen.

Ich sah mir das verlassene Lager der Leute an, von denen die meisten Teuten, einige aber auch Druden waren, fand aber nichts, was für die Meinen besonders wertvoll gewesen wäre und ließ alles liegen wie es lag. Ich glaube, der Mann hielt den wilden Gode für etwas schwachsinnig, als er ihn laufen ließ und das Lager nicht plünderte, wie es doch selbstverständlich war. Die Sternweisen und Halbgötter werden eben auch langsam alt, und dann bekommen sie Anwandlungen der Milde, die so gar nicht in die Notzeit der Eisgrenze passen.

Luhre hatte noch einige Worte mit dem freigelassenen Teuten gesprochen und trieb sein Pferd jetzt neben mich.

„Herr Herzog!“ sagte er leise. „Diese Waldmenschen halten dich für einen richtigen Gott.“

„Sei froh, daß du mir näher stehst“, antwortete ich lachend.

„Auch unter den Deinen gibt es viele Männer, namentlich aber Frauen, die das gleiche sagen“, fuhr Luhre fort. „Wenn ich nicht mit dir auf der Königsgaleere gefahren wäre und dann auf der ‚Windbirge‘ des Hogger, so würde ich es heute auch glauben. Ich werde jedenfalls nichts dagegen sagen, wenn wieder die Rede darauf kommt, denn ich halte es sogar für gut, daß es so ist. Deine Macht ist unsere Rettung, und wenn die Menschen sagen, du seist der einäugige Gode, so ist das so viel wie tausend Schwertleute. Ich rate dir, Herr Herzog, keinen Einspruch gegen solche Gerüchte zu erheben. Was uns hilft, nach Hellas und zum König zu kommen, müssen wir ausnutzen. Und einem Mann, der aus den Sternen kommt, diene ich nicht gerade ungerne.“

Ich sah mich um. Rechts, links und hinter mir trabten meine Reiter, mit blinkenden Helmen und wehender Kammzier, die schimmernden Lanzen hocherhoben und einer wie der andere von guter, aufgerichteter Haltung. Ja, der einäugige Gode hatte sich sein wildes Heer hart zusammengeschmiedet! Diese einheitliche Bewaffnung, die Haltung meiner Männer kam nicht von heute auf morgen. Es steckte jahrelange Erziehung darin und eine rücksichtslose Manneszucht. Mochten die Menschen darüber denken, was sie wollten!

Hoch über unseren Häupten rauschten wieder die Schwäne nach Süden, weil sie den Winter spürten, dem sie ausweichen mußten. Zäh und unverdrossen trotzten die schönen heiligen Vögel dem Ungemach, das der Uralte über die grüne Erde geschickt hatte. Ich selbst hatte den adligen Bruder im All auch schon oft überwunden, wie die Schwäne von Thule, und ich hatte die Absicht, es noch oft zu tun und mir das Heft nicht aus der Hand winden zu lassen. Mußte es nicht für Gott eine Wonne sein, solche Freunde auf der Erde zu haben, die sich nicht beugten und sich nicht niederbringen ließen? Gut, so mochte er mir auch ein Quentchen von seinem Ruhm abgeben. War ich nicht auf seinem kalten Stern Heldung gewesen, den wir nun den Mond nannten? Im Fieber war es nur gewesen, aber mit dem scharfen, denkenden Geist nicht minder, und der ist ja der Herr der Erde.

Gut, Godda Apacheta stammte von den Sternen. Es war ja so falsch nicht, was die Teuten sagten.

Ich lachte vor mich hin. Mit der Faust die Erde nach seinem Willen zu formen und mit dem Geist zu lenken, ist das höchste Glück auf meinem Stern.

Godda Apacheta war sehr übermütig und hochgemut an dem Tage, da er mit den Brennsteinschlitten zum Winterlager zurückritt.

DAS WILDE HEER

Im neunten Jahre unserer Wanderung gelangten wir bis an den Fuß des Erzgebirges. Es zu überschreiten wagte ich nicht mehr, da der Winter einzufallen drohte, der uns verhängnisvoll werden konnte, wenn er uns auf dem Kamm der Berge überraschte. Ich hatte also Geduld und überschritt erst im Sommer des zehnten Wanderjahres das Erzgebirge, und im Sommer des elften kam ich an die Donau.

Katte Hogger hatte mir den dritten und vierten Sohn geboren, und ich war sehr stolz auf die Knaben und hatte Frau Katte vierfach lieb. Sie war nun neunundzwanzig Jahre alt und sah aus wie der ewige Frühling, der am Eisrande von Thule blühte trotz Wintersturm und Frostriesen. Ich konnte es oft nicht fassen, daß die junge Frau den alten Godda Apacheta immer noch liebte. War ich doch inzwischen sechsundsechzig Jahre alt geworden und war nur deshalb einigermaßen ansehnlich geworden, weil Katte so gut für mich sorgte und mich pflegte wie einen alten Gaul, dem man zugetan ist und dessen Unschönheiten man ausgleichen will.

Unser Winterlager an der Donau glich einer kleinen Stadt. Zwar hatte sich mein Volk nicht mehr wesentlich vergrößert, aber unsere Hilfsmittel waren besser und reichhaltiger geworden, auch waren die Handwerker, die ich ausbilden ließ, in genügender Zahl vorhanden, um für das Winterlager Holzhäuser bauen lassen zu können. Ich wohnte mit den Meinen schon lange nicht mehr in Gruben, die ich mit Baumstämmen überdachte, sondern in rich-

tigen Häusern, und ich selbst ließ mir für jedes Winterlager eine Halle mit Herdstelle errichten, um dort abwechselnd meine Männer zu Gast zu haben und dadurch auch im Winter die Fühlung mit ihnen nicht zu verlieren. Ich saß gewöhnlich neben Frau Katte auf einem Hochsitz, und auf meinen Schultern hockten die Raben, die nun schon gesetzte, ältere Vögel geworden waren und sich zu mir hingezogen fühlten, ich weiß nicht warum. Obschon die Raben meiner alten Mutter gehörten, so erzählten die Gäste aus fremden Volksgruppen, die ich im Winter häufig an meiner Tafel sah, die Raben gehörten zu dem wilden Gode. Da ich der Bequemlichkeit wegen häufig das künstliche Edelsteinauge nicht einsetzte, so gebe ich zu, daß ich einäugiger alter Mann mit den beiden Raben einen etwas unheimlichen Eindruck machen konnte, wenigstens für die, welche mich nicht näher kannten. In meiner Halle sah es zudem sehr prächtig aus, so wie die Wohnung eines mächtigen Eiskönigs aussehen muß. Im Tieflande des Erzgebirges hatte ich reiche Beute gemacht, Goldgerät, silbernes Tafelgeschirr aus atlantischen Werkstätten, Seide aus Zipangu, Tuche aus Harvesum, einer versunkenen Insel des Reiches, dazu atlantische Waffen und edlen Schmuck in großer Zahl. Meinen Männern und Gästen schenkte ich mit vollen Händen, weil mir der Reichtum aus Beute und Auflagelasten in fast ununterbrochener Folge zuströmte.

Allerdings waren die Verluste im Kampf nicht gering gewesen, aber im letzten Jahre waren allein über sechzig junge Leute zum Schwert herangewachsen, die den Ausfall mehr als wettmachten.

Vom alten Stamm, der mit mir noch auf der Königsgaleere gefahren war, fehlte nun auch Forsanti, der im Erzgebirge gefallen war. Was an jungem Volk um mich heranwuchs, wußte nicht mehr viel von Atlantis und dem versunkenen Reich. Ich selbst war unter den Meinen zu einer Sage geworden, weil ich zu einer Zeit gelebt hatte, in der der Mond noch nicht die Nächte erhellte und in der der Frühling auf der Erde war und nicht der harte Winter. Man sprach von mir mit Scheu und Ehrfurcht als von dem Freund

der Sterne, dem Bruder des uralten Gottes im All, und ich konnte es nicht widerlegen, weil ich oft zu meinen Freunden davon gesprochen hatte. Wie konnten die einfachen Menschen den tieferen Sinn fassen, den ich solchen Worten hatte geben wollen?

In meinem Winterlager an der Donau, unter dem Hall der Hammerschläge der Werkleute, die die Schiffsflöße für die weite Flußfahrt bauten, starb meine alte Mutter im einhundertundeinten Jahre ihres Lebens, still und ehrwürdig, wie sie gelebt hatte, und sie verlor das Bewußtsein nicht, bis der ewige Friede bei ihr einkehrte und in ihre Züge letzte Hoheit und Würde meißelte. Sie sprach nur mitunter meinen Namen aus, sonst nichts, und ging von mir als treuester Freund und Bundesgenosse. Katte Hogger saß neben mir am Bett der königlichen Frau und hielt meine Hand und die der Mutter.

Die beiden Raben, die sich trauernd auf den unteren Lagerrand gesetzt hatten, flogen auf meine Schultern, als wüßten sie, daß ihre alte Herrin nun nicht mehr für sie sorgen könne.

Als das Herz meiner Mutter still stand, sagte Katte, nun wolle sie meine Mutter sein, weil sie auch meine Tochter und Frau habe sein dürfen und die Mutter meiner Söhne, also alles, was eine Frau einem Manne sein könne, in einer Vereinigung. Sie sagte das ohne zu weinen und ohne sichtbare Trauer, und ich freute mich über dies ehrliche grade Jungweib, das es verschmähte, den Tod der Hundertjährigen mit äußeren Zeichen des Schmerzes zu entwerten. Sie wußte, daß ich meiner Mutter in den langen Jahrzehnten unseres Zusammenseins kein böses Wort, keinen unfreundlichen Gedanken gegeben hatte und wußte auch, daß es die Mutter ebenso gehalten hatte. Die Erkenntnis der Notwendigkeit des Todes hatte unser gemeinsames Leben vergoldet und uns vor jedem kränkenden Gedanken und vor jedem unguten Wort bewahrt, weil wir die Zeit nutzten, da wir der Atemzug Gottes sein durften, und weil mit dem Tode die Spanne vorüber ist, da wir Gottes adlige Wünsche erfüllen dürfen. Katte Hogger war in den letzten Jahren die ständige Pflegerin meiner Mutter gewesen, und sie

hatte es dabei nicht leicht gehabt. Ich nahm deshalb die schwere goldene Kette von meiner Mutter Brust und legte sie Katte Hogger an, die von nun an die Stelle der Mutter an dem alten Godda Apacheta vertreten sollte.

Im zwölften Sommer unserer Wanderung begann die Fahrt donauabwärts, und wir waren damit an den äußersten Rand gen Osten der teutischen Alpen gekommen, die mein Ziel gewesen waren, um dann nach Süden zu gehen, wo Hellas auf mich wartete. Die Fahrt konnte erst im hohen Sommer begonnen werden, weil ich auf Herrn Gerdungs Rat nicht eher den Befehl zur Abfahrt geben wollte, als bis die letzten Vorbereitungen mit peinlicher Genauigkeit durchgeführt waren. Glücklicherweise waren meine Männer daran gewöhnt, daß in dieser Weise gearbeitet wurde, und sie vertrauten mir auch dann, wenn sie glaubten, es ginge mit ein wenig mehr Leichtsinn ebensogut. Die Donau war ungeheuer breit und reißend, und Fokke Paliso meinte, so sei sie früher nicht gewesen. Es war uns aber schon zuvor bekannt, warum dies bei Beginn des Sommers der Fall sein mußte.

Die Vereisung der Ostalpen sorgte in den tieferen Lagen für reichliches Schmelzwasser. Da ich wußte, daß der obere Lauf der Donau in gemessener Entfernung dem Zuge der Alpen etwa gleich lief, so war der Wasserzufluß aus den Glitscherenden viel reichlicher als zur Zeit vor der Fesselung des Mondes an die Erde. Fokke Paliso kannte daher von seinen früheren Reisen den Fluß nicht mit der reichlichen Wassermenge, die er heute aufwies.

Ich verlud mein Atlantervolk auf fünf mächtige Flöße mit doppelten Holzböden und hoher Reling, und auf jeder Tafel sorgten mit Ablösung fünfzig Kriegsgefangene unter der Leitung eines atlantischen Schwertmannes mit Rudern und langen Stangen für eine sichere Fahrt. Die Flöße waren untereinander mit Gelenken verbunden, deren Herstellung die meiste Zeit während der Vorbereitung gekostet hatte, weil wir keine Hanfseile besaßen und deshalb die Gelenke aus Eschenholz anfertigen mußten. Von jedem Floß zum anderen waren fünf Gelenke gelegt, die sich in

Zapfen frei drehen konnten, und ich war mit meinen Baufachleuten aus Orlin sehr zufrieden. Ich mußte auf der Floßfahrt in unbekanntes Land mein Volk streng zusammenhalten, und es gelang auch bis fast am Schluß der Fahrt. Da trennten sich die Tafeln, weil die Gelenke und namentlich die Holzzapfen ausgeschliffen waren. Es war aber die Stelle verabredet, an der gesammelt werden sollte, und so brachte dies Unheil keinen größeren Schaden.

In diesem zwölften Wandersommer legten wir eine gewaltige Strecke nach Süden und Südosten zurück, und als sich die Donau wieder nach Nordosten wenden wollte, verließen wir die Flöße, luden sie ab und schlugen an den Berghängen des vor uns liegenden Gebirges das Winterlager auf. Der Sommer war besonders warm, und es schien mir auch, als sei er etwas länger gewesen. Das mußte daran liegen, daß wir mit großer Schnelligkeit in südlichere Gegenden kamen, in denen sich die Vereisung des Nordlandes Thule nicht mehr in gleichem Maße bemerkbar machte wie früher, als wir noch an der Frostgrenze entlangwanderten. Auch empfanden meine kältegewohnten Notgenossen jede Veränderung zum Besseren sehr deutlich. Sie verglichen sofort und stellten mit innerem Jubel fest, daß es nun tatsächlich dem warmen Hellas zuginge, und daß der alte Gode sie wieder richtig geführt hatte. Die Reise auf den Flößen machte dem Volk große Freude. Die Leute hatten ihre Zelte aufgeschlagen und sahen sich die Ufer des Stromes in aller Bequemlichkeit an. So gut hatten sie es in allen vergangenen Wanderjahren nicht gehabt!

Da der Fluß sehr reißend war, so flößten wir nur am Tage und legten uns nachts ans Ufer oder an eine Insel, das letzte natürlich lieber, weil wir dann die Wachen gegen etwaige Menschenfeinde zum größten Teil sparen konnten. Wenn die Beschaffenheit des Ufers es zuließ, schickte ich meine Jungmannschaft auf die Jagd, um frisches Fleisch zu holen, und das bedeutete immer einen ganzen Tag der Ruhe, wenigstens für die, welche die Jagd nicht mitmachten. Da ich aber über dreihundert Kriegsleute, die gleiche

Zahl Gefangene und über weit mehr als tausend Frauen und Mädchen nebst Kindern zu verpflegen hatte, mußte ich Geduld haben und solche Tage opfern, die natürlich besser der Fahrt nach Süden gedient hätten.

Wir waren bei unserem Weitermarsch im dreizehnten Sommer in eine Gegend gekommen, die mit geringen Gebirgen durchzogen war und die viel Wald trug. Der Wildreichtum war größer geworden, als an der Eisgrenze, namentlich der wolletragende Elfenbein-Dickhäuter erschien öfters in größeren Herden, und es war schwer, diesen furchtbaren Tieren auszuweichen, die sehr angriffslustig sind. Gegen Sommersende aber hatten wir sechs dieser Dickhäuter in Gruben gefangen, und Herr Gerdung tötete sie mit einer Speerschleuder, die er erfunden hatte und die eine Erinnerung an eine Kriegsschleuder des Reichsheeres war. Sie konnte natürlich nur gegen gefangene, also wehrlose Tiere verwendet werden, weil sie zu ungefüge war, um als Jagdgerät in freier Wildbahn zu dienen.

Wir stießen von jetzt an auf größere Menschengruppen, die sehr unterschiedlich bewaffnet waren. Nach Süden zu nahm die Bevölkerungsdichte zu. Wir fanden in verborgenen Talgründen Wassermühlen und Bauernhöfe in größerer Zahl, deren Felder sogar bewirtschaftet wurden. Ich bewunderte die Menschen, denen sie gehörten, da sie doch unter ständiger Drohung räuberischer Horden lebten. Keine Gefahr hielt sie davon ab, den Acker zu pflügen. Wir ließen die Leute gewöhnlich unbelästigt und wurden auch selten angegriffen, weil unsere Zahl und Bewaffnung, aber auch unsere Kriegszucht zur Vorsicht rieten. Ich habe jedenfalls auf meiner Weiterreise keine Gruppe gefunden, die gleich uns in geordneter Zucht lebte und eine tüchtige einheitliche Kampfausbildung besaß. Da waren die Teuten am nördlichen Alpenrande andere Männer gewesen!

Einige Atlanter schlossen sich uns im Laufe der Zeit an, aber es waren nur wenige, dafür war ein gebildeter, älterer Mann dabei, der lange in Hellas gewesen war, aber als Kriegsgefangener seit

vielen Jahren in den Donaugegenden lebte. Von diesem erfuhr ich, daß in Hellas ständig gekämpft worden sei, wenigstens damals, als er das Unglück gehabt habe, in die Hände irgendwelcher Räuber zu fallen. Von meinem König wußte er nichts, und ich war anfangs sehr traurig darüber. Allerdings konnte er auch nichts von ihm wissen, weil er schon zu lange nördlich der hellenischen Berge lebte. Er erzählte mir aber von der Schiffahrt auf dem Meere Mitteland, die immer noch im Gange sei, doch würde sie jetzt nur von Seeräubern aller Art getrieben. Wie ich wisse, habe der König von Atlantis kurz vor dem Untergang des Reiches mit Hellas Krieg geführt, weil es sich selbständig habe machen wollen, und der Krieg tobe wahrscheinlich in anderer Form und aus anderen Gründen heute noch weiter. Namentlich die Reste der Atlanter, die am Nil säßen und die im Erdunglück nicht so sehr gelitten hätten wie die anderen Völker, versuchten immer wieder, Hellas an sich zu bringen. In wessen Händen sich die Dreiecksinsel im Thyrrenischen Meer befände, wisse er nicht. Zu seiner Zeit seien Atlanter dort gewesen. Diese seien auch wenig behelligt worden, weil die Schiffahrt im Westen des Meeres Mitteland sehr gefährlich geworden sei.

Ich fragte den Mann, warum das sei und worin diese Gefahr bestehe? Alle Atlanter seien doch mit der Schiffahrt vertraut und brauchten ein verhältnismäßig kleines Meer, wie das des Mittelandes, nicht zu fürchten.

Phortas, so hieß der Hellene, erwiderte, nein, es sei nicht die Furcht vor der gewöhnlichen Seefahrt, die die Menschen davon abhalte, nach Westen zu segeln, sondern es gehe die Sage, westlich der Dreiecksinsel oder, wie andere sagten, zwischen der Dreiecksinsel und der Südspitze Etruriens, überhaupt in dem ganzen Gebiet zur Straße des Himmelsträgers hin sei es nicht geheuer. Dort wühlten ungeheure Mahlströme, und es seien namentlich derer zwei, die besonders gefährlich sein sollten. Die Hellenen hätten diesen Mahlströmen auch Namen gegeben: Sie hießen Scylla und Charybdis, und wer mit seiner Galeere durch den einen hin-

durchkäme, der fiele mit Sicherheit dem anderen Strome zum Opfer. Jedenfalls sei kein Schiff zurückgekommen, das sich in jene Gegenden gewagt habe.

Ich ließ darauf Fokke Paliso kommen und besprach mit ihm die Sage, die mir einen wahren Kern zu haben schien. Wir suchten aus den Kartenvorräten der „Windbirge" und denen aus Orlin die betreffenden Pläne heraus und sahen sie uns an.

Da ich die Driftfahrt auf dem atlantischen Meere erlebt hatte und wiederholt auf hoher Flutwoge an der Straße des Himmelsträgers, allerdings auf der atlantischen Seite, vorübergekommen war, so sprach ich die Ansicht aus, daß jedesmal, wenn die Mondflutwoge nach Süden drifte, an der äußeren, westlichen Seite der Himmelsträgerenge ein Wasseranstau entstehe, der sich mit großer Wucht in den Westteil des Mittemeeres ergösse. Sei aber die Mondflutwoge nach Norden abgeebbt, so habe der Westteil des Mittemeeres einen Anstau zu verzeichnen und gebe nun den Überschuß seines Wassers mit gleicher Wucht der atlantischen See zurück. Es finde daher ein ständiges Zu- und Abströmen gewaltiger Wassermengen durch die Enge des Himmelsträgers statt, und es sei einzusehen, daß man in solchem Hin- und Herdriften einfach gefangen säße und nie wieder herauskommen könne. Wenn also der König die Enge erreicht haben sollte, so war er in den Mahlströmen untergegangen. Auch mir wäre das geschehen, wenn ich die Führung der Königsgaleere weiterhin gehabt hätte. Vermutlich lebe also mein König nicht mehr, und auch der Godda Acora sei wahrscheinlich untergegangen.

Katte Hogger, die zugehört hatte, als Fokke und ich die Sage des kriegsgefangenen Atlanters besprachen, schüttelte den Kopf. Sie habe nun so viel von mir gelernt, daß sie auch einmal in dieser Sache etwas sagen wolle. Sie vermute, der König sei mit seiner Galeere gar nicht über die Enge des Mittemeeres hinaus nach Süden zurückgedriftet, dafür sei das Fahrzeug viel zu nahe an der Küste gewesen. Ja, wenn ich, der einäugige Steuermann, noch an Bord gewesen wäre, so hätten meine Freunde Vertrauen gehabt und

hätten mich unterstützt, um das freie Fahrwasser wieder zu erreichen. So aber sei sie der Ansicht, der König habe so schnell als möglich das Land aufgesucht, schon deshalb, weil Wasser und Lebensmittel sehr knapp gewesen seien, wie ich erzählt habe. Der König kenne die iberische Mark, die ein gesichertes Teilland des Reiches gewesen sei, und habe wahrscheinlich bald Freunde gefunden, nachdem er an Land gegangen fei. Ich möge den Verlauf der Küste verfolgen und mich daran erinnern, daß die Drift immer ein wenig nach Osten gerichtet gewesen sei, nicht starr nach Süden. Es sei mehr als wahrscheinlich, daß die Galeere des Königs noch nördlich der Einbuchtung, die zur Straße des Himmelsträgers führe, auf den Strand gelaufen sei. Habe Herr Balder doch nur im Eisschlamm festgesessen und nicht wie die „Windbirge“ im festen Tafeleis. Eisschlamm aber löse sich schnell, wenn er in südlichere und wärmere Gegenden komme. Die Königsgaleere sei sicher nicht durch die Straße des Himmelsträgers gegangen, eben weil ich, der Steuermann, gefehlt habe, um das Schiff zu führen. Als Katte das mit großer Sicherheit dargelegt hatte, war auch ich wieder voller Hoffnung, den Herrn noch lebend zu finden. Je länger ich über Kattes Worte nachdachte, um so mehr mußte ich ihr recht geben. Ich versuchte mich an die Stelle des Reichskönigs zu versetzen und gab mir zu, ich hätte jedenfalls nach dem Verlust des Steuermannes so bald als möglich das feste Land aufgesucht, schon wegen des drohenden Mangels an Lebensmitteln und Trinkwasser. Das gleiche werde auch der König getan haben.

An dem Vorhandensein der beiden Mahlströme Scylla und Charybdis zweifelte ich nicht, mochten sie nun an der Enge des Himmelsträgers zu suchen sein oder als zweitrangige Ströme zwischen der Dreiecksinsel und Etrurien. Wenn ich schon früher Gelegenheit gehabt hätte, über die Flutverhältnisse an der Enge des Himmelsträgers nachzudenken, so hätte ich eigentlich allein auf diese beiden Hochflutungen kommen müssen, die eine Nebenwirkung des Mondflutzuges waren. Ich war aber ehrlich genug, mir zuzugestehen, daß ich vor dreizehn Jahren an eine solche

Möglichkeit nicht gedacht hatte. Aber damals hatte ich den Kopf von anderen Sorgen und von Leid so voll, daß dieser Mangel an Denkkraft mindestens zu verstehen war. Godda Apacheta ist eben durchaus kein Gott oder Halbgott, wie die Menschen, sagen, und wenn die klugen Raben seiner alten Mutter noch so oft auf seiner Schulter sitzen, sondern er ist ein Mensch wie andere und macht seine Fehler wie diese.

Ich fragte den gefangenen Atlanter weiter, wie das Fahrwasser östlich der Dreiecksinsel, also nach Hellas zu, beschaffen sei? Er erwiderte, das müsse gut sein, wenigstens habe er in Hellas nichts von Gefahren gehört, die zwischen der Westküste von Hellas und der Ostseite der Dreiecksinsel drohten. Lediglich der Feuerberg auf der Insel sei in ständigem Ausbruch begriffen, und sein Leuchten dringe weit über See, ja man habe es mitunter nachts sogar in Hellas sehen können.

Ich dankte dem Mann und fragte ihn, welchen Beruf er habe. Er antwortete, er sei in Tiryns Goldschmied gewesen und habe auch für den damaligen atlantischen Geschäftsträger in Hellas gearbeitet, bis der Aufstand gegen das Reich ausgebrochen sei und die Kämpfe um die Unabhängigkeit von der atlantischen Weltherrschaft begonnen hätten. Diese Kämpfe hätten zwei Jahre gedauert und seien dann durch das große Erdunglück beendet worden, das Freund und Feind gleichmäßig getroffen habe. Damals seien unter schrecklichen Erdbeben ganze Landschollen in Hellas abgesunken, und es seien blühende Gemeinden buchstäblich von der aufgebrochenen Erde verschlungen worden. Auch die kämpfenden Heere habe das gleiche Los getroffen. Die Trümmer hätten sich getrennt und später auf eigene Faust Krieg geführt, aber nun nicht mehr als ordentliche Kriegsleute, sondern als Räuber. Er selbst, der Goldschmied Phortas, sei immer ein friedliebender Mann gewesen und habe mit Kriegen nie etwas zu tun gehabt, geschweige denn mit Plünderung und Raub, aber er habe einsehen müssen, daß in solchen Notzeiten auch die Handlungen andere würden, und daß Raub und Mord dann zu den Forderungen des täglichen

Lebens werden könnten. So sei auch er gezwungen worden, ein Räuber zu werden, weil er sonst verhungert wäre, und als solcher sei er in Kriegsgefangenschaft geraten. Warum er nicht erschlagen worden sei, wisse er nicht, und die, welche ihn ergriffen hätten, dürften es wahrscheinlich ebenfalls nicht gewußt haben. Vielleicht hätten sie ein Arbeitstier nötig gehabt oder die Sieger seien des Mordens satt gewesen. Auf diese Weise sei er lange Zeit in Hellas herumgezogen und sei ständig auf der Wanderung, vielleicht schon acht oder neun Jahre lang. Genau wisse er die Zeit nicht mehr. Seine Zwingherren seien in Nordhellas geschlagen worden und seien schließlich über die Pässe der nordhellenischen Berge ausgewichen. Bis an die Donau seien die Wanderungen gegangen, und er habe auch zweimal den Herrn gewechselt. Wenn er mir einen guten Rat erteilen dürfe, so bäte er mich, nicht nach Hellas zu gehen, denn dort müßten grade jetzt alle bösen Geister losgelassen sein. Immer wieder habe er in den letzten Jahren gesehen, daß neue Menschengruppen über die Pässe gekommen seien, um zur fruchtbaren Steppe der Donauniederung zu wandern. Von den reichen Städten und Dörfern in Hellas dürfte kein Stein mehr auf dem anderen stehen, aber wegen der vielfach gegliederten Küsten siedelten sich offenbar immer wieder neue Seeräubergemeinden an und verheerten mit dem Recht des Stärkeren, was zu zerstören noch übriggeblieben sei.

Ich lächelte über diese Warnung. Die mutlose Schilderung des alten Herrn Phortas entmutigte mich durchaus nicht, im Gegenteil, sie gab mir einen doppelten Ansporn, nach Hellas zu wandern. Der einäugige Gode verstand es schon, mit seinem wilden Heer Ordnung zu schaffen, wo er auch hinkam. Dafür bürgte ihm seine kleine, aber festgefügte Kriegsmacht. Das „wilde Heer“ wurde doch nur so genannt, weil es ungestüm und tapfer war, nicht aber wegen seiner Zuchtlosigkeit. Was ich bisher an Kampfgruppen gefunden hatte, reichte an Manneszucht nicht entfernt an meine Männer heran. Die Berichte aus Hellas aber sagten mir, daß dort Zuchtlosigkeit an der Tagesordnung sei, und daß das Raub-

tierdasein in dem schönen Land mit dem blauen Himmel zum Selbstzweck geworden war. Hier mit harter Hand durchzugreifen, mußte eine Wonne für Götter sein, allerdings auch für den Menschen Godda Apacheta, der sich vom Uralten ein wenig Ruhmes geborgt hat. Dreizehn Jahre lang hatte ich an meinem kleinen wilden Heer geschmiedet und hatte es zu einer furchtbaren Waffe gemacht, der der Ruf der Unüberwindlichkeit vorausging.

Ob es dem König, wenn er noch lebte, gelungen war, sich durchzusetzen, und wäre es auch nur in einer einzigen Stadt seines ehemaligen Weltreiches, wußte ich leider nicht. Aber vielleicht konnte ich ihm die rettende Hand reichen, wenn er in Not und Bedrängnis war. Nun wurde ich doch ungeduldig und hätte den Vormarsch gerne beschleunigt. Ich hatte Nachricht aus Hellas! Ich war geneigt zu glauben, daß das ersehnte Land hinter den nächsten Bergen liege, aber es war doch noch sehr weit, und der riesige Troß meines Volkes duldete keine Übereilung. Noch immer waren die Winter hart und dauerten lang.

Nein, was gut werden sollte, mußte Weile haben.

Die Zustände in den Ländern am Mittemeer schienen sehr verworren zu sein, aber das waren sie im Drudenlande und an der teutischen Eisgrenze nicht minder gewesen! Trotz der hoffnungslosen Lageschilderung des Goldschmiedes Phortas konnte ich mir nicht denken, daß Reichskönig Balder zugrunde gegangen war, sofern er die Mahlströme Scylla und Charybdis vermieden hatte. Verfügte er doch über eine Stammzahl atlantischer Ritter und Kriegsleute, die meine anfängliche Stammzahl um das Mehrfache an Zahl übertraf. Auch mußte er in den Mittemeerländern auf viele Atlanter getroffen sein, die nur auf eine straffe Führung warteten, um wieder brauchbar zu werden. Und in den Mittemeerländern, in der iberischen Mark, in Etrurien, auf der Dreiecksinsel, ja in Hellas selbst gab es zur Zeit des Reiches ganze Gemeinden von Tausenden von Einwohnern, die nicht alle vernichtet sein konnten. Litten doch diese Länder nicht unter der mörderischen Wirkung der Vereisung, wie es in den Thuleländern war, ja, die

Völker des Mittemeeres hatten nicht einmal eine Überflutung gekannt, als der Mond den irdischen Ozean am Gleicher emporwölbte und Atlantis bedeckte. Die Nulllinie zwischen Nord und Süd, zwischen Ebbe und Flutanstieg, lag ja etwa aus der Höhe der Enge des Himmelsträgers, also auf dem ganzen Ring, der an dieser Stelle um die Erdkugel lief.

Ich dachte an Herrn Framer von Akapana, den alten Reichsgrafen der Mark Tiahusinju, dachte an den tapferen Herrn Friede von Schoongaard, an Herrn Gerland von Tikina, den kleinen Ritter Gießel von Suderpoor, an Herrn Rabe von Guttenberg und an den alten Kriegsmann Sarota. Das waren vollwertige Schwertmänner, die dem König zur Verfügung standen, und die letzten Männer der Besatzung der Burg Akapana waren ehern und kriegsgewohnt, abgehärtet und stark! Nein, ich brauchte keine Sorge zu haben. Ein Mann wie der König setzte sich durch. Für König Balder ließ sich jeder seiner Ritter erschlagen, wenn es nötig war. Ich brauchte deshalb meinen Marsch nach Hellas nicht zu übereilen, sondern mußte mit geschlossener Kampfstärke auf der Halbinsel erscheinen und die Macht an mich reißen. Mit des Königs inzwischen wahrscheinlich ebenfalls gewachsener Macht konnten wir den Seeräubern des Mittemeeres trotzen, konnten inmitten der Unordnung ein geordnetes Reich aufbauen und das Banner von Atlantis wieder zum Sinnbild unserer alten Kultur erheben.

Im vierzehnten Sommer stand ich mit meinem wilden Heer und seinem Troß an der letzten hohen Gebirgssperre, die Hellas nach Norden abriegelte. Der größte Teil meiner Kriegsgefangenen, die mit mir die Donau hinabgefahren waren, hatte mich gebeten, bei mir bleiben zu dürfen, und da die Leute reinrassige Teuten waren und sich gut bewährt hatten, so nahm ich sie in meine Volksgemeinschaft auf. Südlich der Donau dagegen wimmelte es von Mischvolk, das über das hellenische Gebirge gekommen war. Von diesem nahm ich keinen Mann und keine Frau auf, und deshalb wuchs die Zahl meines Volkes in den letzten Jahren nur noch durch natürliche Vermehrung, nicht mehr durch Zuwanderung.

Ich lag mit über fünfhundert Kriegern an der Schwelle des Landes Hellas und überwinterte dort. Katte Hogger schenkte mir den fünften Sohn, und wenn ich meine künftigen Schwertritterlein betrachtete, so durfte ich sagen, daß der alte einäugige Gode im letzten halben Menschenalter vom Glück gradezu verfolgt worden war. Meine Knaben waren blank und hell und strahlten vor Gesundheit. Sie waren boshaft, lieb, frech und zärtlich, besaßen also alle Eigenschaften, die der uralte Bruder im All seinen Freunden zur Wahl gegeben hat, um sie zu entwickeln und zurückzudrängen, wie die göttlichen Wünsche der Eltern es für richtig halten. Dieses Glück dankte ich Frau Katte, ich wußte es wohl. Ihre reine Jugend, ihre unverwüstliche Gesundheit, waren in den Kindern durchgebrochen.

Der Sommer dauerte im Süden schon viel länger als droben an der Eisgrenze, und deshalb erlebten wir im vierzehnten Jahr einen sonnigen, warmen Herbst, den wir schon fast vergessen hatten. Ich hatte das Winterlager nicht an eine der beiden Straßen gelegt, die von den Gebirgspässen kamen, sondern abseits, einmal, um nicht gestört zu werden und dann, um auch andere nicht unnötig zu belästigen. Warum sollte ich ohne Not Streit und Kampf aufsuchen, wenn ich im nächsten Jahre jede Schwerthand für Hellas brauchte? Auch mein Lager blieb unbehelligt, weil sich alle schweifenden Horden, die über das Gebirge kamen oder südwärts zogen, wohl hüteten, mit dem wilden Heer des alten Gode anzubinden. Meine Außenwachen meldeten mir mit bezeichnender Regelmäßigkeit, daß fremde Heerhaufen in weitem Bogen um mein Winterlager herumwanderten, und daß sie sogar von den Straßen weggingen, um weiter südlich oder nördlich, je nach Wanderrichtung, wieder zu ihnen zurückzukehren.

Unweit des Lagers hatte ich nach dem Muster des Reiches einen Truppenübungsplatz eingerichtet, auf welchem die Jungmannschaften den ersten kriegerischen Halt bekamen. Auch die ehemaligen Kriegsgefangenen wurden hier eingeübt. Herr Gerdung von Gaardepoort war unermüdlich. Er bat mich, Besichtigungen abzu-

halten, wie es früher üblich gewesen sei, und ich tat es auch und mußte oft an meine Jugend denken, wenn ich als kleiner Schwertführer solchen friedlichen Besprechungen beiwohnte und mich langweilte. Nun hielt ich selbst solche Besprechungen ab, sogar auf einem Hügel, wie es immer üblich gewesen ist, dem sogenannten Feldherrnhügel, der stets den Spott der jungen Menschen herausgefordert hat, auch im Wechsel der Jahrtausende. Vielleicht war dies auch der Fall, als ich nun im Kreise meiner höheren und niederen Führer stand und meine unfehlbare Ansicht zum besten gab, daß hinter den ernsten Mienen meiner Jungritter in der dritten oder vierten Reihe die Fröhlichkeit lauerte und der Spott über den alten Heerführer Godda Apacheta. Ich hoffe es sogar, daß es so war, denn die Jugend soll sich nicht ändern, nur soll sie den Mund halten können; und das wird ihr beigebracht! Ich gestehe, daß ich sehr stolz war über das, was in vierzehn Jahren erreicht worden war, und das unter Verhältnissen, die andere Menschengruppen an den Rand des Abgrundes geführt hatten. Uns hatte die Notzeit zu ehernen Männern geschmiedet, die Manneszucht und Härte als etwas Selbstverständliches trugen, weil sie nichts anderes kannten.

An einem kühlen Herbsttage ritt ich mit Frau Katte in die Vorberge, weil sie einen Rothirsch strecken wollte. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, obschon ich mit meinen siebzig Jahren kein leidenschaftlicher Jäger mehr war. Ich war es eigentlich nie gewesen, war es nur in der Eiszeit des Nordens aus Not geworden und hielt es für gut, wenn die jungen Leute ihren Mut und ihre Geschicklichkeit dabei übten. Wir nahmen sieben Jungmannen mit, die sich darum rissen, mit Frau Katte den Rothirsch anzugehen, aber Frau Katte wollte ihn mit dem Schießzeug strecken, das sie nach wie vor mit Meisterschaft handhabte. Zur Sicherheit ließ ich die Bereitschaft des Lagers an die Pferde treten und befahl ständige Spähverbindung mit der Jagdgesellschaft, obschon eine Gefahr kaum drohte und räuberische Horden, wie ich schon berichtet habe, die Nähe des Winterlagers vermieden. Ich selbst wollte mir diesmal die Jagd nur ansehen und hatte mich auf Kattes

Wunsch so schön gemacht, wie es bei meinem Alter noch möglich war. Auch das künstliche Edelsteinauge saß blitzend in der Höhlung meiner Stirn, wie es meine Frau liebte. Aus dem einäugigen Gode war wieder einmal der prächtige Ritter und Sternweise Godda Apacheta geworden.

Wir hatten die Jagd noch nicht begonnen und ritten getrennt um ein Waldstück herum, Katte mit fünf Jungmännern auf der einen Seite, ich mit den beiden letzten Burschen auf der anderen.

Obschon wir nicht weit vom Winterlager entfernt waren, wurde Katte Hogger mit ihrer Gruppe von zehn verwilderten Kriegsleuten gestellt und angegriffen. Wie es sich später herausstellte, hatte meine rasche tapfere Frau sofort geschossen und einen der fremden Kriegsleute umgelegt. Dies sei zum Zoll der Wahrheit gesagt.

Ich hörte den aufdröhnenden Kampflärm und dachte zunächst nicht anders, als daß Katte auf Raubwild gestoßen sei. Aber einer meiner Jungmänner sagte:

„Herr Herzog, das klingt wie Kriegsruf! So schlagen Schwerter auf Erz!“

In höchster Gangart umritten wir den Wald, und zwar auf dem Wege zurück, den wir gekommen waren. Einen Jungmann sandte ich zum Lager, um Verstärkung zu holen, für alle Fälle, wenn es auch möglich war, daß wir der Angreifer allein Herr wurden.

Diese mußten besonders verwegene Burschen sein oder sie hatten von dem wilden Heer des Gode noch nichts gehört, weil sie eben erst vom Gebirge aus Hellas kamen. In kurzer Zeit war ich mit meinem Begleiter auf dem Kampfplatz und sah, wie sich meine Jungleute erfolgreich der nur kleinen Übermacht erwehrten. Frau Katte aber war in der Gewalt der Feinde. Sie lag bewegungslos am Rande des Gehölzes, und neben ihr kniete ein Mann. Nicht weit davon lag ein Mensch im Grase und rührte sich nicht.

Mein Herz zog sich zusammen. Ich wollte aus dem Sattel den Speer auf den knienden Mann schleudern, aber ich mußte meine Wut bezähmen, denn mit dem unsicheren Wurf vom Pferde konnte ich Frau Katte treffen.

Ich warf einen kurzen Blick auf die fechtenden Gruppen. Die Übermacht der Angreifer drängte, offenbar nach einem vorbedachten Plan, die Jungleute immer mehr von Frau Katte ab. Es handelte sich also um Frauenräuber, um die gleichen Männer, wie ich es jahrelang gewesen war, denn auch ich hatte unbedenklich Frauen geraubt und hatte es für mein gutes Recht gehalten und auch halten müssen.

Der Mensch, der neben Frau Katte gekniet hatte, war aufgesprungen und riß seinen Schild an sich, hatte blitzschnell den Speer erhoben und stand vor mir, ein junger, riesiger Bursche mit verwildertem Neubart und wehendem Blondhaar, das unter dem Broncehelm vorkam. Er war vorzuglich bewaffnet, jedenfalls nicht schlechter als ich. Als er in mir einen alten Mann erkannte, senkte er einen Augenblick den Schild und fragte mit deutlichem Spott:

„Nun, alter Herr, was willst du?“

Es fiel mir auf, daß er ein gutes Atlantisch sprach, doch achtete ich in meiner Empörung nicht darauf, zumal ich erst jetzt erkennen konnte, daß Frau Katte am Kopf blutete.

„Lebt die Frau?“ fragte ich atemlos und schwankend zwischen Zorn und Trauer. Warum mußte ich auch zugeben, daß Frau Katte den Rothirsch jagen wollte?

Der junge Mensch erwiderte, ja, sie lebe noch, aber sie habe einen schweren Schwertschlag erhalten, weil er und seine Leute sie für einen Mann gehalten hätten. Außerdem habe sie einen seiner Schwertritter mit dem Pfeil erschossen, und darauf habe er sie mit der Klinge angegangen, wie es recht und billig sei.

„Gib mir die Frau heraus, Fremder“, sagte ich heiser.

„Du willst verhandeln, alter Herr!“ lachte der Bursche hell auf. „Das ist eine neue Art zu fechten, wie mir scheint. Du bist wohl so alt geworden, weil du dich mit Verhandeln durch die Welt gedrückt hast? Echte Helden werden heute nicht alt. – Nein, die Frau bekommst du nicht wieder. Ich werde sie behalten und für mich gesund pflegen.“

Mein Jungmann hatte die unerhörte Beleidigung des fremden

Menschen gehört und hob den Speer, um ihn anzugehen. Ich aber winkte ihn zurück. Was sollte mein Bursche von dem alten Gode denken, wenn er eine solche Beleidigung auf sich sitzen ließ?

Ich war schnell aus dem Sattel, vielleicht schneller als mein Gegner erwartet hatte, denn er wurde nun ernst und stellte sich. Mein Speer zischte durch die Luft und schlug krachend in den Schild des fremden Menschen. Fast im gleichen Augenblick dröhnte der Speer des anderen auf dem Erzbuckel meines Wurfschutzes, so daß die Edelsteine der Katte Hogger aus den Fassungen sprangen und weit umhersprühten. Gleich darauf waren wir aneinander, der siebzigjährige Gode und der blutjunge Atlanter, der mir meine Katte genommen hatte. Ich sah gleich, daß es hier um Tod und Leben ging. Der Junge focht hervorragend und mit einer Schwertwucht, die ich selten gefunden habe. Ich aber schlug für Katte Hogger, schlug für die Mutter meiner fünf Söhne, und ich war plötzlich sehr ruhig und bedacht. Blitzschnell umkreiste mich der gefährliche Gegner auf seinen jungen Beinen, sausend gingen seine Hiebe gegen Helm und Schild.

Ich konnte hier nicht viel mehr tun, als den Burschen müde zu machen, ihn mit eisiger Ruhe zu zermürben und die Gelegenheit zu erwarten, wann ich zu Hieb oder Stich kam. Wir hatten die gleiche Schule, der Junge und ich. In Hieb und Deckung gaben wir uns nichts nach, nur daß mein furchtbarer Gegner mit gefährlicher Schnelligkeit Doppelhiebe schlug, die ich nur selten anwenden konnte, weil zum Durchhalten eine gute, jugendliche Lunge nötig war, und die hatte ich mit meinen siebzig Jahren nicht mehr. Glücklicherweise war mein Schwertarm mit Gold- und Bronceringen bis zur Schulter geschützt, aber der andere kam dennoch einmal durch, und ich spürte den stechenden Schmerz am Oberarm. Der Junge hatte gute Augen. Er erkannte sofort, daß ich angeschlagen war und zuckte seine gefährliche Klinge immer wieder blitzschnell nach meinem Schwertarm.

Noch einmal sollte es ihm nicht gelingen!

Ich prüfte die Griffmuskeln an meiner Hand. Sie faßten alle

noch. Also war die Wunde nicht bedeutend und hatte keine Muskel durchschnitten. Jach stieß meine Klinge zu und traf den Mann an der Schulter. Nun war es Zeit, daß ich in die Entscheidung ging. Der blitzartigen Geschwindigkeit des jugendlichen Mannes war ich auf die Dauer doch nicht gewachsen.

Ich rückte auf. Geduckt hielt ich den alten Schädel und spähte nach der Hieblücke.

Da traf mich selbst ein wuchtiger Schwerthieb auf Schildrand und Helm. Ich taumelte, und einen Augenblick wurde es dunkel vor meinen Augen.

Nun geschah etwas Sonderbares. Grade sprang mein Jungbursche hinzu, um den nächsten Hieb des Gegners herauszufangen, da sah ich, wie er den Schild ein wenig sinken ließ. Hatte ich ihn vorher mit meinem Stich in seine Schulter so schwer getroffen?

Das galt mir nun gleich. Zischend fuhr mein Schwert herab und traf den jungen Menschen zwischen Schulter und Kopf, daß das Blut hoch hervordrang. Er sank langsam in die Knie. Ich hob noch einmal das Schwert, um ihm den Rest zu geben, wie ich es gewohnt war bei allen Gefechten. Da bewegten sich seine Lippen, und deutlich hörte ich die Worte über mich hingehen:

„Godda Apacheta, mein armer Steuermann!“

War ein Blitz des Uralten vor mir niedergegangen? Hatte mich ein Trugbild betrogen? Ich wischte mit der Rechten, aus der das Schwert gefallen war, über meine Stirn. Da, die Augenhöhle war leer! Der Hieb des Gegners hatte den Edelstein der Katte Hogger hinausgesprengt. Unter meinem Helm rann das Blut hervor. Das Schwert meines Sohnes hatte die harte Bronce durchschlagen, und deshalb hatte ich fast die Besinnung verloren.

Ja, das Schwert meines Sohnes, des Acora Godda, war es gewesen! Das erkannte ich und taumelte unter dieser Erkenntnis mehr als unter der Wirkung des furchtbaren Hiebes. Der Schild glitt vom haltenden Arm zu Boden. Mein junger Reiter suchte mich zu stützen, ich wehrte ab. Nein, so schwer war ich nicht ange-

schlagen. Guter Kerl, dachte ich, wenn du wüßtest, warum der alte einäugige Gode umhertaumelt wie ein Irrer!

Die Züge meines jungen Gegners wurden matt und alt. Blässe legte sich zart über Stirn und Nase, die mit feinem Schwung unter ihr ansetzte. Ja, das war Atlantas schmale Stirn, dort starb Goddas Sohn, und ich erkannte wie im Nebel meine eigenen gealterten Züge in denen des Sterbenden. Dröhnend stürzte mein Sohn auf den Bronceschild, zuckte mit den Lippen, als wolle er noch einige Worte zu mir sagen und lag still.

Ich kniete neben dem Acora nieder und nahm den blonden starken Kopf in beide Hände. Da öffneten sich noch einmal die Blauaugen und sahen mich an. Lächelte der Junge nicht? Ja, er lächelte seinen geliebten Steuermann an, mit dem Lächeln des fünfjährigen Knaben, der neben mir am Ruderbaum gesessen hatte, Tage um Tage!

Ein echter Held wird nicht alt. So hatte der Knabe mir zugerufen, ehe wir die Klingen kreuzten. Nein, er war nicht alt geworden und hatte sich vom eigenen Vater erschlagen lassen müssen.

Warum hatte der Junge meinen Schwertarm nicht bester gefaßt? Um den alten Gode wäre es nicht schade gewesen. Aber du, mein einziger Sohn meiner einzigen Geliebten, meiner Königin Atlanta Framer, du warst es wert, zu leben. Was ich dachte und fühlte, als ich lange an der Leiche meines Godda Acora kniete, weiß niemand, selbst dem uralten Bruder im All habe ich nichts von diesem Leid gesagt. Ich wußte nicht, daß die Bereitschaft des Lagers längst eingetroffen war und die Atlanter eingekreist hatte, ich wußte nicht, daß die Feinde neben mir standen, als seien es Freunde, ich hörte nichts davon, daß der Schwertschlag verstummt war, und daß tiefes Schweigen in der Runde war.

Warum hatte ich mit diesem blonden Jungen gefochten?

Ich entsann mich. Ich griff ihn an, um Frau Katte zu retten. Wo war Katte Hogger, die Mutter von fünf Söhnen des alten Gode?

Dann dachte ich wieder an den König. Wie sollte ich vor meinen Herrn treten? Sollte ich ihm sagen, ich habe seinen Sohn und

Thronerben mit dem Schwert erschlagen? Die Singschwäne von Thule fliegen von Norden nach Süden und wieder zurück. Nun würde ich selbst wieder zurückfliegen müssen! So konnte ich nicht vor den König treten. Ja, zurück nach der Eisgrenze wollte ich wandern, nicht mehr nach Hellas. Was war mir Hellas, wo ich den Acora erschlagen hatte? Ich stand auf.

„Wo ist die Herzogin?“ fragte ich. Ich sah sie gleich. Sie lag noch immer am Gehölzrande. Noch immer lag hinter ihr in geringer Entfernung ein toter Mann, und der Pfeil der raschen Katte Hogger ragte aus seiner Stirne. Langsam ging ich zu der gestreckten Frau und winkte mit der Hand. Ich sah, daß zu viele Männer um mich standen. Dann war ich allein.

Leider mußte ich mich aufrecht halten, weil ich die Blicke der vielen Menschen aus der Entfernung auf mich gerichtet fühlte, und es sollte niemand von Godda Apacheta sagen, er sei zusammengeknickt ohne Schwertschlag.

So war es in dieser verfluchten Beilzeit! Der Vater erkannte den Sohn nicht und der Sohn nicht den Vater, und die mörderischen Klingen wüteten um der einfachsten Lebensrechte willen, um Nahrung, um Feuer, um Waffen, um Frauen, und ich hatte meine Klinge genau so gebraucht wie mein Sohn gegen Frau Katte und mich. Der Junge wollte mir meine Katte rauben und für sich behalten. Das war sein Lebensrecht! Er wollte Kinder haben, wollte Macht gewinnen, wie ich, wie ich. Er schlug Frau Katte mit dem Schwert, weil sie angegriffen hatte. Gut, mein tapferer Junge, das hatte auch ich getan! Frauen, die mir einen Jungmann erschießen mit dem gefährlichen Jagdzeug, dürfen sich nicht wundern, wenn ihnen die Klinge aufs Haupt zischt. Frauen sollen sich wie Frauen kleiden, damit man sie erkennt. Einer Frau hätte mein Junge keinen Schwertschlag gegeben. Aber so war es richtig. Godda Acora, du hast es recht gemacht. Hast mir meine Katte erschlagen, meine fröhliche Tochter, meine Mutter hast du mit getroffen und die Frau und Gattin. Nur den alten Gode hast du hier gelassen und warst so nahe am Sieg, lieber blonder Junge. Ja, meine Katte Hog-

ger, nun hast du mir das Leben gerettet und hast das deine hingegeben. Hast den Edelstein in meiner leeren Augenhöhle so schön geschliffen, aber dem Hiebe meines Jungen Godda mußte er doch weichen. Nun liegt er irgendwo im Gras, der schöne zusammengesetzte Stein. Katte, ich muß mich schon bedanken für deine Liebe, weil die leere Augenhöhle den Acora schreckte und seine Erinnerungen zum einäugigen Steuermann auf der Königsgaleere wies. Mußte ich Raubtier auch zuschlagen, als der Knabe den Schild sinken ließ?

Ich legte die Hände wie ein Irrer an den Mund, denn ich sah den Wahnsinn auf mich zukriechen wie eine scheußliche Schlange. Zwei Menschen lagen da im Grase, stumm und tot, aber was hatte ich schon damit zu tun? Viele Hundert Menschen hatte ich liegen sehen in der Beilzeit des Eiswinters, sie lagen genau so oder so ähnlich, mit dem Kinn zum Himmel oder mit dem Genick auf dem Schildrand. Und das war mir gleichgültig gewesen, mußte mir gleichgültig sein!

Warum stand ich nun hiermit grausigem Entsetzen? Warum rührte ich mich nicht, wankte nicht mehr wie vorhin, als mir der Junge das Schwert über den Helm jagte? Prachtvoll, wie er mich ansprang, wie ein Raubtiger sprang der Junge. Ja, das war mein Sohn, das war mein Godda, Atlantas einziges Kind.

Die Gedanken liefen im Kreis. Ich ließ sie laufen und ging willenlos mit. Ich stand zwischen den beiden Menschen, an denen mein altes Herz gehangen hatte, zwischen dem Sohn der Atlanta Framer und zwischen ihr, die vierzehn Jahre mein treuer Freund gewesen war, Katte Hogger, der Mutter meiner fünf Söhne aus der neuen harten Zeit. Ich kannte den Tod. Während ich mit meinem Sohne Godda im Kampf um Macht und Leben die Klinge kreuzte, hatte die junge schöne Frau ihre tapfere kindliche Seele dem All zurückgegeben. Sie war gestorben, wie man am Rande des Eises stirbt, ohne Prunk, ohne Aufsehen, mit dem Schwerthieb in der Stirn, erschlagen von meinem eigenen Sohn, mit Fug und Recht erschlagen, weil sie ihm einen Kriegsmann mit dem Pfeil auf den

Rasen legte. Und ich erschlug den Sohn, mit Fug und Recht, weil er mir die Frau und die Mutter meiner Söhne nehmen wollte, was auch sein Fug gewesen wäre in der Beilzeit der Erde.

Nur den alten Gode hatte der Tod vergeben. Godda Apacheta war kein Held, weil er mit Verhandeln sein Leben verlängert hatte. Lieber, toter Junge, wie schnell und hart urteilt die Jugend, und wie bitter wirft sie dem Feinde schwere Kränkungen hin.

„Lieber armer Steuermann!“ sagte der Knabe.

Mir würgte es in der Kehle. Ja, der Steuermann stand vor seinem kleinen Acora, der so freundlich und kindhaft plaudern konnte, der alles Wissen wollte von dem armen Steuermann mit dem einen Auge und der so gerne die Stirn über der häßlichen Höhlung gestreichelt hatte. Wie hätte er mich auch wiedererkennen können, mit dem rasierten Gesicht, mit dem blitzenden Edelsteinauge der Frau Katte? Kannte er mich doch nur mit grauem, langem Bart und höchstens mit der schwarzen Binde vor der Augenhöhlung, die mir die alte Mutter auf der Königsgaleere genäht hatte.

Vierzehn Jahre sind eine lange Zeit für einen Jungen, der heranwächst und ein Mann wird. In diesen Jahren verändert die Natur Züge und Haltung des Kindes, und wenn ein wilder Jungbart Kinn und Mund verhüllt, wenn ein Broncehelm tief in der Stirn sitzt, wie soll der alte Gode erkennen, daß sein eigener Sohn mit jachen Schwerthieben nach seinem Leben trachtet? Er traf meinen Helm. Der Edelstein flog aus seiner Höhle, und nun starrte die leere Augenhöhle furchtbar den jungen raschen Fechter an. Liebe Erinnerungen aus der Kinderzeit huschten da urplötzlich durch des Jungmannes Seele, und er ließ den Schild ein wenig sinken, wollte Frieden machen mit dem verblendeten Vater.

„Godda Apacheta, lieber armer Steuermann!“

Da fuhr auch schon das Schwert des alten Gode vernichtend nieder auf das eigene Kind! Zu spät, zu spät. Tief bis in die Lunge hieb das scharfe Erz. Der alte Gode konnte noch schlagen. Alte Raubtiere haben auch noch Krallen.

Blut tropfte mir vom Gesicht und rann in dünnem Bach über mein Lederkoller, Blut rann von meinem Schwertarm, aber ich sah es nicht. Über meine Schuhe rann der rote Saft und netzte das Gras, das vom Blute meiner Lieben zur purpurnen Decke geworden war.

Langsam hob ich die Augen.

Weit im Kreise standen meine Jungreiter und hielten ihre Pferde an den Trensen. Sie hatten zu Ehren der Toten die Helme abgenommen und verharrten schweigend, bis der alte Heerführer Gode seine Befehle geben würde. Fremde Männer standen in der Reihe der Meinen, hochgewachsene Schwertleute, und es war mir, als seien sie mir nicht ganz fremd.

Ich sah Herrn Gerdung von Gaardepoort und winkte ihn heran. Er hielt eine Spätrose in der Hand, die er in einem Bauerngarten gepflückt haben mochte, und sah mich mit den treuen, zuverlässigen Augen an. Er kam heran, trat zu Frau Katte und legte die Rose auf ihre Brust. Dann richtete er sich auf. Ich lächelte und gab ihm die Hand. Ich wußte es so gut, was die Rose sagen sollte. Er hatte sie der einzigen Frau geschenkt, die er von Herzen geliebt hatte.

Ich deutete auf den erschlagenen Godda Acora. Herr Gerdung nickte, hob die Hand über dem Toten.

„Herr Herzog“, sagte er leise. „Ich bitte dich um härteste Fassung. Der letzte König von Atlantis ist von deiner Hand gefallen.“

„Du meinst den Acora?“ fragte ich, ohne ihn zu verstehen.

„Nein, Herr Herzog“, erwiderte der Ritter. „König Balder ist im vergangenen Jahre im Kampfe um Mykene in Südhellas gefallen. König Godda, der Junge, folgte ihm als unser letzter Herr. Nun ist das Reich auch für uns versunken.“

„Versunken“, wiederholte ich.

Herr Gerdung trat noch dichter an mich heran.

„Höre mich, Herr Herzog“, sagte er dringend. „Herr Friede von Schoongaard hat mir soeben erzählt, der junge König sei aus Hellas nach Norden gegangen, um den Steuermann zu suchen. Er ha-

be von dem einäugigen Gode und seinem wilden Heer gehört und habe gesagt, das sei niemand anderes als sein armer Steuermann, und er werde ihn finden, da er doch so nahe sein solle. Er habe den Seinen den Auftrag gegeben, nie das Schwert gegen einen einäugigen Ritter zu heben, denn das könne Godda Apacheta sein. Und nur Godda Apacheta könne Herrn Balder rächen und die gefangenen Frauen und Kinder in Mykene befreien. Du mußt das wissen, Herr Herzog, damit es dir kein anderer sagt und damit du vorbereitet bist. Wer soll es dir sagen, wenn nicht dein Ritter Gerdung?“

Ich antwortete dem Getreuen, ich wolle die Männer aus Hellas in der Herzogshalle sprechen, zuvor aber möge er für Bahren aus Eichenspeeren sorgen. Wir wollten unsere Toten gemeinsam zum Winterlager überführen.

„Meine Reiter sind fertig“, sagte Herr Gerdung. „Die Tragen sind inzwischen zusammengefügt. Ich bitte dich, deine Herzogin tragen zu dürfen.“

„Und ich werde meinen König tragen“, erwiderte ich. Herr Gerdung trat zurück und winkte. Da kamen die Speertragen heran, und wir betteten die Gefallenen darauf.

So zog der einäugige Gode mit seinem erschlagenen König und mit seiner gefallenen Herzogin durch die Lagergasse seines nordischen Volkes und brachte die Kampfgefällten in die Halle des Herzogshauses. Zu beiden Seiten des Herdes standen die Bahren, und vor dem Herd in der Mitte stand mein hoher Herzogsstuhl, auf dem der alte Gode aufgerichtet saß, auf den Schultern die beiden Raben, die Katte Hogger vor vierzehn Jahren als Jungvögel für die Frau Mutter gefangen hatte und die heute den alten Herzog trösten wollten, weil er an diesem Tage den schwersten Kampf seines langen Lebens gefochten hatte, mit dem Schwert und mit der Seele.

Ragild, des Ritters Gerdung Frau, kam leise herein und brachte Wasser und Tücher mit, auch Nähzeug für meine Wunden. Sie zog mit dünnen Darmsaiten die Wundränder zusammen, an Stirn und

Schwertarm, und verband sie mit zartem Leinen. Ich ließ es mir gefallen und spürte nichts, so unempfindlich war ich geworden.

Dann kam Herr Gerdung von Gaardepoort und brachte eine Bitte der atlantischen Königsleute vor, die Gerland von Tikina vorgetragen hatte. Die wenigen Ritter und Schwertleute, die am Morgen mit der Herzogin und mit mir zusammengetroffen waren, seien nur ein Spähtrupp unter der Führung des Königs Godda gewesen. Herr Gerland bitte um die Erlaubnis, die Wandergruppe, die mit wenigen Frauen und Kindern im Gebirge läge und auf die Rückkehr der Späher warte, zum Winterlager holen zu dürfen. Ich fragte, um welche Zahl es sich handele. Herr Gerdung antwortete, es seien außer den zehn, von denen einer durch Frau Katte gefallen, drei andere aber durch meine Jungleute angeschlagen seien, noch vierzig Kriegsmänner und achtzehn Frauen und einige Kinder. Die geringe Zahl der Frauen erkläre sich aus Kampfverlusten. Es sei offenbar fast das ganze Volk des Königs in Hellas in Gefangenschaft geraten. Er habe nicht weiter fragen wollen.

„Was sagen die alten Freunde, daß ich den König erschlagen habe?“ forschte ich.

„Sie sagen, durch der Herzogin Tod sei beglichen, was zu begleichen sei“, antwortete der Ritter. „Sie sagen, es sei genug Mord unter Feinden, nun solle unter Freunden Frieden sein.“

Ich nickte. Später werde ich die Herren zu mir bitten, sagte ich dann. Nur noch eine kurze Zeit wolle ich allein bei meinen Toten bleiben.

Abends ließ ich die Männer der Königsgaleere rufen. Es waren nicht mehr viele, die die Halle betraten, denn die neuen und jungen Atlanter, die die Fahrt mit König Balder nicht mitgemacht hatten, wollte ich heute noch nicht sprechen.

Als ersten erkannte ich Sarota, den braven, alten Burschen, der auf der Königsgaleere das Wasser in dem Bilgeraum verwaltet hatte und der von mir gescholten wurde, weil er das süße Wasser zum Baden der Kleinkinder hergegeben hatte. Als ich aufstand und auf ihn zuging, legte er seine Arme um meinen Hals und war

nahe am Weinen, aber er schnaufte nur kurz und richtete sich wieder hoch.

Dann kam der Ritter Gerland von Tikina auf mich zu. Ich war nie enger mit ihm verbunden gewesen, aber ich kannte seine Treue zum König und reichte ihm die Hand, und er kam zögernd näher, so daß ich mit den Händen seinen grauen Kopf nahm und ihm die Schulter klopfte. Auch er konnte kein Wort sprechen, so sehr ergriff ihn dies Wiedersehen, von dem wir alle so anders gedacht und gehofft hatten.

Da stand Herr Friede von Schoongaard, noch frisch und ziemlich jung, und ich winkte ihn heran, um ihm die Hand zu drücken, aber er reichte mir die Linke hin. Die Rechte war abgehauen und der Armstumpf steckte in einer Lederhülle. Rabe von Guttenberg war sehr jung gewesen, als ich ihn verließ, und ich konnte ihn nicht mehr recht erkennen, weil sein Gesicht von einem Schwerthieb gespalten war und weil die Wundränder noch immer geschwollen waren und die Züge des Ritters verzerrten. Ich drückte sein Haupt vorsichtig an meine Brust. Für mich war der Mann schön, weil seine Seele tapfer und treu gewesen war.

„Wo ist Framer von Akapana?“ fragte ich.

Er sei gefallen, sagte der Schoongaarder.

Und Gießel von Suderpoor, der schnelle kleine Schwertmann?

Ebenfalls erschlagen, sagte Herr Friebe.

Wittewehr von Tambilo, der riesige Gefolgsmann des Reichsgrafen stand mit weißem Bart im Hallentor und näherte sich meinem Stuhl. Ich reichte ihm die Hand. Sie gaben sie mir alle, und ich wunderte mich eigentlich darüber. Hatte ich doch ihren König erschlagen! Dann kamen Marke, Wilbrand und Bilrung, der Bergmann aus Kalasia in Tiahusinju Hochland, der den Erzhammer schon lange mit dem Schwert vertauscht hatte. Er hatte keine Ohmuscheln mehr, weil sie ihm abgeschnitten worden waren, als er kurze Zeit in der Gefangenschaft minderwertiger Menschen gewesen war. Droger von Siminak kam durch den Torbogen, der Fischmeister von Aztlan, Henneke von Gaatland, der Rechts-

berater des Königs Balder, Wehle von Brammerloh, der Feldscher von Akapana, mit verbundenem Schwertarm, aber er war der letzte von den alten Genossen, die mit mir auf der Königsgaleere gefahren waren. Die anderen waren gefallen, gestorben, ertrunken, verdorben, wie es die Beilzeit fordert von den Menschen, die um Macht und Ehre fechten.

Auch die letzten Männer, die mit mir auf die „Windbirge" gegangen waren, hatte ich in die Halle bestellt. Es waren wenige. Gerdung von Gaardepoort, Lutbrand und Luhre. Forsanti und Saland fehlten. Sie waren am Eisrand von Thule gefallen.

Nun saßen wir wieder beisammen, die Letzten von der Königsgaleere, die wir nach Nordland hatten steuern wollen, und wir feierten zu Ehren der Toten ein Abendmahl auf silbernen Tellern, die ich erbeutet, und aus goldenen Bechern, die ich geraubt hatte. Wein hatten wir nicht, sondern nur ein einfaches Bier, das ein Fachmann meines Volkes aus Wildgerste herstellte.

Und Sarota, der älteste der Königsmänner, erzählte von der Galeere und ihrem Schicksal:

König Balder habe bald nach dem Abtreiben der Scholle von der „Windbirge" eingesehen, daß es nicht möglich sein werde, mich, die fünf Männer und die Frau Mutter wieder aufzunehmen. Die Driftfahrt sei dicht unter Land der Mark Iberien mit Windeseile nach Süden gelaufen, doch habe die Scholle mehrere Male am Lande festgesessen, so daß der Fürst zeitweise in Versuchung gewesen sei, die Galeere zu verlassen. Er habe es aber nicht getan, weil es dann nicht möglich gewesen wäre, die nötigsten Geräte und das Gepäck mitzunehmen, und so sei die Driftfahrt immer weiter südlich gelaufen, bis sich der Eisschlamm lockerte und das Schiff freiließ. Da nun auch Herr Framer von Akapana für eine schnelle Beendigung der hoffnungslosen Driftung eintrat, habe sich Herr Balder entschlossen, bei nächster Gelegenheit, wenn das Ufer der Mark irgendwo frei von Eis gefunden würde, den Strand anzusteuern und das Schiff auf den Sand zu setzen. Der Plan, das Meer Mitteland zu Schiff zu erreichen, sei dabei nicht etwa auf-

gegeben worden, denn der König sei der Ansicht gewesen, daß der leichteste und sicherste Weg zur Dreiecksinsel im Thyrrenischen Meer immer noch der Wasserweg sei. Eine Wanderung über Land sei sehr zeitraubend und mühsam, und wenn noch eine Möglichkeit vorhanden sei, zu Schiff zu fahren, so wolle er sie ausnutzen. Er hätte die Absicht gehabt, nur bei Tage dicht an der Küste von Landestelle zu Landestelle hinzusegeln, um ein Abtreiben auf die hohe See zu vermeiden, wo die Galeere doch wieder von der Driftung gefaßt worden wäre. Sie seien also nicht weit von der Stelle, wo sich die Einbuchtung zur Enge des Himmelsträgers nach Osten wende, auf Strand gelaufen, hätten aber geglaubt, sehr viel weiter nördlich zu sein, als sie tatsächlich waren. Die Strömung habe sie auch damals wieder getäuscht. Daß sie aber das Glück gehabt hätten, so dicht vor der Meerenge Land zu fassen, sei die Rettung der Besatzung gewesen, denn sie hätten gleich darauf von ortsansässigen Atlantern gehört, daß unter den heutigen Umständen kein Schiff mehr durch die Enge des Himmelsträgers fahren könne, ohne zu zerschellen.

Ich nickte, weil ich diese Nachricht schon von dem Goldschmied Phortas kannte. Ich wollte den Alten aber nicht unterbrechen und bat ihn, mit seinem Bericht fortzufahren.

„Wir blieben längere Zeit an der Küste liegen“, fuhr Sarota fort. „Ich glaube, es war ein halbes Jahr und mehr, denn wir mußten aus dem Lande viel ergänzen, was wir nicht mehr hatten, Trinkwasser und Lebensmittel, namentlich frisches Fleisch und Früchte.“

Ich wendete den Kopf zur Bahre meiner Katte Hogger. Ja, sie hatte den König richtig beurteilt. Herr Balder hatte Land angelaufen, so bald es ihm möglich gewesen war. Die Herdflamme warf ihr zuckendes Licht auf die stillen, lächelnden Züge der jungen Frau, und die Augen der beiden Raben, die sich zu ihren Füßen auf einem der Tragespeere niedergelassen hatten, funkelten wie schwarze Kirschen. Sie hielten die Köpfe schief, als sie meinen Blick bemerkten und flatterten auf meine Schultern. Nun waren

wir ganz einsam, die beiden Raben und der einäugige Gode, einsam inmitten seinem wilden Heer. Ich nickte Herrn Sarota zu, er möge weitererzählen.

Und der Alte fuhr fort:

Sie hätten in der iberischen Mark Freunde gefunden, natürlich auch Feinde, wie das in solcher Zeit gehe, aber die Freunde seien doch in der Überzahl gewesen. Es habe noch Bauernhöfe gegeben, atlantische Besitzer, die Wein gebaut hätten, aber dann wären Landstriche gekommen, in denen der Krieg gehaust habe. Die Macht des Königs sei schnell angestiegen. Sein Volk habe sich in den ersten drei Jahren durch Zuzug atlantischer Gruppen und durch Geburten verfünffacht. Sein erstes Ziel sei der Wachfelsen des Reiches an der Enge des Himmelsträgers gewesen. Die Wache habe noch dort gelegen, ohne Ablösung, seit dem Untergang des Reiches, und sie habe ihren Felsen wie eine Festung ausgebaut und habe sich gegen räuberische Horden erfolgreich behauptet. Dort sei der König zwei Jahre geblieben, um sich für die Reise zur Dreiecksinsel vorzubereiten, auf die er eine Wache legen wollte für Herrn Godda Apacheta, den Sternweisen von Aztlan und den treuen Freund und Steuermann.

Als ich das hörte, kam ein frohes, glückerfülltes Lächeln in mein Herz. Ja, das Reich war untergegangen, doch die Treue hatte es überlebt! Der Herr hatte ununterbrochen an seinen Steuermann gedacht und an sein Versprechen.

Ich fragte, was denn mit der Meerenge gewesen sei, daß man nicht darinnen habe fahren können?

„Herr Apacheta!“ antwortete der Alte. „Wir haben viel gesehen und erlebt auf unseren Reisen von Aztlan zum atlantischen Meer, vom Meer nach der Eisbarre von Thule, von Thule zur iberischen Mark, aber wir staunten doch, als wir zum erste Male vom Felsen des Himmelsträgers hinab auf die Meerenge sehen konnten. Tagelang stand das atlantische Meer im Westen wie eine hohe Mauer aus grünem Glas, durch die Enge aber heulte ein Wassersturz, der über seine volle Breite, bis hinüber zu den Bergen von Simbabuie

Nord, reichte. Mehr als zweihundert Gleichereinheiten hoch warf sich das Meer brüllend durch die felsige Pforte in das Meer Mitteland, schwoll ab und an, war tagelang still und gleichmäßig und strömte dann zurück und begann von der anderen Seite her zu brausen und zu heulen. Das Wasser fiel an der ozeanischen Seite und schwoll auf der Seite des Mittemeeres zu einem Riesenwall an. Mit unerhörtem Tosen brüllten die nassen Fluten in den Ozean zurück, aus dem sie gekommen waren. Das geschah nicht so gleichmäßig, wie zum Beispiel unsere Drift auf dem Meere gleichmäßig gewesen war. Mitunter kam Anstieg im Ozean mit dem Rückstau aus dem Mittemeer fast übereinander. In diesen Tagen gab es nur ein wildes, planloses Strudeln und Rauschen, aber dann konnte man sehen, was dieser Doppelstrom und Doppelsturz gefressen hatte in den langen Jahren seit dem Untergang des Reiches. Wohin das Auge blickte, trieben hölzerne Schiffstrümmer hin und her, einmal hinaus in die atlantische See, und dann wieder zurück in das Mittemeer. Wir fischten zu gewissen Zeiten, die wir regelmäßig beobachtet hatten und die einigermaßen sicher waren, viel Treibholz aus den Wellen, und wir fanden manche Namen eingeschrieben und eingeschnitten, Namen von Schiffen des Reiches, von Kaufleuten, von Seeräubern, doch müssen es noch viel mehr Fahrzeuge gewesen sein, die dort zerschmettert in den Wogen trieben."

„Die Flotte des Königs von Atlantis, die gegen Hellas ausgeschickt war, kam auf der Rückreise dort um", warf Herr Gerland von Tikina ein. „Sie wußte nicht, daß Atlantis versunken war."

Ich erwiderte, ich habe schon wiederholt von den Mahlströmen gehört. Ein Herr Phortas aus Tyrins habe mir berichtet, die Hellenen hätten für diese gewaltigen Stromschnellen Namen erfunden, sie würden in Hellas Scylla und Charybdis genannt. Wer der einen entginge, stürze ganz sicher in die andere und würde so ohne Hoffnung hin und her geworfen. Ich habe anfangs gefürchtet, die Königsgaleere sei ebenfalls in diesen Mahlstrom geraten.

Ja, erwiderte Sarota, diese Namen, die ich genannt habe, seien

ihnen später in Hellas ebenfalls genannt worden, doch die Hellenen meinten wahrscheinlich einen anderen und diesem ähnlichen Mahlstrom, der sich zwischen der Dreiecksinsel und der Südspitze Etruriens gebildet habe. Sie hätten mit diesem kleineren Mahlstrom nämlich recht. Er bestehe in der Tat, doch sei er geringfügig gegen den, der an der Enge des Himmelsträgers brause. Zwischen Dreiecksinsel und Etrurien liege eine schmale Enge. Wenn sich im westlichen Mittemeer das Wasser aus dem atlantischen Ozean anstaue, so bewirke es einen kleineren Anstau auch bei der winzigen Enge zwischen Dreiecksinsel und Etrurien. Und wenn der Anstau nachlasse, ströme auch dort das Wasser zurück. Auch dieser Mahlstrom sei sehr gefährlich, aber nicht zu vergleichen mit dem, der an der Enge des Himmelsträgers stehe. Westlich der Dreiecksinsel sei infolgedessen die Schiffahrt völlig erstorben, weil der Flutanstau sehr weit in das Mittemeer reiche und der Rückstau jedes Schiff mit sich nähme, das in diesen Gewässern segele. Sie selbst würden übrigens ahnungslos in die Enge des Himmelsträgers eingelaufen sein, wenn der König nicht vorher an Land gegangen wäre. Dort habe er bald erfahren, welcher Gefahr er entgangen sei, habe deshalb auf die Weiterfahrt zu Wasser verzichtet und den Landweg gewählt.

Es sei auch einmal eine Galeere vom atlantischen Ozean her gekommen und sei durch die Enge hineingestrudelt, sagte Friede von Schoongaard. Menschen seien an Bord gewesen, man habe sie deutlich erkennen können, aber das Schiff sei mit Windeseile vorübergerissen worden, habe sich wiederholt überschlagen, seitwärts und auch in der Länge, und habe sich wieder aufgerichtet! Und noch immer seien Menschen an Bord gewesen, die zu dem Wachfelsen des Reiches hinaufgewinkt hätten, wahrscheinlich weil sie Hilfe haben wollten. Sie zu bringen, sei natürlich nicht möglich gewesen, die Strömung und der Wassersturz hätten das Fahrzeug in wenigen Zeittakten in das Mittemeer geschwemmt, und von der Stunde an sei es verschwunden gewesen. Seine Trümmer aber seien wieder vorübergekommen, auch frische Men-

schenleichen seien vorbeigetrieben, dem Ozean zu, weil die Sturzflut in diesen Tagen gekentert sei. Der König habe anfangs geglaubt, es sei die „Windbirge“ gewesen mit dir, Herr Godda, aber es waren zu viele Menschen an Bord, und da sahen wir ein, daß es ein fremder Segler gewesen sein mußte, der ähnlich wie wir auf langer Suchfahrt über den Atlantik endlich die Straße des Himmelsträgers gefunden hatte, doch nur, um am Tore der Rettung zu zerschellen.

Ich fragte, ob die wichtige Beobachtung mit den Mahlströmen in das Schiffstagebuch verzeichnet worden sei und ob dies überhaupt weitergeführt worden sei? Herr Gerland erwiderte, ja, es sei weitergeführt worden unter der Leitung des Königs. Er selbst habe die Stichworteintragungen auf Befehl des Herrn Balder gemacht, und der kleine Acora habe ihm immer dabei geholfen, weil er besser schreiben konnte als der Ritter. Ich wendete den Kopf und sah meinen Sohn auf der rechten Seite des Herdes liegen, rot bestrahlt von der Glut, die starken Hände über dem Kreuzgriff des Schwertes. Ich nickte ihm zu. Ja, mein Junge, so hast du dem armen Steuermann geholfen und hast sein wertvolles Tagebuch weitergeschrieben, als du kaum zehn Jahre alt warst. Ich habe dich die ersten Schreibzeichen gelehrt, aber es war noch nicht viel, was du konntest. Nun hat sich wohl der Herr König viel mit dir beschäftigt und hat dich gelehrt. – Umsonst, umsonst! Der eigene Vater hat dich erschlagen, an der Schwelle des Lebens, im Frühling der Jugend.

Ich merkte, daß Sarota dem Tikiner heimlich und voller Zorn zuwinkte. Der Alte war der Meinung, man solle möglichst wenig von Godda Acora erzählen. Ich sagte aber, da ich dies aus seinem Benehmen erriet, es sei mir eine Freude, wenn ich vom Thronfolger auch etwas hörte. Daß er mein Kind gewesen war, sagte ich nicht. Treue reicht über den Tod, und wer Schweigen versprochen hat, nimmt das Geheimnis ins Grab, es sei denn, daß die Sterne sprechen, denen Godda Apacheta alles gesagt hat – fast alles gesagt hat, was ihn auf der Erde bewegte, Freude und Leid. Wer

es eines Tages aus dem schimmernden Bande der Himmelsstraße zurückholt, möge es tun und auch davon sprechen. Dann ist alles Sage geworden, Atlantis, Thule und die Helden aus Nordland, dann ist der alte Gode selbst bei den Sternen und kann nicht mehr lächeln über Menschen und Dinge, kann nicht mehr trauern über Tod und Wunden.

Sarota aber berichtete weiter:

Der König sei nach langen und gründlichen Vorbereitungen an der Ostküste der iberischen Mark entlang gen Norden gezogen und habe die Wache auf dem Felsen der Himmelsträgerenge mitgenommen, weil es dort nichts mehr zu bewachen gab außer Schiffstrümmern und toten Menschen. Dies Entlangwandern an der Küste nach Norden sei nach Angabe der Einwohner deshalb nötig gewesen, um an gleichmäßigeres Fahrwasser zu kommen, denn der Anstau aus den Mahlströmen ginge sehr weit in das Mittemeer hinein. Sie wären mit achtzig Schwertmännern und zweihundert Frauen und Kindern abgewandert, hätten aber an der Küste nicht das gefunden, was sie hatten finden wollen, nämlich seetüchtige Galeeren in genügender Zahl, um das kleine Volk nach Etrurien und dann weiter nach der Dreiecksinsel zu bringen. Sie hätten deshalb drei Jahre lang liegen bleiben müssen, um solche Schiffe selbst zu bauen, aber es sei sehr langsam gegangen, weil einzelne wichtige Gerätschaften gefehlt hätten, die auf der Königsgaleere zurückgeblieben seien, nun aber schmerzlich vermißt wurden. Mit Mühe habe man von den Landeseinwohnern das Nötige erhalten, und es sei nicht leicht gewesen, mit solchen einfachen Geräten seetüchtige Galeeren auf den Kiel zu legen. Der König aber habe es mit seinem harten Willen durchgesetzt, er habe es sogar verstanden, ohne kupferne Nägel auszukommen und habe die Nägel aus Hartholz schnitzen lassen. So seien sie erst im siebenten Jahre ihrer Landung an der iberischen Mark nach Etrurien abgesegelt, mit Segeln aus geflochtenen Matten, und hätten von dreizehn Galeeren eine verloren. Diese sei nach Südwesten abgetrieben und nicht wiedergesehen worden.

Vermutlich sei sie von der Mahldrift zur Enge des Himmelsträgers gezogen worden und sei dort untergegangen, mit Frauen und Kindern, die an Bord gewesen wären. Da der König von den Einwohnern Etruriens vor den kleineren Mahlströmen an der Enge zwischen Dreiecksinsel und Etrurien gewarnt worden sei, habe er sich entschlossen, die Insel von Westen her in Küstenfahrt zu umsegeln. Dies sei auch gelungen, und der Herr habe nach einer Landestelle gesucht. Es sei nämlich an vielen Stellen der Küste die glühende Lava des Feuerberges ins Meer geflossen, so daß der Strand fast überall voller Dampf und Rauch gewesen sei, also daß Herr Balder es nicht gewagt habe, anzulaufen. Auf der Südostspitze aber habe er freie Sicht gefunden, der Feuerberg habe an dieser Stelle seine Glutflüsse nicht ins Meer geschickt, und so habe der König mit den ihm gebliebenen zwölf Galeeren auf Sand gehen können. Die Gegend sei fruchtbar und reich gewesen, wenn auch dem nutzbaren Umfange nach klein. Sie habe in einem tief eingeschnittenen Tal gelegen, so daß die Aschenregen des Feuerberges meistens darüber hinweggeweht seien. Und was an Asche liegengeblieben sei, das hätten die Regenfälle und die kleinen Flüsse weggespült, so daß für eine kleine Schar Raum und Lebensmöglichkeit gegeben gewesen sei. Sehr schwer seien auf dieser großen Insel die täglichen Erdbeben gewesen, doch hätten einige atlantische Einwohner, die sie dort vorgefunden hätten, ausgesagt, der Teil der Insel sei sicher. Der König habe eine steinerne Burg bauen lassen mit unterirdischen, aus Steinplatten gefügten Wohnungen für die Wachleute und ihre Familien und habe die mir zugesagte Spähwache hineingelegt. Die unterirdischen Wohnungen seien zum Schutze gegen die Erdstöße angelegt worden. Das sei im zehnten Jahre nach der Landung gewesen.

„Wo ist die Spähwache heute? fragte ich.

Die Männer sahen sich verlegen an. Diese Frage schienen sie gefürchtet zu haben. Sarota antwortete auch nicht auf sie, sondern der Ritter Gerland von Tikina. Er sagte, es sei später nicht mehr möglich gewesen, die Wache einzuziehen, und sie sei vermutlich

immer noch dort. Sie sei in größerer Sicherheit, als sie selbst später gewesen seien. Ich möge nicht niedrig von ihnen denken. Herr Sarota werde mir berichten, wie alles gekommen sei. Ich erwiderte, ich habe keinen Grund, von meinen Freunden niedrig zu denken. Der tote König und die erschlagene Herzogin mahnten uns, nicht härter zu richten, als Treue und Ehre zu richten vermöchten. Herr Sarota möge daher in seiner Erzählung fortfahren.

„Im zwölften Jahre nach der Landung verließen wir mit elf Galeeren die Dreiecksinsel“, berichtete der Alte. „Für uns alle wäre auf die Dauer doch kein Platz in dem engen Tal gewesen. Die Atlanter, die auf der Insel wohnten, sagten aus, es werde im südlichen Hellas um Mykene und Tiryns gefochten, und zwar, wie im vorvergangenen Jahre ein Schiffsführer ausgesagt habe, von mehreren Gruppen, die alle untereinander in Fehde lägen. Es seien auch Atlanter des alten Nilgaues des Reiches dort, die offenbar in Hellas festen Fuß fassen wollten. Bei ihnen beständen eigentlich nur die Führer aus Nordleuten, und auch diese seien schon hier und da Mischlinge. Das Kriegsvolk selbst aber sei von brauner Hautfarbe. Viele seien es nicht, und wenn der Herr König dorthin segeln wolle, so sei es nicht unmöglich, auf altem Kulturbünde eine Stadt zu erobern oder auch zwei, sich dort festzusetzen und ein dauerhaftes Reich zu gründen. Die Gegend um Mykene sei zwar gebirgig, aber die Täler seien fruchtbar, und es werde dort noch immer Wein angebaut und Weizen und Feldfrüchte. Der Wildbestand sei wegen der Waldverstecke immer noch reichlich, zumal die räuberischen Horden keine guten Waffen mehr besäßen, um mehr zu erjagen, als sie zur Stillung des Hungers grade nötig hätten. Der König mit seinen gut bewaffneten Männern werde mit Leichtigkeit die Städte wegnehmen, die ja von alters her atlantische Pflanzstätten seien. Wir fuhren also mit unseren Galeeren in den langen Kanal ein, der die südlichste Halbinsel von Mittelhellas trennt. Die Atlanter der Dreiecksinsel hatten richtig ausgesagt. Der König hatte in wenigen Monden die Stadt Mykene

und das umliegende Land erobert und begann, aus den Trümmern der alten Siedlung eine Burg zu bauen.“

Als Sarota bis hierher gesprochen hatte, sah ich, wie die Freunde die Köpfe senkten.

„Das war am Beginn des dreizehnten Jahres“, sagte ich. – Wie nahe war ich doch damals am Ziel und hatte immer meine Ungeduld gezügelt, weil ich ein kampsstarkes Volk nach Hellas führen wollte.

Ich winkte Sarota mit der Hand, er möge weitererzählen.

Im Hochsommer dieses dreizehnten Jahres seien Nilatlanter an der Ostküste von Südhellas gelandet, mit fünfzig Galeeren, vollgepfropft mit braunem und schwarzem Kriegsvolk, sagte der alte Herr. Ihre Führung aber habe in den Händen von Atlantern gelegen, die eine eherne Zucht unter den Farbigen hielten. Der König habe zunächst gehofft, die Nilatlanter wurden den Reichskönig anerkennen und habe Herrn Ragner von Murnaat zu den Fremden gesandt, um mit ihnen zu verhandeln, aber sie hätten den Ritter mit der Auskunft zurückgeschickt, sie seien die Herrschaft des Reiches schon lange satt gewesen, schon vor dem Unglück der Erde, genau wie die Hellenen sich schon zuvor gegen den König erhoben hätten. Es sei ihr gutes Recht, sich selbst ein Reich zu bauen, und deshalb seien sie gekommen, nicht aber, um erneut und dazu freiwillig unter die Oberherrschaft des nicht mehr vorhandenen Reiches zu geraten. Sie forderten deshalb den König auf, binnen dreimal vierundzwanzig Stunden die Stadt Mykene zu räumen, da sie eine Stadt des Nilgaues sei und im vergangenen Jahre schon einmal eine Besatzung aus Abessien gehabt habe. Anderenfalls werde sich der Führer die Stadt mit Waffengewalt nehmen.

Meine alten Fahrtgenossen blickten verlegen auf ihre Fäuste. Die Erinnerung an das, was nun kam, schien ihnen furchtbar zu sein.

„Der König lehnte es natürlich ab, die Stadt herauszugeben“, fuhr Sarota fort, und seine Stimme klang heiser. „Die Kampfgruppe des Nilgaues griff daraufhin an, nicht nach dreimal vier-

undzwanzig Stunden, sondern erst nach einigen Wochen, und da die Galeeren mit farbigem Gesindel bis an die Deckshölzer gefüllt gewesen waren, so konnte der Gegner Tag für Tag neue Kriegsvölker gegen die unfertigen Befestigungen von Mykene jagen.“

Der Erzähler schwieg, und es wurde still in der Halle. Die Flamme knisterte auf dem Herd, und der Wind zischelte im Eulenloch oben am Giebel meiner Halle. Ich sah den verzweifelten Kampf der letzten Atlanter ans Aztlan und quälte mich mit dem Gedanken, warum ich nicht einmal leichtsinnig gewesen war und in Eilmärschen nach Hellas gegangen sei. Wohl wußte ich, daß ich richtig gehandelt hatte, wenn ich mein stark angewachsenes Volk zusammenhielt mit ehernem Griff, aber dennoch raunte der Wind von versäumten Gelegenheiten und von meiner Schuld am Tode des Königs Balder.

War ich es nicht auch gewesen, der den jungen Herrn erschlagen hatte, der dort neben meinem Herd von seinem kurzen, heldenhaften Leben ausruhte?

Herr Sarota erzählte weiter, und er wurde sehr kurz dabei.

Er sagte, Herr Framer von Akapana sei als einer der ersten gefallen, dann sei Herr Ragner von Murnaat erschlagen worden, Herrn Wilfried von Antiayu habe ein Pfeil auf den Schild geworfen, Liebe von Aargund sei von der Zinne gestürzt worden und im Graben zerschellt, und dreißig Atlanter, die Herr Balder aus Iberien, Etrurien und in Hellas an sich genommen hatte, seien den Schlachtentod gefallen. Dann habe der König Befehl gegeben, sich nach Norden durchzuschlagen. Das sei gelungen, aber der König sei bei den Rückzugsgefechten gefallen. Die Kriegsleute aus dem Nilgau seien ihnen nachgesetzt, denn sie hätten wohl empfunden, daß die Königsmänner sonst wiederkommen könnten, und sie hätten fast alle Frauen weggenommen und den ganzen Troß. In Nordhellas hätten dann die Reste des kleinen Königsvolkes Herrn Godda Acora zum König ausgerufen, und dann seien sie über die Pässe gestiegen, um Herrn Apacheta zu suchen, von dem die Erzählung ging, er säße mit gewaltiger Heeresmacht an der Donau

und sei auf dem Wege nach Süden, um den König zu suchen. Und Herr Godda Apacheta sei ein Heerführer, wie es keinen sonst in Nordland gebe. Er habe bisher nur siegreich gefochten, und niemand könne ihn überwinden, da er von den Sternen komme und übernatürliches Wissen sein Eigen nenne. Er habe nur ein Auge, und Raben säßen auf seiner Schulter, wenn er in der Halle Rat hielte. Der junge König aber sagte zu uns: „Wer den wilden Gode findet, der senke sein Schwert. Mein armer Steuermann ist an dem fehlenden Auge leicht zu erkennen."

Fast alle Männer, die in meiner Halle an dem langen Tisch saßen und Herrn Sarota zuhörten, wie er das erzählte, was sie selbst erlebt hatten, stützten die zerharschten, kantigen Schädel in die Fäuste und bargen die Augen, und ich vermute, daß der eine oder andere von ihnen heimlich heulte, oder doch wenigstens die Neigung hatte, es zu tun. Tränen sind selten in einer harten Zeit, aber ich kenne die nordischen Seelen, sie sind zart wie die Daunen der Singschwäne, die nach Thule stiegen, und der Schmerz wendet sich bei ihnen nach innen, weil es nichts Zarteres gibt als die Scham bei Männern.

So saß Godda Apacheta lange mit seinen Freunden in der Halle seines Winterlagers dicht an der Schwelle des Landes Hellas und war endlich – nach einem halben Menschenalter – mit denen vereint, die mit ihm aus Aztlan gingen, um Thule zu suchen.

Am anderen Tage befahl ich Herrn Gerdung, mehrere Spähtrupps zusammenzustellen und mit ihnen die Sättel der Paßstraßen zu besetzen. Ich wolle noch vor Winterbeginn in Hellas einbrechen, um die atlantischen Frauen und Kinder aus der Hand der farbigen Hilfsvölker der Nilatlanter in Mykene zu befreien. Das müsse sehr schnell gehen, und die Überraschung werde glücken, weil sich die Eroberer in Mykene eines Einbruches von Norden her bei dieser Jahreszeit nicht versehen würden. Ich habe aber gesehen, daß unter der südlichen Sonne die Gewalt des Winters nicht viel schwerer sei als die Sommermonate an der Eisgrenze. Ich könne es nicht verantworten, die Freunde länger als

nötig in der Gefangenschaft zu lassen. Ich sei entschlossen, die atlantischen Führer in Mykene zu bestrafen, falls sie es nicht verstanden haben sollten, die nordischen Frauen vor den Farbigen zu schützen. Außerdem habe ich die Pflicht, so bald als möglich die Wachgruppe auf der Dreiecksinsel abzuholen. Dies alles erfordere den Aufbruch innerhalb weniger Tage. Wir müßten zeigen, daß wir imstande seien, auch im Winter ein Gebirge zu überschreiten, und je eher es geschehe, um so besser sei es.

Frau Katte und meinen Sohn, den König, legte ich auf den Holzstoß und gab sie den Flammen, um eine Zerstörung ihrer zurückgelassenen Gräber zu verhindern. Die Urnen führte ich mit mir, um sie bei Mykene im Grabe des Königs Balder beizusetzen.

Wieder wurden die Hunde an die Schlitten geschirrt, wie wir es in den Gebieten der Eisgrenze stets mit so großem Vorteil geübt hatten, und die Tiere bellten vor Glück, daß sie die Fahrzeuge in sausender Fahrt über die Schneedecke der Berge ziehen durften. Godes wildes Heer brach zu Winterbeginn nach Hellas auf. Wo wir hinkamen, steckten die Wanderhorden in ihren Winterhöhlen, und sie wagten es nicht, herauszukommen, weil sie sich fürchteten. Die Besatzungen der Bergpässe ließen keinen Boten nach Hellas hinein und keinen heraus. Ich hatte befohlen, daß unser Anmarsch geheim bleiben sollte. Da die Straßen durch unsere Spähtruppe gesichert waren, konnte ich auch nachts marschieren, und die Täler und Schluchten des winterlichen Gebirges hallten wider vom Gekläff der Hunde und vom Schnauben der Rosse des wilden Heeres.

Wie ein Sturmwind brach Godda Apacheta in Hellas ein, und es verschlug ihm nichts, daß der Troß weite Strecken nicht mitkommen konnte, dafür hatte ich nun genügend Kriegsleute bei mir, die ihn deckten, gewissenhaft und treu, gehorsam und voll leidenschaftlicher Zuneigung zu dem alten einäugigen Gode, dessen persönliches Leid auch das ihre geworden war.

Ich will gerne zugeben, daß wir auch Glück hatten. Der Winter zögerte lange und fiel erst mit ganzer Härte ein, als wir das Ge-

birge schon überschritten hatten. Nun lag auch in Hellas Schnee, aber die Kälte war meinem abgehärteten und wohlversorgten Heer in diesen südlichen Ländern keine Last mehr.

Was an Menschengruppen am Wege lag, stob entsetzt auseinander. Eine Heeresmacht von über dreihundert Reitern und vierhundert Kriegsleuten zu Fuß war in Hellas seit dem Untergang des Reiches noch nicht wieder erschienen.

Da ich aber besorgte, es möge trotz der lähmenden Winterkälte durch heimliche Boten Nachricht von meiner Annäherung nach Mykene gelangen, schickte ich die Reitergeschwader unter der Führung des einarmigen Herrn Gerdung voraus, um die Häfen der Südhalbinsel von Hellas zu besetzen. Ich wollte verhindern, daß die Nilatlanter mit ihrem farbigen Gesindel und den Gefangenen auf die Schiffe gingen, um sich der Rache zu entziehen. Weitere Weisungen gab ich Herrn Gerdung nicht, aber er hatte Vollmacht zu handeln, wie es die Lage erforderte, die er in Südhellas vorfände.

Und Herr Gerdung handelte. Sein alter Gode brauchte, wie alle alten Götter, nicht mehr viel zu tun. Noch im Winter zog ich mit dem Troß des wilden Heeres in Mykene ein. Aus den Eroberern wurden Gefangene, und die Gefangenen wachten durch nächtlichen Kriegslärm auf und sahen bei Tage, daß sie frei waren, und daß ihre Männer und Väter unter den Befreiern waren, sie, die unter so hoffnungslosen Umständen die Stadt hatten verlassen müssen.

Die atlantischen Führer, die zum Teil von den Schlafmatten weg verhaftet wurden, konnten nur geringen Widerstand leisten, und Herr Gerdung verlor dank seiner geschickten Führung nicht einen einzigen Mann bei der Wegnahme der Königsstadt Mykene. Die farbigen Hilfsvölker der Nilatlanter waren auf dem Lande verteilt und natürlich nicht zusammengezogen worden, so daß es sich bei ihnen nur um eine längere Maßnahme der Entwaffnung handelte, die Herr Gurtur Ase Sarland aus Orlin mit großem Geschick durchführte. In den Häfen fielen neunzig seetüchtige Galeeren in

meine Hände, so daß ich mit einem Schlage auch eine Flotte besaß. Meine fünfzehnjährige rücksichtslose Arbeit an der Durchbildung und Abhärtung meines nordischen Volkes hatte ihre Früchte getragen. Godes wildes Heer, die Hyperboräer, wie die Leute in Hellas uns wegen unserer Herkunft nannten, waren Herren von Südhellas.

Ich freute mich, daß die atlantischen Führer der Nilleute die gefangenen Frauen ihres Blutes ehrenhaft behandelt hatten und war deshalb nicht genötigt, gegen sie vorzugehen, doch blieben sie als Gefangene in meiner Gewalt, weil sie dem König von Atlantis den Diensteid aufgesagt hatten. Ihr Verhalten hatte es unmöglich gemacht, unter der Führung des rechtmäßigen Reichskönigs in den Mittemeerländern Ordnung zu schaffen. Sie waren auch am Tode König Balders schuld. Da ich aber das erdumspannende Unglück des Reiches in Betracht zog und die Verwirrung, die dadurch in manchen Köpfen angerichtet worden war, so hielt ich die Männer in ritterlicher Haft und versprach ihnen, sie in einer Reihe von Jahren freizulassen. Behalten wollte ich sie dagegen nicht. Wer einmal untreu war, konnte es wieder sein. Sie blieben später dennoch, aber sie blieben in minderem Recht. Sie besorgten, im Nilgau unter Anklage gestellt zu werden, deshalb gab ich später zu, daß sie sich in der Umgegend von Mykene unter meiner Hoheit ansiedelten und als Bauern ihren Unterhalt erwarben. Auch sagte ich ihnen zu, daß ihre Kinder unter vollem Recht stehen würden.

Die farbigen Völker behielt ich als Sklaven, da ich Arbeiter nötig hatte, um den ersten starken Staat in Hellas nach dem Untergang des Reiches zu gründen. Die Farbigen blieben natürlich für dauernd Menschen niederen Rechtes und galten nur als Angehörige des neu gegründeten Staates. Auch sie lehnten es ab, nach dem Nilgau zurückzusegeln, wie ich ihnen freigestellt hatte.

Ein Jahr darauf traf auch die Wachgruppe von der Dreiecksinsel in Mykene ein. Sarota hatte mich gebeten, diese Männer abholen zu dürfen, und ich gab ihm sechs Galeeren mit einer Besatzung von je fünfzehn Männern, seebefahrenen Leuten, unter ihnen der

alte Schiffsführer Wulf Quaden, den ich im nördlichen Teutenlande an dem Schuttwall des Nordlandglitschers in meinen Volksverband aufgenommen hatte. Und als das sechzehnte Jahr seit dem Verlassen der „Windbirge“ gegangen war, wuchsen schon die Mauern der Königsstadt Mykene ans den Trümmern. Ich hatte den Ehrgeiz, meine Häuser und Burgen in atlantischer Bauweise zu errichten, doch erfüllte er sich nicht so ganz. Zwar hatte ich einen Stamm guter Baufachleute zur Verfügung, aber die Geräte zur Bearbeitung des Steines genügten nicht, und so mußte ich mit meinem mörtellosen Mauerwerk zufrieden sein, das einen Anklang an die vollendete Bauweise des Reiches Atlantis hatte, sie aber bei weitem nicht erreichen konnte. Kultur muß erarbeitet werden, und das geschieht erst in vielen Menschenaltern, nicht aber durch den Willen eines Sternweisen, der sich einer alten versunkenen Kultur erinnert.

Unter den Gefangenen, die ich in Mykene gemacht hatte, befand sich auch ein Gelehrter vom Nil, der aus Abessien stammte, ein Mischling, die es dort in großer Zahl gibt. Er war ein kluger, unterrichteter Mann und konnte mir Auskunft geben, wo mein Schiffstagebuch geblieben war, das zusammen mit der Beute in die Hände der Nilatlanter gefallen war. Der Abessier saß bei mir im Zelt und wurde wie ein freier Mann behandelt, wie es Gelehrte von Gott aus sind, und berichtete, mein Tagebuch sei in der Beute des Königs Balder an bevorzugter Stelle seines eigenen Gepäckes gefunden worden und sei von einem Priester nach dem Nilgau mitgenommen worden, weil es so ungeheuer wichtig sei. Denn wenn auch nicht immer klar daraus zu ersehen gewesen sei, was ich mit meinen Stichworten gemeint habe, so sei doch im großen daraus hervorgegangen, wie der Untergang des Reiches vor sich gegangen sei, wie vor allen Dingen die Gründe der Überflutungen und Vulkanausbrüche in den Gleichergegenden zu erklären seien und die Unmöglichkeit, heute auf dem atlantischen Ozean Schifffahrt zu treiben. Ich fragte den Mann, wie er das meine? Die Aufzeichnungen seien doch recht klar gewesen, selbst unter

Berücksichtigung der Tatsache, daß manches nur in Stichworten gegeben gewesen sei.

Da erwiderte der Gelehrte, sein Freund, der das Tagebuch mit nach dem Nilgau genommen habe, sei ein Forscher der Geschichtswissenschaft und habe eine kurze Zusammenstellung geschrieben, wie der Verlauf der Schicksale des Reiches gewesen sei. Man sei darüber nämlich vor Kenntnis meines Tagebuches ganz im unklaren gewesen. Er habe glücklicherweise eine Abschrift dieser geschichtlichen Aufzeichnungen seines Freundes und sei bereit, wenn ich es wünsche, die Schrift zu holen.

Ich sagte natürlich mit Freuden ja, und er brachte mir am gleichen Tage die Schrift, die nur aus wenigen Blättern des Nilpapyrus bestand. „Bericht über den Untergang des Reiches Atlantis“ stand darüber. Ich meinte, noch ehe ich ihn gelesen hatte, der sei ja sehr kurz. Der Gelehrte aber erwiderte, das sei wohl richtig, aber es handele sich hier nur um einen Beitrag, den mein Tagebuch gegeben habe, und sein Freund habe die Absicht, auch aus anderen Quellen einen größeren Bericht zusammenzustellen, der in vielen Abschriften in den Buchsammlungen des Nilgaues aufbewahrt werden solle, damit in den kriegerischen Zeiten die Nachricht von Atlantis und seinem Untergang nicht verloren gehe.

Darauf las ich die Schrift durch*). Sie lautete:

> „Oft und auf vielerlei Art sind die Menschen zugrunde gegangen und werden sie zugrunde gehen, am häufigsten durch Feuer und Wasser. Denn was man von Phaeton erzählt, dem Sohne der Sonne, wie er einst seines Vaters Wagen bestieg und, da er es nicht verstand, den Weg seines Vaters einzuhalten, alles auf Erden verbrannte und selbst vom Blitz getötet wurde –

---

*) Diesen Bericht hat Platon später in seinen Dialogen „Timäos“ und „Kritias“ niedergeschrieben. Es wurde hier die Übersetzung von Otto Apelt, Band 179 der philosophischen Bibliothek Leipzig, Verlag von Felix Meiner, benutzt.

das klingt ja wohl wie eine Fabel. Aber der wahre Kern daran ist die Veränderung der die Erde umkreisenden Himmelskörper und die periodische Vernichtung alles Irdischen durch ein großes Feuer. Unter allen Großtaten des hellenischen Staates nun ragt eine durch Größe und Heldenmut hervor. Unsere Schriften berichten von der gewaltigen Kriegsmacht, die einst durch den hellenischen Staat ein Ende fand, als sie voll Übermut gegen ganz Europa und Asien vom atlantischen Meere her zu Felde zog. Denn damals konnte man das Meer dort noch befahren. Es lag nämlich vor der Mündung der Säulen des Himmelsträgers eine Insel, größer als Asien und Libyen zusammen, und von ihr konnte man damals nach den anderen Inseln hinüberfahren und von den Inseln auf das ganze gegenüberliegende Festland, das jenes in Wahrheit so heißende Meer umschließt. Erscheint doch alles, was innerhalb der genannten Mündung liegt, nur wie eine Bucht mit engem Eingang. Jener Ozean aber heißt mit Recht so, und das Land an seinen Ufern mit dem gleichen Rechte Festland. Auf dieser Insel Atlantis bestand eine große und bewunderungswürdige Königsmacht, die der ganzen Insel, aber auch vielen anderen Inseln und Teilen des Festlandes gebot. Außerdem reichte ihre Macht über Libyen bis an den Nil und in Europa bis nach Thyrrenien. Dieses Reich machte einmal den Versuch, mit geeinter Heeresmacht ganz Hellas, überhaupt das ganze Gebiet innerhalb der Mündung mit einem Schlage zu unterwerfen. Da zeigte sich nun die Macht des hellenischen Staates in ihrer ganzen Herrlichkeit und Stärke vor allen Menschen. Allen anderen an Heldenmut und Kriegslist voraus führte er zuerst die Hellenen, sah sich aber später durch den Abfall der anderen genötigt, auf die eigene Kraft zu bauen, und trotz der äußersten Gefahr überwand er schließlich den herandrängenden atlantischen Feind und errichtete Siegeszeichen. So verhinderte er die Unterwerfung der noch nicht Geknechteten und ward zum edlen Befreier innerhalb der Tore des Himmelsträgers.

Später entstanden gewaltige Erdbeben und Überschwemmungen, und im Laufe eines schlimmen Tages und einer schlimmen Nacht versank das streitbare Geschlecht der Hellenen scharenweise unter der Erde, und ebenso verschwand die Insel Atlantis im Meer. Darum kann man auch das Meer dort jetzt nicht mehr befahren und durchforschen, weil hochangehäufte Massen von Schlamm, die durch den Untergang der Insel entstanden sind, es unmöglich machen. Die Insel aber war größer als Asien und Libyen zusammen, ist durch Erdbeben untergegangen und hat dabei eine undurchdringliche schlammige Untiefe hinterlassen, die jedem, der die Fahrt in das jenseitige Meer unternehmen will, am weiteren Vordringen hindert."

Ich legte die Blätter nieder und sah nachdenklich vor mich hin. Es war manches richtig, vieles aber durchaus falsch oder mindestens irreführend, was da niedergelegt worden war! Ich bedauerte, daß wir mit den Nilatlantern im Kriege lagen, weil es nun für längere Zeit nicht möglich sein würde, wissenschaftliche Irrtümer zu berichtigen. Was dann später durch wiederholtes Abschreiben noch verfälscht werden würde, ließ sich denken.

Ich erklärte dem Abessier, ich sei ein wenig erschüttert über solchen Bericht, wo doch eine klare Unterlage vorgelegen habe. Der Gelehrte dagegen war der Ansicht, sein Freund habe sich sehr genau an das Tagebuch gehalten und er könne nicht einsehen, warum die Schrift zum Teil falsch oder irreführend sein sollte. Daß ich als Atlanter nicht mit dem Lobe der Hellenen einverstanden sei, die nach meiner Ansicht natürlich Aufständische gewesen seien, dürfe mich als Weisen doch nicht schrecken.

Ich lächelte über solche kindliche Vermutung und versuchte ihm zu erklären, was ich an der Schrift auszusetzen habe. Da stehe zum Beispiel gleich am Anfang, durch die Veränderung der die Erde umkreisenden Gestirne kämen derartige Flutunglücke und Vulkanausbrüche größter und weltvernichtender Ausmaße zustande, wie es bei dem Untergang des Reiches erfolgt sei. Das sei richtig und falsch zugleich. Richtig sei, daß durch solche Verän-

derung einer Gestirnsbahn das Unglück eingetreten sei, aber es handele sich dabei nicht um ein Gestirn, das die Erde umlaufen habe. Dies sei nur der Eindruck, den sämtliche Sterne auf den Menschen machten, der von der Sternenkunde nicht unterrichtet sei, als liefen sie samt und sonders um die Erde. Hier aber habe es sich um einen Wandelstern gehandelt, der heute der Mond der Erde sei, und dieser sei eben früher nicht um die Erde gekreist, sondern habe in etwa gleicher Umlaufbahn die Sonne umfahren. Und der Einfang dieses Wandelsternes durch die Schwerkraft der Erde habe erst die genannte Veränderung in der Gestirnbahn bewirkt, die nun nicht mehr um die Sonne, sondern gleichzeitig auch als Sklavenstern um die Erde zu laufen gezwungen worden fei. Ich fragte, ob der Gelehrte nunmehr einsehe, daß die Stelle seines Berichtes ganz irreführend sei. Ich habe jedenfalls in meinem Schiffstagebuch so etwas nicht geschrieben.

Nun, seine Antwort klang nicht ganz überzeugend, obschon er behauptete, mich verstanden zu haben. Ich konnte allerdings nicht verlangen, daß er den Sinn meiner Erklärung voll erfaßte, weil er von Sternen keine Kenntnisse hatte und sich von den Bahnen der Wandler und Sklavensterne keine rechte Vorstellung machen konnte.

Aber alles andere, was geschrieben sei, müsse doch richtig sein, meinte der Gelehrte nach einer Pause. Alles andere habe doch mit dem Gang der Gestirne nichts zu tun und sei sehr deutlich aus meinem Tagebuch zu entnehmen gewesen. Ich gab ihm zu, daß die Beschreibung des Unglücks im ganzen richtig sei, nämlich, daß an einem schlimmen Tage und in einer schlimmen Nacht in Hellas ganze Landflächen unter die Erde gesunken seien mitsamt der Bevölkerung, und daß zu der gleichen Zeit Atlantis in den Fluten des Meeres versank. Auch das komme sehr gut in der Schrift zum Ausdruck, daß das Unglück erdumspannend gewesen sei, und daß es an weit verschiedenen Teilen der Erde zu gleicher Zeit erfolgt sei. Es käme aber nun eine köstliche Stelle, die zwar auch aus dem Tagebuch entnommen, aber in der gegebenen Darstellung in

der Schrift gänzlicher Unsinn geworden sei. Es stehe da, man könne seit der Zeit, nämlich seit dem Untergang des Reiches Atlantis, jenes Meer nicht mehr befahren, weil dichter Schlamm das Fahren mit Schiffen unmöglich mache. Dieser Schlamm solle nach Ansicht des Verfassers aus Erde, aus Erdschlamm bestehen, der beim Untergang der Inseln weggespült worden sei und von dieser Zeit an gewissermaßen auf dem Ozean treibe und die Schiffahrt unmöglich mache. Nein, sagte ich, derartige Mengen von Erde gingen auf dem Meere einfach unter und sänken auf den Meeresgrund, aber sie bildeten keine Schlammbänke, die einer guten Galeere hinderlich seien. Der Gelehrte machte geltend, sein Freund habe sich da wörtlich an die Angaben des Schiffstagebuches gehalten, und ich selbst, der alte Godda Apacheta, habe es hineingeschrieben. Sie hätten sich allerdings beim Durchlesen dieser Stelle sehr gewundert und hätten sich lange gestritten, wie ich wohl dazu gekommen sei, eine solche unglaubliche Angabe zu machen. Sie hätten auch die gefangenen Atlanter gefragt, und diese hätten ausgesagt, wenn der Sternweise Godda Apacheta dies so in sein Tagebuch eingetrieben habe, so sei es unter allen Umständen richtig, denn ich sei einer der zuverlässigsten Gelehrten des alten Reiches gewesen. Infolgedessen hätte sein Freund, wenn auch ungerne, diesen Bericht über die treibenden dichten Schlammassen mit in die Schrift aufgenommen. Er frage mich nun als Standesgenosse, ob ich meine Angaben aufrechterhalten könne, jetzt, da ich mit ihm, dem Mitarbeiter an diesem Atlantisbericht, spräche. Ich konnte eine Heiterkeit nicht verbergen und erklärte, ja, das könne und wolle ich, aber es habe sich bei dem Schlamm, von dem der Atlantisbericht spreche, nicht um Schlamm aus Erde gehandelt, sondern um Schlamm aus Eis.

Der Gelehrte aber schüttelte den Kopf und erwiderte, Schlamm aus Eis, also Eisschlamm, könne es auf dem atlantischen Ozean nicht geben, das sei wohl eine scherzhafte Ausflucht, die ich da mache. Ich versicherte erneut, es habe sich um unvorstellbare Massen von Eisschlamm gehandelt, die ich nördlich der Höhe des

Himmelsträgers angetroffen habe, und dieser Eisschlamm habe auch die Eigenschaft, daß er auf dem Wasser schwimmen könne, was man von gewöhnlicher Ackererde nicht sagen könne. Er wollte zunächst meinen Versicherungen nicht glauben, daß es sich um schwimmende Felder aus Eisschlamm gehandelt habe, entsann sich aber plötzlich in meinem Tagebuch ein ihm früher unverständliches Wort in Verbindung mit meinem Ausdruck Schlamm gelesen zu haben, und dies Wort müsse wohl „Eis“ gelautet haben. Er gebe die Möglichkeit nun zu, daß dies dort gestanden habe, aber die Möglichkeit des Bestehens und Vorkommens treibender Eisfelder müsse er nach wie vor bezweifeln.

Meine Versuche, dem Gelehrten, der in seinem Leben höchstens etwas Schnee auf den Bergen von Hellas gesehen hatte, die Möglichkeit glaubhaft zu machen, daß ein ganzes Meer bis zum Pol in Eis starren könne, blieben erfolglos. Er war aber sehr höflich, wie es Gelehrte immer werden, wenn sie etwas nicht glauben, und versicherte, mich einigermaßen verstanden zu haben. Ich kann mir aber nicht denken, daß er später in seiner Heimat für eine Berichtigung des irreführenden Teiles des Atlantisberichtes eingetreten ist.

Ich konnte es nicht ändern. Aber ich dachte, wie schnell der Unverstand und die Unkenntnis in einer aus den Fugen gegangenen Zeit einen vernünftigen, klaren Bericht über tatsächliche Zustände verzerren könne, und daß ich es den Gelehrten der kommenden Jahrhunderte oder Jahrtausende nicht verargen könne, wenn sie solche Berichte für Kindermärchen hielten.

Was an mir lag, wollte ich tun, um mit den Nilatlantern in ein freundschaftliches Verhältnis zu kommen, denn auch die Werke der Wissenschaft durften auf die Dauer nicht vernachlässigt werden, wenn die Kultur erhalten werden sollte. Das lag aber wohl nicht an mir allein und an meiner Friedensbereitschaft, viel mehr lag es an den mir unbekannten Machthabern im Nilgau und an ihrem Willen, meine Ansiedlung in Hellas als Tatsache hinzunehmen. Ich saß in Mykene mit dem Recht, das die Spitze des

Schwertes verschenkt, und die Männer am Nil hatten wohl kein anderes Recht nachzuweisen.

Herr Gerdung wünschte, ich solle die Königskrone in Mykene nehmen. Ich war nicht abgeneigt, es zu tun, nicht weil der alte Gode plötzlich hochmütig und ehrgeizig geworden wäre, sondern um meinen Gegnern am Mittemeer als nordischer König entgegenzutreten, bei Krieg und Verhandlung.

Ich hatte deshalb meine Männer für den Tag der Sommersonnenwende auf den Marktplatz in Mykene befohlen, der die Zahl von etwa siebenhundert Kriegern grade aufnehmen konnte. Außerdem wollte ich gleichzeitig die von Sarota abgeholten Wachleute der Dreiecksinsel auf mich verpflichten.

Meine drei ältesten Söhne konnten schon an der Feier teilnehmen, die beiden jüngsten befanden sich noch in Frau Ragilds Hut, die sie zu ihren Kindern aufgenommen hatte, seit Katte Hogger gefallen war. Ich konnte aus meinem Herzogszelt beobachten, wie die gepanzerten Geschwader der Meinen aus den Gassen der neuerbauten Stadt klirrten, um sich auf dem Markt in weitgespanntem Viereck aufzustellen. Sie machten sehr feierliche und ernste Gesichter, und es war ihnen auch so ums Herz, wie ich gerne glauben möchte, denn der alte Gode war ihnen wie ein siegreicher Kriegsgott, dem sie blindlings vertrauten.

Ich lächelte, als ich sie kommen sah, vielleicht etwas schmerzlich, weil ich dennoch sehr allein war. Katte Hogger konnte diesen Tag nicht mehr sehen, und es wäre mir lieber gewesen, wenn ich meinem erschlagenen Sohn Godda heute selbst hätte huldigen dürfen. War ich doch ein Sternweiser und Gelehrter und kein König. Aber die gestürzte Zeit hatte auch mich gewandelt. Atlantis war endgültig versunken, auch für mich. Herr Gerdung von Gaardepoort hatte schon recht gehabt, als er das an der Leiche meines gefallenen Sohnes sagte.

Die Gruppenführer stiegen jetzt zu meinem Zelt empor. Herr Gerdung führte, neben ihm ging der junge Ritter Lutbrand, der die Krone trug. Der Goldschmied Phortas hatte sie aus geraubtem

Gold geschmiedet, so recht für den räuberischen alten Gode! Dahinter kamen die Getreuen alle, die das Schwert und die Kälte mir gelassen hatten, Luhre und Sarota und die Herren aus Orlin, Vaage und Galeta, Fokke Paliso, Gurtur Sasborg und der alte Quaden, Gerland von Tikina, Friede von Schoongaard, Rabe von Guttenberg, Wittewehr von Tambilo, Droger von Siminak, der alte Bilrung aus Kalasia, Henneke von Gaatland, Wehle von Brammerloh und Geyer von Antianyu der auf der Dreiecksinsel die Wachgruppe geführt hatte.

Nein, ich war nicht einsam. Es wäre undankbar gewesen, dies zu sagen. Wer hatte auf der unsicheren Erde solche Freunde, wie ich sie hatte? Wenn man alt wird, so wird man auch einsam, so oder so, und die jungen Menschen wenden sich von den alten ab. Ich aber besaß Liebe und Vertrauen eines kleinen Volkes, das unter den heutigen Umständen ein großes Volk war und nach meinem Willen auch noch größer werden sollte. Groß war es heute schon, gemessen an den anderen Gruppen, die in Hellas bis hinauf an die Eisgrenze durch die Steppen irrten. Ein starkes, geschlossenes Geschwader nordischer Singschwäne waren wir, Schwäne aus Thule, die ihre Heimat verloren hatten und am Rande der Vereisung eine neue suchen, bis die alte nach Jahrtausenden wieder frei wird!

Denn sie wird wieder frei werden! Zu genau kenne ich das Wesen und die Bahnen der Wandelsterne und ihrer Begleiter! Ich habe es an anderen Sternen gelernt und gesehen. Alle Begleiter streben nach einer Ausrundung ihrer Bahn um den Herrenstern. Auch der Mond würde nach Jahrtausenden nicht mehr in gestreckter Eibahn um die Erde laufen, wie er es heute kurz nach seiner Fesselung tat. Auch er würde seine Bahn immer mehr dem Kreise annähern. Dann würde er in Erdnähe nicht viel weiter von der Erde stehen als in Erdferne, und dann mußte auch die Vereisung weichen, dann mußte die Driftung auf dem atlantischen Meere aufhören, dann würden Scylla und Charybdis die Menschen nicht mehr schrecken. Ja, Thule wird wieder frei sein, und

unser Geschlecht wird dem Rückgang des Eises folgen, zäh und treu wie die Schwäne, die jährlich nach Norden fliegen, um zu sehen, ob das Eis immer noch starre!

Ich trug keinen Helm, als ich aus dem Zelt trat. Die Wunde, die mir mein Sohn in den alten Schädel geschlagen hatte, war tief und schwer gewesen, und sie war immer noch nicht völlig verharscht. Aber der Kronreif, den ich heute tragen sollte, ließ die Wunde unberührt, er würde mich nicht drücken, wenn ich ihn mir selbst auf die weißen Haare setzte. Seit Frau Katte gefallen war, hatte ich auch wieder meinen weißen Bart, der vom Kinn wehte wie einst auf der Königsgaleere. Kein Edelstein daß mehr in der leeren Augenhöhle. Godda Apacheta hatte keine Frau mehr, für die er sich schön machen mußte. Als ich vor dem Zelt stand und auf meine Freunde wartete, als sie die Stufen zu mir hinaufkamen, mit langsamen, feierlichen Schritten, weil es doch feierlich sein mußte, wenn der alte König sich mit dem Kronreif schmückte, da flogen die beiden Raben hinter mir her und setzten sich auf meine Schultern. Ich war überrascht, ließ sie aber, wo sie waren, weil ich sie unter den Augen meiner Männer nicht wegjagen wollte. Sie wären ja doch sofort wiedergekommen.

Meine drei ältesten Söhne standen neben mir, und der jüngste von ihnen stieß mich an.

„Vater, die Raben! Die Leute werden uns auslachen!“

Ich sah den Jungen an und lächelte ein wenig über sein besorgtes kleines Gesicht. Er fürchtete für die Würde des alten Gode!

Nein, die Leute lachten nicht. Ein Rauschen ging durch die ehernen Geschwader. Die langen Speere senkten sich ohne Befehl, tief neigte sich das verschlissene Banner des Reiches.

Ich sah zum Himmel empor, weil ich dachte, nun würden auch die Schwäne über mir hinziehen, wie schon so oft. Aber der Himmel war leer und von herrlicher blauer Farbe. Es wäre so ergreifend gewesen, wenn die Singschwäne gerade jetzt geflogen wären!

Godda Apacheta ist ein Spottvogel, man irre sich nicht.

Nie wird er sich bessern.

Aber dies sage ich heimlich den Sternen, und sie mögen es meinem uralten Freunde im All weitersagen:

Es ist etwas wie Dank in meinem Herzen.

Ende.